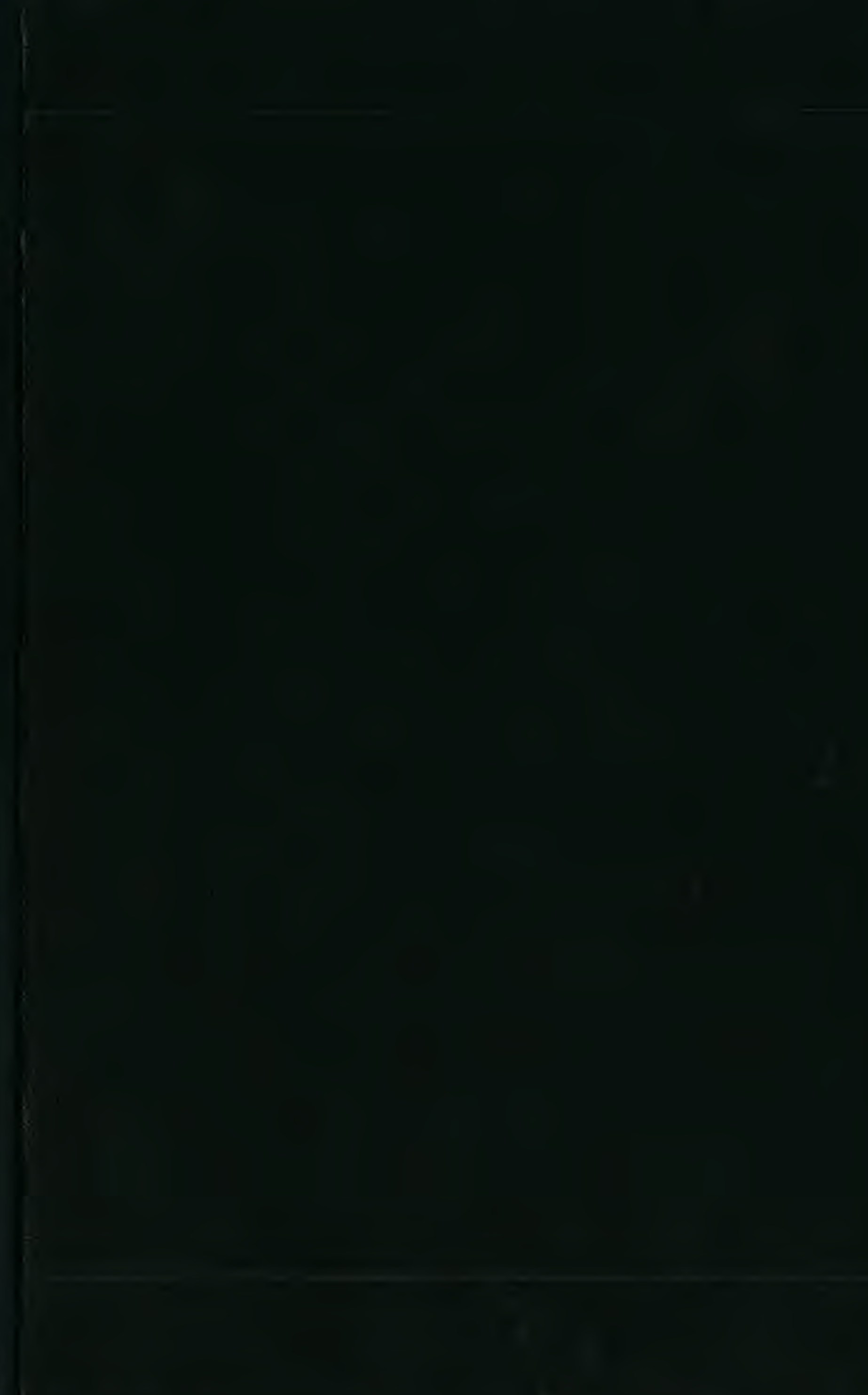
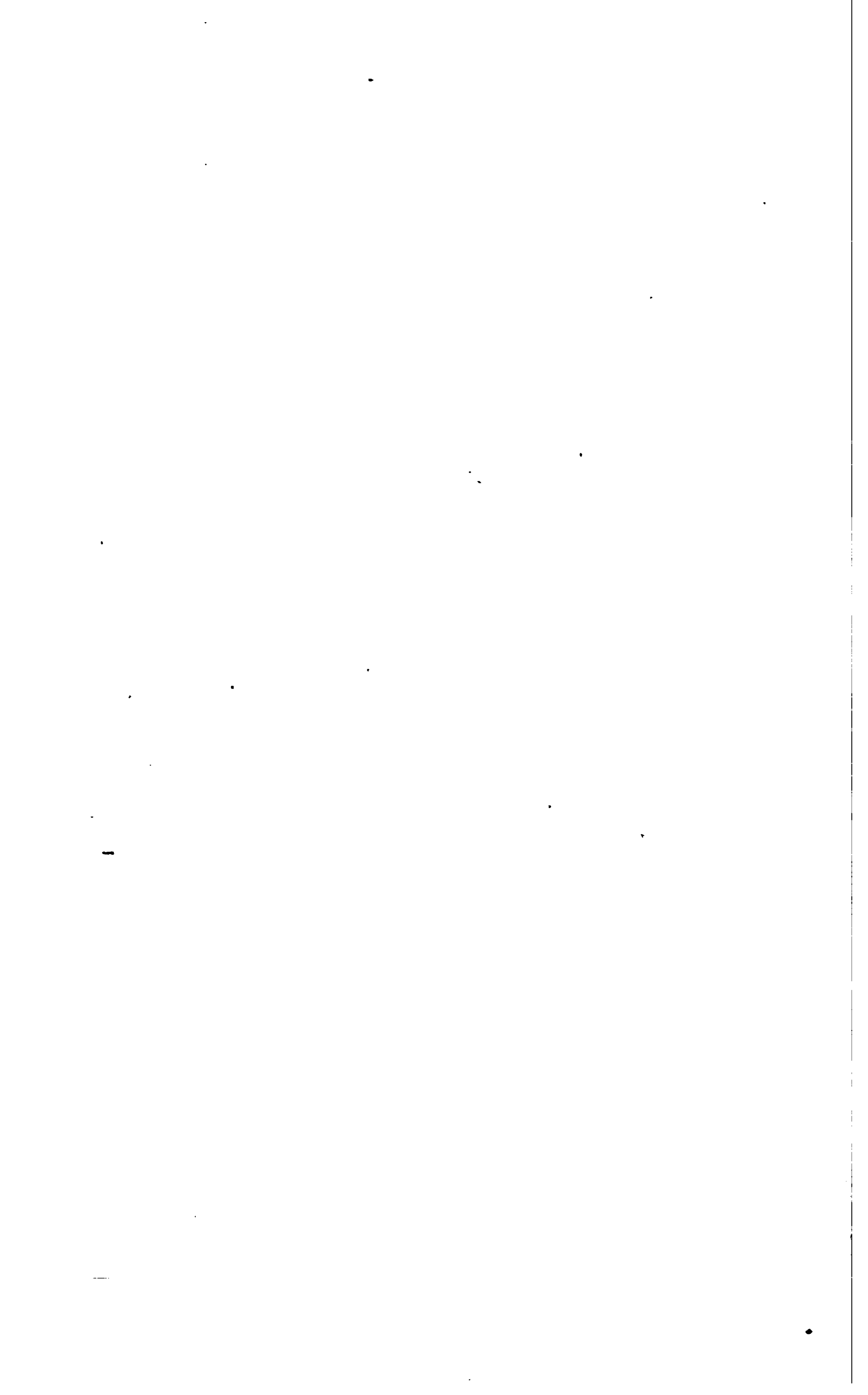
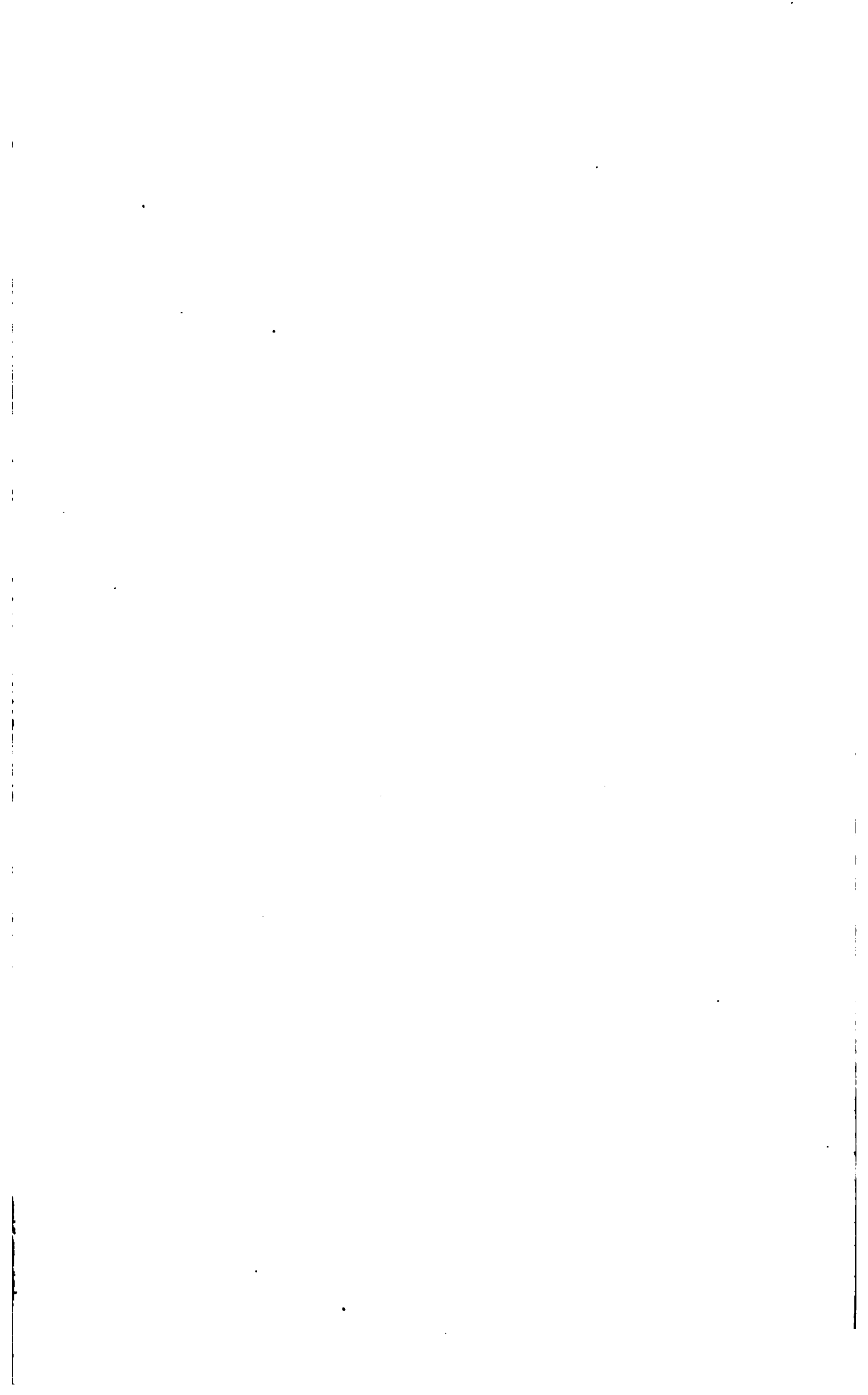
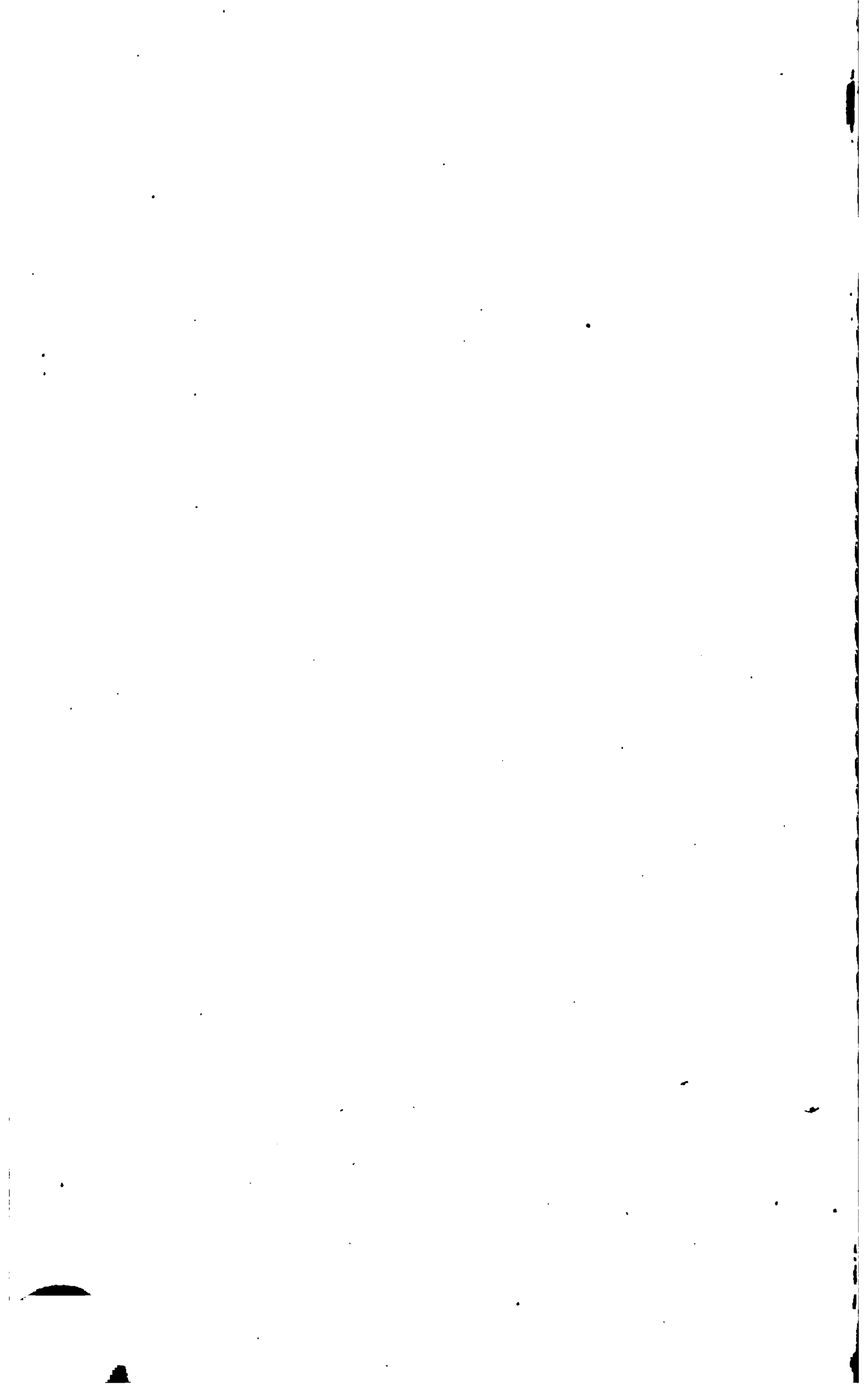








Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon

1

Fritz Reuter
Ut mine Stromtid

von

Prof. Dr. Paul Vogel

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus.
Herausgegeben von Prof. Dr. **Otto Lyon.**
1. Bändchen.

Fritz Reuter

Ut mine Stromtid

von

Prof. Dr. Paul Vogel,
Königin Carola-Gymnasium in Leipzig.

BG

Leipzig und Berlin,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1902.

Als am 15. Juli 1874 der größte deutsche Humorist, einer der größten Dichter des 19. Jahrhunderts, Fritz Reuter, in Eisenach in den Schoß der Erde gebettet wurde, schmückte seine letzte Ruhestätte ein Kranz, den ein Gymnasiast aus Höxter gesandt hatte. — Wäre heutzutage auch noch ein ähnliches beredtes Zeugnis warmer persönlicher Sympathie für Fritz Reuter zu erwarten? Ich fürchte: nein. Ich habe mich überzeugen müssen, daß die Bekanntschaft mit Reuters Werken — von Begeisterung gar nicht zu reden — unter den Gymnasiasten von Jahr zu Jahr in bedauerlicher Weise zurückgegangen ist, daß aber auch als Familienlektüre diese gemütstiefen Dichtungen viel weniger als früher herangezogen werden. Ein Dichter, der sich fast nur ans Gemüt des Lesers wendet, der in behaglicher epischer Breite das Leben seiner wackeren, bescheidenen, humorvollen Landsleute, in erster Linie der Tagelöhner, Bauern, Ackerbürger, Pächter, Inspektoren schildert, dessen Schriften — bei aller scharfausgeprägten Abneigung gegen unduldsame Gläubigkeit, gegen Frömmelei — von echt christlichem Geiste durchweht sind, — ein solcher Dichter läuft heutzutage Gefahr, mit einem mitleidigen Achselzucken abgethan zu werden.

Ich bin aber zu sehr durchdrungen von dem Werte der Reuterschen Werke an sich und gerade für die Gegenwart, als daß ich nicht versuchen sollte, möglichst viele Deutsche jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechtes für Reuter zu interessieren und zu erwärmen, zugleich das innere Verständnis seiner Dichtungen zu erleichtern. Zu einem ersten Versuch sei seine größte, berühmteste und abgeklärteste Schrift, der Roman „Ut mine Stromtid“ (Aus meiner Landmannszeit) gewählt.

Ich schicke voraus, daß der Einwand, das Verständnis des Niederdeutschen bereite zu große Schwierigkeiten, mir meist

nur als Vorwand der Ablehnung erschienen ist oder wenigstens von Leuten herrührte, die nach wenigen Seiten die Flinte ins Korn warfen. Seitdem die Volksausgabe von Reuters Werken existiert und ihrer Wohlfeilheit wegen die Originalausgabe verdrängt hat, ist die Klage vollends hinfällig: denn es werden da Worterklärungen in überreicher Zahl am Fuße der Seiten geboten. Aber auch die Möglichkeit, daß einige meiner Leser die Originalausgabe wählen, kann mich nicht bestimmen, im folgenden irgend welche Worterklärungen zu bieten: mögen immerhin anfangs einige wenige Ausdrücke (Tüften = Kartoffeln, Katteiker = Eichhörnchen u. a. m.) nicht verstanden werden, den Zusammenhang wird jeder verstehen, und der poetische Reiz des Romanes wird wirken, wird meines Erachtens sogar um so tiefer wirken, je mehr sich auch der Leser der Volksausgabe von den hochdeutschen Fußnoten unabhängig macht. Beim zweiten oder dritten Auftreten werden fremdartige Worte ohne weiteres aus dem Zusammenhange klar werden, um so mehr als mehrere Personen der Erzählung hochdeutsch reden.

Ich gedenke nun im ersten Teile des Büchleins kurze ästhetische Bemerkungen zu den einzelnen Kapiteln zu machen: der Leser möge, so oft er ein bez. einige Kapitel des Romans in sich aufgenommen hat, den entsprechenden Abschnitt durchlesen, — zur Vertiefung des Gelesenen und um sich von vornherein das innere Verständnis des Folgenden zu eröffnen. Der den zweiten Teil bildende Rückblick setzt die Vollendung der Lektüre des ganzen Romans voraus.

So folge mir denn, lieber Leser, in die schöne Dichtung hinein; die Einleitung derselben lies entweder erst am Schluß des Ganzen oder besser, bevor Du den Roman späterhin zum zweiten Male durchliest. Jetzt beginne sogleich mit dem

Teil I. **1. Kapitel.** Der Inhalt des Kapitels erscheint vielleicht übereinfach: Pächter Hawermann ist bankerott, und seine Frau ist an der Schwindsucht gestorben. Und doch ist es ein überaus reichhaltiges Kapitel, ein ganz wesentlicher Teil der Exposition des Romanes. Nicht nur daß sein landwirtschaftliches,

Milieu schon hier ganz deutlich und lebendig gezeichnet wird; in Hawermann und Pomuchelskopp wird uns auch schon je eine Hauptperson von Spiel und Gegenspiel vorgeführt, sie werden sogar in allen Hauptzügen schon jetzt charakterisiert: letzterer in seiner widerwärtigen Geldgier, seinem Mangel an Mitgefühl, seiner Hartherzigkeit gegen seine Untergebenen und dabei in der Unsicherheit seines Auftretens; Hawermann dagegen in seiner Liebe zu Frau und Kind, in seiner Ehrlichkeit, seinem Tätigkeitstrieb und seiner Energie und in seiner warmempfundenen Gottesfurcht. Die mehrfach ersichtliche Zuneigung der Beteiligten gegen letzteren, umgekehrt die Abneigung gegen Pomuchelskopp läßt das Charakterbild noch schärfer hervortreten. —

Das lütte Dirning tritt trotz seiner Jugend so stark hervor, daß man wohl ahnen muß, es werde ihm im Weiteren eine bedeutsame Rolle vorbehalten sein!

Besonders achte man auf das Marikenbläuming, das die kleine Luise dem Vater in den Schoß legt, auf den lütten Neihdisch, den Hawermann seiner Frau geschenkt hat, auf die der Stimmung entsprechende dunstige Nacht, in die der Witwer hinausschaut, auf Pomuchelskopps 'Heww ik dat wüßt?'; alle diese kleinen Züge kehren später (Kap. 39. 7. 8. 5.) an der entsprechenden Stelle wieder, — Musterbeispiele echt Reuterscher Kleinmalerei.

Das **2. und 3. Kapitel** führen die Exposition zu Ende. Sie versetzen uns in die Örtlichkeit, in der der ganze Roman spielt: die vier benachbarten Dörfer Pümpelhagen, Gürlitz, Rexow und Warnitz; auch das nahe Städtchen Rahnstädt, das besonders im 2. und 3. Teil den Schauplatz vieler wichtiger Ereignisse bildet, bleibt uns schon hier nicht fremd. Wir werden ferner mit den Verhältnissen vorläufig bekannt gemacht, die die Voraussetzung für die Handlung sind: Rittergut, Pachtgut, Pfarrdorf, kleine Provinzialstadt. Hauptsächlich aber stehen die meisten Hauptpersonen der Dichtung in so detaillierter, klarer und liebevoller Zeichnung vor unserem geistigen Auge, daß sie uns nach den wenigen Seiten wie alte Bekannte sind: Jochen Nüßler, der

Phlegmatiker, der aber beim Abschied der kleinen Lowise zeigt, daß er dem Charakter nach nicht der Sohn seiner Eltern ist, die prächtige Frau Nüßlern, das Ebenbild ihres Bruders in ihrer Schaffenslust, Warmherzigkeit, Ehrlichkeit, aber von einem glücklichen heiteren Temperament, die beiden lütten Druwäppel Lining und Mining, das ideale Pfarrerehepaar Behrens, der wahrhaft vornehme alte Herr von Rambow mit seinem kecken Sohn Axel, die Meisterfigur des alten Moses — „ein Jude dem Glauben, ein Christ den Taten nach" (Kap. 47) — mit seinem stark kontrastierenden Sprößling David, und vor allem Onkel Bräsig, die Gestalt, die Reuters Weltruf geschaffen hat.

Das **4. Kapitel** führt uns im Fluge über 11 Jahre hinweg; wir sehen Hawermann in geordneten Verhältnissen. Hat sich der Inspektor durch seine landwirtschaftliche Tüchtigkeit und besonders durch ausschlaggebende Ratschläge, die er dem Kammerrat in schwierigen Angelegenheiten erteilt, sogar eine einflußreiche Stellung errungen und läßt diese seine Lage als besonders günstig erscheinen, so liegt doch gerade darin der Keim späteren schweren Kummers: der neue Herr wird solch eine Vorzugsstellung nicht anerkennen wollen. Und wirklich finden wir schon jetzt die Vorboten schwerer Konflikte: zwar handelt's sich hier nur um ein Pferd, bloß um 900 Taler, aber schon stehen sich reife Erfahrung und tüchtige Kenntnisse auf der einen, Vorurteile auf der anderen, stehen sich das redliche Taktgefühl des reifen Mannes und die leichtfertige Oberflächlichkeit des jüngeren schroff gegenüber, — eine kaum zu überbrückende Kluft.

Besonders bedeutsam ist die erste Erwähnung des jungen Franz von Rambow.

5. Kapitel. Mit Pomuchelskopps abermaligem Eintritt in die Erzählung beginnt das Gegenspiel, sein Auftreten im Pastorhause ist das erste Vorpostengefecht.

Im übrigen ist zu beachten, wie Reuter durch den Kontrast der beiden Gürlitzer Ehepaare die Vorzüge und Mängel der einzelnen um so schärfer beleuchtet: die Pastorsleute, getragen von idealster Gesinnung, von wahrer Menschenfreundlichkeit, verbunden durch tiefste Liebe und durch gegenseitige Achtung,

— ihnen gegenüber das widerwärtige, gefühlsrohe Paar, das nur das Geld aneinander gekettet hat, ohne irgend welche innere Verbindung.

6. Kapitel. Die Errichtung der landwirtschaftlichen „Aquademi" wirkt fürs erste vorwiegend auf die Lachmuskeln, hat aber für Hawermann recht weit- und tiefgehende Folgen.

7. Kapitel. Zeigt sich Reuter allenthalben als ein Meister in der Schilderung, in der geradezu dramatischen Schilderung von Stimmungen, Charakteren, Situationen, — so ist dieses Kapitel einer der Kulminationspunkte dieser Meisterschaft. Es bringt fast nur Schilderungen, die Handlung schreitet, wenigstens scheinbar, nicht vorwärts, und wiederum wird der Kontrast als künstlerisches Mittel mit großer Wirkung verwendet: wie kläglich steht die Pomuchelskoppsche Weihnachtsbeschenkung zwischen dem Christabend im Pastorhause und der Silvesterfeier bei Nüßlers, die die mangelnde Schulbildung durch um so größere Herzensbildung wettmachen.

Liest man übrigens die Stelle, wo Franz am heiligen Abend zu Bett geht, und ganz zu Ende „un Franz stunn bi Lowise Hawermannen" mit dem H e r z e n, so weiß man, daß die Handlung doch auch in diesem Kapitel weitergegangen ist.

8. Kapitel. Das „unter Thränen Lachen" ist als Hauptzug Fritz Reuterscher Muse allgemein bekannt, auf Schritt und Tritt begegnen wir ihm in fast allen seinen Werken. In diesem Kapitel ist er besonders augenfällig: mit Todesahnungen hebt es an, am Schlusse steht der Tod, zwischendrin aber die reizende Episode mit dem „lütten Veih" und die Sage von den Egel und Äsel, und im Mittelpunkt die Geschichte von der „Wasserkunst"!

Man übersehe nicht das inhaltschwere Versprechen Hawermanns: „so lange ich Ihnen oder Ihrer Familie nützen kann, gehe ich nicht aus Pümpelhagen!"

Franz interessiert sich in auffälliger Weise für die Hingebung Luises an ihr Samaritergeschäft: „hei freute sik doräwer un wüßte doch nich recht worüm!"

9. Kapitel. Von Luise Hawermanns herzerquickender

Schönheit wird eigentlich nirgends in der Stromtid ausdrücklich oder ausführlich gesprochen: mehr als die blumenreichste Darstellung ihrer Äußerlichkeit wirkt aber das Kunstmittel der indirekten Schilderung. Dem würdigen Herrn von Rambow will man die letzte Ehre erweisen: aber „aller Ogen richt'ten sik up dat virteihnjöhrige Kind"; der gediegene Franz, der mit warmem Gefühl an dem Verstorbenen gehangen hat, verwendet kein Auge von ihr, und der verwöhnte Kürassierleutnant, der eigne Sohn des Toten, ruht nicht, bis er erfahren, wer das junge Mädchen ist. —

Durch den Tod des alten Herrn von Rambow wird das Feld frei für die Schachzüge des Gegenspiels. Das würdige Kleeblatt beginnt „in de Taukunst rümmer tau snidern". Doch ist die Gesellschaft so gemein und so frech in der Kühnheit ihrer Entwürfe, daß der Leser von vornherein hoffen darf, daß sie ihr Endziel wenigstens nicht erreichen.

10. Kapitel. Wir sehen hier: das erste Schlachtopfer des Gegenspiels wird Axel. Hauptsächlich aber wird das schon im 4. Kapitel skizzierte Charakterbild des Erben von Pümpelhagen weiter ausgeführt: gutmütig und weich angelegt — darum die guten Vorsätze! — hat er doch nicht die Kraft sich zu heben; er ist selbstgefällig, und — die Hauptsache! — er ist völlig befangen in Standesvorurteilen. Dabei taucht zum ersten Mal, wenn auch nur flüchtig gezeichnet, die prächtige Frida auf: daß gerade sie ihn zum Manne nimmt und er nicht „nach Geld" heiratet, beides spricht zu Axels Gunsten, — und so fällt in das trübe Kapitel von ferne wenigstens ein Strahl froher Hoffnung.

11. und 12. Kapitel. Zwei echte Liebeskapitel und doch wieder von zielbewußtem Kontrast durchzogen. Franzens seit langem sich entwickelnde Liebe kommt bei der Konfirmationsfeier zwar nicht zur Erklärung, aber ihm selbst zu klarem Bewußtsein; in die ganze Scene klingen — wenn auch natürlich der Humor (die große Wasserfrag', Mining als Erzieherin) bei Reuter nie ganz fehlen darf — die Kirchenglocken stark herein, und der empfindende Leser sieht gewissermaßen die segnende Hand

des Höchsten über Franzens Liebe ausgestreckt. Umrahmt wird das herrliche Bildchen durch gleich zwei schnell aufeinander folgende Liebesabenteuer von Fritz Triddelfitz, das eine sich aufbauend auf der „reellen Grundlage von Schinken und Mettwust", das andere urplötzlich aus Romanideen erwachsend; beide enden naß, doch wird hierbei kein Leser an eine allegorische Andeutung des befruchtenden Taus vom Himmel denken. Die drastische Komik lehrt uns zur Genüge, daß der Windhund dem jungen Edelmann kaum wird Konkurrenz machen können. Es sei bemerkt, daß das berühmte „Rangdewuh in den groten Watergraben", obschon von allen Beteiligten mit dem Mantel strengster Diskretion bedeckt, durch Bräsigs Vermittlung weiterhin noch öfter in effektvoller Weise auftaucht; ferner daß dieser Passus ein Hauptrepertoirstück von Rezitatoren ist.

13. Kapitel. Sollte es ohne Bedeutung sein, daß gerade im Anschluß an die beiden Liebeskapitel und just zu derselben Zeit, wo Franz vom Gürlitz-Pümpelhagen-Rexowschen Himmel verschwindet, die Sterne Gottlieb und Rudolf aufziehen? Sollten nicht die Eltern Nüßler mit der Befürchtung von „Leiwsgeschichten" recht behalten?

Das **14. und 15. Kapitel** sind wieder nicht wohl voneinander zu trennen. Wir lernen in ihnen zum ersten Male eingehender das mecklenburgische Landvolk kennen in seiner herzgewinnenden Naivität und Treuherzigkeit: Fik Degels und Krischan Däsel, Marie Möllers und Schaulmeister Strull mit den Äsels und Egels, David Däsel und Kutscher Degel, alle Hawjungs und Hawdirns, sie alle sind Blätter und Blüten zu einem Ehrenkranze der „nedderdütschen Art".

Weiter vervollständigen bez. bestätigen gerade diese beiden Kapitel die schon in den Umrissen entworfenen Charakterbilder von Frida und Axel. Wir werden sehen, daß der fernere Verlauf der Haupthandlung ganz besonders auf der Charakterentwickelung dieser beiden Personen beruht; diese Entwickelung stellt aber nur eine Potenzierung der bisher hervorgetretenen Eigenschaften dar, neue Züge kommen nicht hinzu. An Frida sticht am meisten in die Augen das von warmem Herzen

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus.
Herausgegeben von Prof. Dr. **Otto Lyon.**
1. Bändchen.

Fritz Reuter
Ut mine Stromtid

von

Prof. Dr. Paul Vogel,
Königin Carola-Gymnasium in Leipzig.





Leipzig und Berlin,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1902.

Als am 15. Juli 1874 der größte deutsche Humorist, einer der größten Dichter des 19. Jahrhunderts, Fritz Reuter, in Eisenach in den Schoß der Erde gebettet wurde, schmückte seine letzte Ruhestätte ein Kranz, den ein Gymnasiast aus Höxter gesandt hatte. — Wäre heutzutage auch noch ein ähnliches beredtes Zeugnis warmer persönlicher Sympathie für Fritz Reuter zu erwarten? Ich fürchte: nein. Ich habe mich überzeugen müssen, daß die Bekanntschaft mit Reuters Werken — von Begeisterung gar nicht zu reden — unter den Gymnasiasten von Jahr zu Jahr in bedauerlicher Weise zurückgegangen ist, daß aber auch als Familienlektüre diese gemütstiefen Dichtungen viel weniger als früher herangezogen werden. Ein Dichter, der sich fast nur ans Gemüt des Lesers wendet, der in behaglicher epischer Breite das Leben seiner wackeren, bescheidenen, humorvollen Landsleute, in erster Linie der Tagelöhner, Bauern, Ackerbürger, Pächter, Inspektoren schildert, dessen Schriften — bei aller scharfausgeprägten Abneigung gegen unduldsame Gläubigkeit, gegen Frömmelei — von echt christlichem Geiste durchweht sind, — ein solcher Dichter läuft heutzutage Gefahr, mit einem mitleidigen Achselzucken abgethan zu werden.

Ich bin aber zu sehr durchdrungen von dem Werte der Reuterschen Werke an sich und gerade für die Gegenwart, als daß ich nicht versuchen sollte, möglichst viele Deutsche jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechtes für Reuter zu interessieren und zu erwärmen, zugleich das innere Verständnis seiner Dichtungen zu erleichtern. Zu einem ersten Versuch sei seine größte, berühmteste und abgeklärteste Schrift, der Roman „Ut mine Stromtid“ (Aus meiner Landmannszeit) gewählt.

Ich schicke voraus, daß der Einwand, das Verständnis des Niederdeutschen bereite zu große Schwierigkeiten, mir meist

nur als Vorwand der Ablehnung erschienen ist oder wenigstens von Leuten herrührte, die nach wenigen Seiten die Flinte ins Korn warfen. Seitdem die Volksausgabe von Reuters Werken existiert und ihrer Wohlfeilheit wegen die Originalausgabe verdrängt hat, ist die Klage vollends hinfällig: denn es werden da Worterklärungen in überreicher Zahl am Fuße der Seiten geboten. Aber auch die Möglichkeit, daß einige meiner Leser die Originalausgabe wählen, kann mich nicht bestimmen, im folgenden irgend welche Worterklärungen zu bieten: mögen immerhin anfangs einige wenige Ausdrücke (Tüften = Kartoffeln, Katteiker = Eichhörnchen u. a. m.) nicht verstanden werden, den Zusammenhang wird jeder verstehen, und der poetische Reiz des Romanes wird wirken, wird meines Erachtens sogar um so tiefer wirken, je mehr sich auch der Leser der Volksausgabe von den hochdeutschen Fußnoten unabhängig macht. Beim zweiten oder dritten Auftreten werden fremdartige Worte ohne weiteres aus dem Zusammenhange klar werden, um so mehr als mehrere Personen der Erzählung hochdeutsch reden.

Ich gedenke nun im ersten Teile des Büchleins kurze ästhetische Bemerkungen zu den einzelnen Kapiteln zu machen: der Leser möge, so oft er ein bez. einige Kapitel des Romans in sich aufgenommen hat, den entsprechenden Abschnitt durchlesen, — zur Vertiefung des Gelesenen und um sich von vornherein das innere Verständnis des Folgenden zu eröffnen. Der den zweiten Teil bildende Rückblick setzt die Vollendung der Lektüre des ganzen Romans voraus.

So folge mir denn, lieber Leser, in die schöne Dichtung hinein; die Einleitung derselben lies entweder erst am Schluß des Ganzen oder besser, bevor Du den Roman späterhin zum zweiten Male durchliest. Jetzt beginne sogleich mit dem

Teil I. **1. Kapitel.** Der Inhalt des Kapitels erscheint vielleicht übereinfach: Pächter Hawermann ist bankerott, und seine Frau ist an der Schwindsucht gestorben. Und doch ist es ein überaus reichhaltiges Kapitel, ein ganz wesentlicher Teil der Exposition des Romanes. Nicht nur daß sein landwirtschaftliches,

Milieu schon hier ganz deutlich und lebendig gezeichnet wird; in Hawermann und Pomuchelskopp wird uns auch schon je eine Hauptperson von Spiel und Gegenspiel vorgeführt, sie werden sogar in allen Hauptzügen schon jetzt charakterisiert: letzterer in seiner widerwärtigen Geldgier, seinem Mangel an Mitgefühl, seiner Hartherzigkeit gegen seine Untergebenen und dabei in der Unsicherheit seines Auftretens; Hawermann dagegen in seiner Liebe zu Frau und Kind, in seiner Ehrlichkeit, seinem Tätigkeitstrieb und seiner Energie und in seiner warmempfundenen Gottesfurcht. Die mehrfach ersichtliche Zuneigung der Beteiligten gegen letzteren, umgekehrt die Abneigung gegen Pomuchelskopp läßt das Charakterbild noch schärfer hervortreten. —

Das lütte Dirning tritt trotz seiner Jugend so stark hervor, daß man wohl ahnen muß, es werde ihm im Weiteren eine bedeutsame Rolle vorbehalten sein!

Besonders achte man auf das Marikenbläuming, das die kleine Luise dem Vater in den Schoß legt, auf den lütten Neihdisch, den Hawermann seiner Frau geschenkt hat, auf die der Stimmung entsprechende dunstige Nacht, in die der Witwer hinausschaut, auf Pomuchelskopps 'Heww ik dat wüßt?'; alle diese kleinen Züge kehren später (Kap. 39. 7. 8. 5.) an der entsprechenden Stelle wieder, — Musterbeispiele echt Reuterscher Kleinmalerei.

Das **2. und 3. Kapitel** führen die Exposition zu Ende. Sie versetzen uns in die Örtlichkeit, in der der ganze Roman spielt: die vier benachbarten Dörfer Pümpelhagen, Gürlitz, Rexow und Warnitz; auch das nahe Städtchen Rahnstädt, das besonders im 2. und 3. Teil den Schauplatz vieler wichtiger Ereignisse bildet, bleibt uns schon hier nicht fremd. Wir werden ferner mit den Verhältnissen vorläufig bekannt gemacht, die die Voraussetzung für die Handlung sind: Rittergut, Pachtgut, Pfarrdorf, kleine Provinzialstadt. Hauptsächlich aber stehen die meisten Hauptpersonen der Dichtung in so detaillierter, klarer und liebevoller Zeichnung vor unserem geistigen Auge, daß sie uns nach den wenigen Seiten wie alte Bekannte sind: Jochen Nüßler, der

Phlegmatiker, der aber beim Abschied der kleinen Lowise zeigt, daß er dem Charakter nach nicht der Sohn seiner Eltern ist, die prächtige Frau Nüßlern, das Ebenbild ihres Bruders in ihrer Schaffenslust, Warmherzigkeit, Ehrlichkeit, aber von einem glücklichen heiteren Temperament, die beiden lütten Druwäppel Lining und Mining, das ideale Pfarrerehepaar Behrens, der wahrhaft vornehme alte Herr von Rambow mit seinem kecken Sohn Axel, die Meisterfigur des alten Moses — „ein Jude dem Glauben, ein Christ den Taten nach“ (Kap. 47) — mit seinem stark kontrastierenden Sprößling David, und vor allem Onkel Bräsig, die Gestalt, die Reuters Weltruf geschaffen hat.

Das 4. **Kapitel** führt uns im Fluge über 11 Jahre hinweg; wir sehen Hawermann in geordneten Verhältnissen. Hat sich der Inspektor durch seine landwirtschaftliche Tüchtigkeit und besonders durch ausschlaggebende Ratschläge, die er dem Kammerrat in schwierigen Angelegenheiten erteilt, sogar eine einflußreiche Stellung errungen und läßt diese seine Lage als besonders günstig erscheinen, so liegt doch gerade darin der Keim späteren schweren Kummers: der neue Herr wird solch eine Vorzugsstellung nicht anerkennen wollen. Und wirklich finden wir schon jetzt die Vorboten schwerer Konflikte: zwar handelt's sich hier nur um ein Pferd, bloß um 900 Taler, aber schon stehen sich reife Erfahrung und tüchtige Kenntnisse auf der einen, Vorurteile auf der anderen, stehen sich das redliche Taktgefühl des reifen Mannes und die leichtfertige Oberflächlichkeit des jüngeren schroff gegenüber, — eine kaum zu überbrückende Kluft.

Besonders bedeutsam ist die erste Erwähnung des jungen Franz von Rambow.

5. Kapitel. Mit Pomuchelskopps abermaligem Eintritt in die Erzählung beginnt das Gegenspiel, sein Auftreten im Pastorhause ist das erste Vorpostengefecht.

Im übrigen ist zu beachten, wie Reuter durch den Kontrast der beiden Gürlitzer Ehepaare die Vorzüge und Mängel der einzelnen um so schärfer beleuchtet: die Pastorsleute, getragen von idealster Gesinnung, von wahrer Menschenfreundlichkeit, verbunden durch tiefste Liebe und durch gegenseitige Achtung,

— ihnen gegenüber das widerwärtige, gefühlsrohe Paar, das nur das Geld aneinander gekettet hat, ohne irgend welche innere Verbindung.

6. Kapitel. Die Errichtung der landwirtschaftlichen „Aquademi" wirkt fürs erste vorwiegend auf die Lachmuskeln, hat aber für Hawermann recht weit- und tiefgehende Folgen.

7. Kapitel. Zeigt sich Reuter allenthalben als ein Meister in der Schilderung, in der geradezu dramatischen Schilderung von Stimmungen, Charakteren, Situationen, — so ist dieses Kapitel einer der Kulminationspunkte dieser Meisterschaft. Es bringt fast nur Schilderungen, die Handlung schreitet, wenigstens scheinbar, nicht vorwärts, und wiederum wird der Kontrast als künstlerisches Mittel mit großer Wirkung verwendet: wie kläglich steht die Pomuchelskoppsche Weihnachtsbeschenkung zwischen dem Christabend im Pastorhause und der Silvesterfeier bei Nüßlers, die die mangelnde Schulbildung durch um so größere Herzensbildung wettmachen.

Liest man übrigens die Stelle, wo Franz am heiligen Abend zu Bett geht, und ganz zu Ende „un Franz stunn bi Lowise Hawermannen" mit dem Herzen, so weiß man, daß die Handlung doch auch in diesem Kapitel weitergegangen ist.

8. Kapitel. Das „unter Thränen Lachen" ist als Hauptzug Fritz Reuterscher Muse allgemein bekannt, auf Schritt und Tritt begegnen wir ihm in fast allen seinen Werken. In diesem Kapitel ist er besonders augenfällig: mit Todesahnungen hebt es an, am Schlusse steht der Tod, zwischendrin aber die reizende Episode mit dem „lütten Veih" und die Sage von den Egel und Äsel, und im Mittelpunkt die Geschichte von der „Wasserkunst"!

Man übersehe nicht das inhaltschwere Versprechen Hawermanns: „so lange ich Ihnen oder Ihrer Familie nützen kann, gehe ich nicht aus Pümpelhagen!"

Franz interessiert sich in auffälliger Weise für die Hingebung Luises an ihr Samaritergeschäft: „hei freute sik doräwer un wüßte doch nich recht worüm!"

9. Kapitel. Von Luise Hawermanns herzerquickender

Schönheit wird eigentlich nirgends in der Stromtid ausdrücklich oder ausführlich gesprochen: mehr als die blumenreichste Darstellung ihrer Äußerlichkeit wirkt aber das Kunstmittel der indirekten Schilderung. Dem würdigen Herrn von Rambow will man die letzte Ehre erweisen: aber „aller Ogen richt'ten sik up dat virteihnjöhrige Kind"; der gediegene Franz, der mit warmem Gefühl an dem Verstorbenen gehangen hat, verwendet kein Auge von ihr, und der verwöhnte Kürassierleutnant, der eigne Sohn des Toten, ruht nicht, bis er erfahren, wer das junge Mädchen ist. —

Durch den Tod des alten Herrn von Rambow wird das Feld frei für die Schachzüge des Gegenspiels. Das würdige Kleeblatt beginnt „in de Taukunft rümmer tau snidern". Doch ist die Gesellschaft so gemein und so frech in der Kühnheit ihrer Entwürfe, daß der Leser von vornherein hoffen darf, daß sie ihr Endziel wenigstens nicht erreichen.

10. Kapitel. Wir sehen hier: das erste Schlachtopfer des Gegenspiels wird Axel. Hauptsächlich aber wird das schon im 4. Kapitel skizzierte Charakterbild des Erben von Pümpelhagen weiter ausgeführt: gutmütig und weich angelegt — darum die guten Vorsätze! — hat er doch nicht die Kraft sich zu heben; er ist selbstgefällig, und — die Hauptsache! — er ist völlig befangen in Standesvorurteilen. Dabei taucht zum ersten Mal, wenn auch nur flüchtig gezeichnet, die prächtige Frida auf: daß gerade sie ihn zum Manne nimmt und er nicht „nach Geld" heiratet, beides spricht zu Axels Gunsten, — und so fällt in das trübe Kapitel von ferne wenigstens ein Strahl froher Hoffnung.

11. und 12. Kapitel. Zwei echte Liebeskapitel und doch wieder von zielbewußtem Kontrast durchzogen. Franzens seit langem sich entwickelnde Liebe kommt bei der Konfirmationsfeier zwar nicht zur Erklärung, aber ihm selbst zu klarem Bewußtsein; in die ganze Scene klingen — wenn auch natürlich der Humor (die große Wasserfrag', Mining als Erzieherin) bei Reuter nie ganz fehlen darf — die Kirchenglocken stark herein, und der empfindende Leser sieht gewissermaßen die segnende Hand

des Höchsten über Franzens Liebe ausgestreckt. Umrahmt wird das herrliche Bildchen durch gleich zwei schnell aufeinander folgende Liebesabenteuer von Fritz Triddelfitz, das eine sich aufbauend auf der „reellen Grundlage von Schinken und Mettwust", das andere urplötzlich aus Romanideen erwachsend; beide enden naß, doch wird hierbei kein Leser an eine allegorische Andeutung des befruchtenden Taus vom Himmel denken. Die drastische Komik lehrt uns zur Genüge, daß der Windhund dem jungen Edelmann kaum wird Konkurrenz machen können. Es sei bemerkt, daß das berühmte „Rangdewuh in den groten Watergraben", obschon von allen Beteiligten mit dem Mantel strengster Diskretion bedeckt, durch Bräsigs Vermittlung weiterhin noch öfter in effektvoller Weise auftaucht; ferner daß dieser Passus ein Hauptrepertoirstück von Rezitatoren ist.

13. Kapitel. Sollte es ohne Bedeutung sein, daß gerade im Anschluß an die beiden Liebeskapitel und just zu derselben Zeit, wo Franz vom Gürlitz-Pümpelhagen-Rexowschen Himmel verschwindet, die Sterne Gottlieb und Rudolf aufziehen? Sollten nicht die Eltern Nüßler mit der Befürchtung von „Leiwsgeschichten" recht behalten?

Das **14. und 15. Kapitel** sind wieder nicht wohl voneinander zu trennen. Wir lernen in ihnen zum ersten Male eingehender das mecklenburgische Landvolk kennen in seiner herzgewinnenden Naivität und Treuherzigkeit: Fik Degels und Krischan Däsel, Marie Möllers und Schaulmeister Strull mit den Äsels und Egels, David Däsel und Kutscher Degel, alle Hawjungs und Hawdirns, sie alle sind Blätter und Blüten zu einem Ehrenkranze der „nedderdütschen Art".

Weiter vervollständigen bez. bestätigen gerade diese beiden Kapitel die schon in den Umrissen entworfenen Charakterbilder von Frida und Axel. Wir werden sehen, daß der fernere Verlauf der Haupthandlung ganz besonders auf der Charakterentwickelung dieser beiden Personen beruht; diese Entwickelung stellt aber nur eine Potenzierung der bisher hervorgetretenen Eigenschaften dar, neue Züge kommen nicht hinzu. An Frida sticht am meisten in die Augen das von warmem Herzen

freiem Sinn und klarem Blick geleitete treffende Urteil über Fru Pastern und Lowise, über Pomuchelskopps, Hawermann und Bräsig, während die Scheuleder der Standesvorurteile Axels Blick beschränken. Seine angeborene Gutmütigkeit tritt ja wohltuend hervor, aber er läßt ihr in einer ans Kindische grenzenden Unreife die Zügel schießen und stellt sie andererseits durch eine hochgradige Selbstgefälligkeit in Schatten. Da sich letztere in bedenklichster Weise auf landwirtschaftlichem Gebiete ergeht, stehen schwere Konflikte in sicherer Aussicht.

16. Kapitel. Wirklich beginnt sich schon jetzt der Knoten leise zu schürzen. In das Verhältnis zwischen Herr und Diener kommt das erste Rißchen dadurch hinein, daß ersterer sofort etwas ziemlich Einschneidendes anordnet, ohne mit seinem Inspektor Rücksprache genommen zu haben; da gleich danach Hawermann Mitwisser von Axels erster Lüge wird und dieser von dieser Mitwissenschaft weiß, entsteht zwischen den beiden Männern eine bedenkliche Spannung, die den Riß bald zu vergrößern droht.

Wohltuend kontrastiert ja hierzu die innere Annäherung zwischen dem Inspektor und Frida; da sie aber doch immerhin Axels liebende Gattin ist, vermag auch dies nicht den bangen Druck von uns zu nehmen.

17.—19. Kapitel. Auch diese mußten vorerst im Zusammenhang gelesen werden, auch sie sind recht eigentliche Liebeskapitel. Wiederum treten zwei Liebesaffairen nebeneinander, und wie die beiden jungen Vettern sich in ihrem ganzen Wesen entgegengesetzt sind, so kontrastieren auch in sehr wirkungsvoller Weise ihre Liebeserklärungen und ebenso die Stellungnahme der beiderseitigen Väter. Während andererseits Franzens Liebe noch hoch in den reinen Höhen idealer Schwärmerei schwebte, stehen unsere Pärchen ungeachtet ihrer innigen Zuneigung auf dem sehr realen Boden einer teilweise recht widrigen Wirklichkeit, die beiden Druwäppel haben sogar vorübergehend die unglückliche Liebe kosten müssen. — Es wird ferner im Laufe der drei Kapitel der Roman um einige interessante Charaktere bereichert: der orthodoxe, unpraktische

Gottlieb bildet ein Gegenstück zu dem abgeklärten, mitten im Leben seiner Gemeinde stehenden Pastor Behrens, in Rudolf verspricht ein bürgerlicher Franz von Rambow zu entstehen. Auch knüpfen wir zum ersten Male Beziehungen zur Rahnstädter Gesellschaft an: der kleinstädtisch-engherzige, krämerhafte Kurz und der übergründlich-pedantische, breitspurige Rektor sind zwar entschiedene Karikaturen, aber feingezeichnete Typen.

Besonders aber sei darauf hingewiesen, daß Bräsig hier zum ersten Male eine Rolle spielt, die gleich auf den ersten Blick als bedeutsam erscheinen muß.

20. Kapitel. Axel hat sich bereits den Respekt seiner Leute verscherzt, und das junge Ehepaar geht schon — in eigentlichem wie in übertragenem Sinn — verschiedene Wege. Welcher von beiden Mißständen nach Lage der Verhältnisse schwerer wiegt, läßt sich kaum sagen: beide sind jedenfalls symptomatisch dafür, daß Axels Stern stark im Sinken begriffen ist.

In diesem ganzen Kapitel wird das Thema, welches, wie wir sehen werden, grundlegend für den ganzen Roman ist, das Thema der Standesunterschiede, in den verschiedensten Tonarten variiert. Im Zusammenhang hiermit achte man besonders auf das Benehmen des stolzen Axel gegen den pöbelhaften Pomuchelskopp!

Das **21. Kapitel** faßt zu Anfang in ernsten Worten das trübe Fazit zusammen, das in Bezug auf das Herrenhaus zu Pümpelhagen nach dem Vorhergehenden zu ziehen ist. Die weiteren humorvollen Partien sind für den Verlauf unserer Erzählung nicht von Belang, enthalten aber zugleich eine feine Satire auf die etwas vorsündflutlichen Verhältnisse des Staates Mecklenburg.

Das **22. Kapitel** bedeutet abermals keinen Fortschritt der Handlung, gibt aber dem Leser Gelegenheit, Reuters scharfe Beobachtungsgabe und sein Talent für Kleinmalerei zu bewundern: das Bostonspiel mit obligaten Zwischenreden ist so recht aus dem Leben dieser naiven, anspruchslosen Leute herausgegriffen. Die Charakterbilder des Rektors und des

Kaufmann Kurz werden hierbei in der oben angegebenen Richtung weiter ausgeführt, für Fritz Triddelfitz beginnt dagegen gerade bei seinem argen Mißgeschick eine Saite der Sympathie in unserem Herzen zu erklingen: „hei hett en gor tau taufredenes Gemäud".

23. Kapitel. Immer mehr gerät Axel in die Krallen der Halsabschneider. Darob 'idel Taufredenheit' bei Pomuchelskopps: wie ganz anders nimmt sich dagegen 'de oll Dam' Taufredenheit' aus, die bei Nüßlers 'behaglich up den Diwahn' sitzt! Und welch ergreifenden Kontrast zu diesem Familienglück bildet der tiefe Kummer in dem lieben Pfarrhaus!

Pastor Behrens' Tod ist eine der strahlendsten Perlen Reuterscher Poesie. „Kein Minsch hatt dat seihn, . . . sine Regina wüßt dat jo doch", — welch feiner dichterischer Griff, um uns einerseits die einsame Todesstunde gewissermaßen miterleben zu lassen, andererseits ohne viel Worte zu zeigen, wie sehr dieses Ehepaar ineinander gelebt hat.

24. Kapitel. Der Todesfall bringt eine schmerzliche Verzögerung für Franzens und Luisens Liebe mit sich: ersterer gewinnt durch seine echt männliche Selbstbeherrschung, die er hier und im folgenden Kapitel zeigt, unsere Hochachtung in demselben Maße immer mehr, wie sie sich Axel durch seine innere und äußere Haltlosigkeit immer mehr und mehr verscherzt. Bei der Scene Franz-Bräsig erinnere man sich an die gleich- und doch so verschiedenartige Axel-Bräsig im 20. Kapitel.

Durch den Verlust der 2000 Taler wird der Hauptkonflikt ziemlich direkt angebahnt.

25. Kapitel. Ein einschneidender Fortschritt der Handlung: was bisher noch nie geschehen ist, Hawermann wehrt sich zweimal mit ruhigen, aber energischen Worten gegen das — gelinde gesagt — ungerechtfertigte Auftreten seines Herrn. Im zweiten Falle stehen wir hart am entscheidenden Konflikt: nur die Unverständlichkeit von Axels Rede läßt noch einen Aufschub zu.

Wenn es zwischen den beiden Vettern gerade um der

Standesunterschiede willen zum Bruche kommt, so übersehe man auch hier das zum 20. Kapitel Bemerkte nicht.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß aus vielen Zügen des Rahnstädter Bürgermeisters in diesem und späteren Kapiteln die pietätvolle Erinnerung Reuters an seinen Vater spricht, der Bürgermeister in der kleinen mecklenburgischen Stadt Stavenhagen war. Der hier ziemlich verschwindende Umstand, daß der Bürgermeister das Geldpaket genau in Augenschein genommen hat, ist übrigens für die spätere Entwickelung ein gar nicht unwesentliches Moment.

26. Kapitel. Ein nach den trüben Eindrücken der vorhergehenden erquickendes Kapitel: erstens wird im Gespräche Rudolfs mit Axel ausdrücklich festgestellt, daß des letzteren guter Kern noch nicht angefault ist, zweitens ist der große Schlaumeier Pomuchelskopp so dumm, daß er Gottlieb nur daraufhin taxiert, ob er selbst werde wirtschaften können, anstatt bestimmte Bedingungen zu stellen. Beides ist dazu angetan, frohere Aussichten für die Zukunft zu eröffnen.

Die Weberfrau mit dem Doppellouisdor ist wohl im Gedächtnis zu halten!

27. Kapitel. Wenn vorher ein helleres Licht auf Axel fiel, so mußte dies zugleich auch als Gegengewicht für das Folgende dienen: denn hier läßt sich Axel nicht nur durch Pomuchelskopp zu einer neuen Torheit beschwatzen und verrennt sich immer tiefer in seinen Standesdünkel, sondern er stellt sich gegen Ende hin an Unreife geradezu mit Fritz auf eine Stufe, und — was das Schlimmste ist — er erweitert den Riß zwischen sich und Hawermann wider besseres Wissen und Gewissen zu unheilbarer Tiefe.

28. Kapitel. Der Bruch, aber noch nicht der Hauptkonflikt! Der Leser braucht wohl kaum erst darauf hingewiesen zu werden, daß je tiefer Axel sinkt, desto höher Frida steigt.

29. Kapitel. Auch im Rittergut Gürlitz erweist sich die Frau klüger als der Mann: aber welch ein Unterschied! — Durch Pomuchelskopps für den Leser so wohltuenden Mißerfolg

wird Axel hart an die Grenze der allerhöchsten Not gebracht, hauptsächlich sinkt er aber gerade in diesem Abschnitt moralisch am allertiefsten im ganzen Roman: 'hei hadd sine würklich besten Frün'n, hei hadd sinen Herrgott verraden'. Auch hier jedoch die mildernde Andeutung seines bessern Ichs: es 'steg em de Ekel bet an den Hals'; und seine freundliche Anrede an Bräsig soll zeigen, daß er — allerdings nur ganz instinktiv und ganz von ferne — den Hauptgrund seines Unglücks empfindet.

Durch die Übersiedelung der Frau Pastor Behrens und weiterhin Hawermanns nach Rahnstädt tritt diese kleine Stadt tatsächlich in den Bannkreis der Erzählung: in ihr vereinigen sich allmählich fast alle für die Lösung des Konfliktes, der zunächst im folgenden Kapitel seinen Höhepunkt erreicht, in Betracht kommenden Faktoren.

30. Kapitel. Wie schon gesagt: der Höhepunkt der Handlung, das böseste Kapitel des Ganzen; denn es werden gar so viele Menschen in das Unglück mit hineingezogen, und Hawermann wird in so grausamer Weise mißhandelt, daß er aus seinem maßvollen, in Gottesfurcht ergebenen Charakter herausgedrängt wird und der zweite Teil der Dichtung in die erschütternden Worte ausklingt 'de Haß flog äwer em mit sine düstern Flunken'.

Wie aber Reuter es immer meisterhaft versteht, „Starkes sich mit Mildem paaren" zu lassen (vgl. zu Kap. 8), so hebt sich gegen den trüben zweiten Weihnachtsfeiertag in Pümpelhagen der Siden-Bollentiner in schönster Weise ab. Der Dichter hat hier Gelegenheit genommen, nahen Freunden ein Denkmal zu setzen, voran seinem treuen Fritz Peters, der ihm in der traurigsten Zeit seines Lebens sechs Jahre lang eine Freistatt in seinem Hause gewährt und auch sonst seine Freundschaft dauernd bewahrt hatte.

31. Kapitel. Haben bisher Luisens Anmut, ihre kindliche Liebe, Harmlosigkeit und Offenheit halb unbewußt unsere Sympathie gewonnen, so besteht sie jetzt in schwierigster Lage die Probe aufs glänzendste und erweist sich als echte Tochter ihres Vaters.

Bräsigs Rolle im Gespräch mit Frida erhebt sich zu fast tragischer Höhe: wenn irgend eine Stelle, so beweist diese, daß Unkel Bräsig nichts weniger als etwa nur der Spaßmacher des Buches ist. Hierüber unten mehr.

32. Kapitel. Wiederum ein Kapitel, in dem die Handlung ruht: denn der Versuch Franzens, Hawermanns Bedenken zu zerstreuen, schlägt fehl. Dafür bietet uns Reuter wieder ein Kabinettstück der Beobachtungsgabe und Darstellungskunst in der Schilderung des albernen, phantasiereichen, lawinenartig sich aufbauschenden, aber auch wieder vor einem Nichts zerstiebenden Kleinstadtklatsches bei Weibern und Männern.

33. Kapitel. Hier wird wieder durch den Kontrast die Hauptwirkung erzielt: Axel fast auf dem Gipfel der Not und Pomuchelskopp doch nicht mit dem Ergebnis seiner Machinationen zufrieden; — in der schrecklichsten Bedrängnis winkt die scheinbar sicherste und einfachste Hilfe; — doch soll gerade dieser Sonnenstrahl, wie sich zeigen wird, die schwärzesten Gewitterwolken heraufloсken.

34. Kapitel. Axel wird ja endlich klüger, andererseits aber bringt er seine späte Erkenntnis so unbesonnen zu Markte, daß er hierdurch ebenso die Kündigung Pomuchelskopps, wie durch sein Hazardspiel die des alten Moses herbeiführt, es also zu guter Letzt durchaus selbst verschuldet, wenn seine Bedrängnis den höchsten Grad erreicht.

35.—38. Kapitel bringen im wesentlichen einen kulturhistorisch außerordentlich interessanten Exkurs, der in anschaulichster und treffender Weise darstellt, wie die Bewohner dieser Dörfer und dieser kleinen Stadt in den Ausläufern der Wogen plätschern, die das große Jahr 1848 in der Welt aufgerührt hat; wie Edelleute und bürgerliche Gutsbesitzer, Juden und Christen, Lehrer- und geistlicher Stand, Handwerker und Tagelöhner, Kluge und Dumme sich zu der mächtigen Bewegung stellen oder zu ihr gestellt werden. Axel, noch immer in Standes- und Offiziersdünkel befangen, bildet sich natürlich ein, freiheitliche Regungen niederschmettern zu können, Pomuchelskopp in der Unsicherheit seines bösen Gewissens er-

niedrigt sich zu lächerlich wirkendem Entgegenkommen. Am klarsten und richtigsten beurteilt die ganze Lage Hawermann und — bei Lichte betrachtet — Bräsig in seiner reinen, arglosen Menschenfreundlichkeit.

Persönliche Erinnerungen Reuters treten in diesem Abschnitte besonders klar zu Tage: er selbst hat 1848 im Reformverein zu Stavenhagen das Amt eines Präsidenten bekleidet, nachdem ein biederer Handwerksmeister sich als zu dumm für diesen Posten erwiesen hatte. Bald legte auch Reuter sein Amt nieder und erklärte seinen Austritt aus dem Verein. Von der ihn umringenden Versammlung um seine Gründe bestürmt, rief er, die Türklinke schon in der Hand: „Ji sid mi all tau dumm, ji Schapsköpp!"

Für die eigentliche Handlung kommt ja scheinbar dieser ganze Passus fast gar nicht in Betracht, — nur daß Nüßlers sich entschließen dem jungen Paare Platz zu machen. Aber das Vorgehen der Tagelöhner in Kapitel 42 und 43 ist doch auf dem Nährboden der Revolutionszeit erwachsen.

39. Kapitel. Durch Auffindung des Wachstuches bietet sich die erste g r e i f b a r e Hoffnung auf günstige Lösung; bestärkt werden wir darin durch den zweiten Teil des Kapitels: erstens durch den Schritt der inneren Annäherung, den Hawermann nach Pümpelhagen tut (das 'Marikenbläuming' vgl. Kap. 1; — 'Wo was sin Haß blewen?' vgl. den Schlußsatz von Kap. 30), zweitens durch die zufällige Ankunft eines Briefes von Franz.

Ist letzteres ein zufälliges Zusammentreffen, so könnte erst recht das Wiederauftauchen des Wachstuches als ein gewissermaßen bei den Haaren herbeigezogener Zufall bezeichnet werden. Hierbei ist zu bedenken, daß ans Wunderbare grenzende Zufälle oft genug im Menschenleben eintreten, daß dem Dichter also erst recht auch kühne Aufstellungen gestattet sein müssen; Roman- und Schauspieldichter pflegen auch von dieser Licenz reichlichen Gebrauch zu machen. Bei Reuter aber hat die Sache auch noch ihren tieferen Grund (vgl. Kap. 34): 'Taufall nennen dat de Minschen; äwer wenn einer richtig

tausüht, denn is dat 'ne Folg' von vele annere Folgen, von de de eigentliche Ursak uns blot verborgen is'.

40. Kapitel. Wie die letzten Kapitel überhaupt, spricht auch dieses ohne weiteres für sich selbst. Der Leser möge nicht übersehen, wie Bräsig immer mehr zum Träger der ganzen Handlung emporwächst. Mit Hawermanns glücklicher Erlösung stimmt im

41. Kapitel sehr trefflich die frohe Hochzeit zusammen, die einen Kontrast bildet zu der durch ernste und trübe Stimmungen stark beeinträchtigten des jungen Pfarrerpaars. Ward die letztere nur in wenigen markanten Sätzen abgetan, so kann sich jetzt die Schilderungskunst Reuters in behaglicher Breite ergehen.

42. Kapitel. Hier zum ersten Mal tritt Frida in direkte Beziehung zu Axels pekuniärer Bedrängnis. Wenn es trotzdem ihr allein zu danken ist, daß die klügsten Berechnungen der Halunken fehlschlagen, so bewährt sich hierin wie in einer Feuerprobe ihr klarer Blick, ihr ehrlicher und energischer Charakter; zugleich tritt ihr wahrer Stolz in beabsichtigten Gegensatz zu dem haltlosen Axels.

43. Kapitel. Es entspricht der poetischen Gerechtigkeit, daß sich das Unwetter zuerst über Pomuchelskopp und Slusuhr entlädt. Wenn David frei ausgeht, so kann das nicht wundernehmen: hätte er auch gar zu gern sein Schäfchen geschoren, tatsächlich hat er keinen Schaden gestiftet. Warum? David ist eine Zwitternatur: er ist zu sehr Jude, um so edel und ehrlich wie Moses zu sein, er ist aber andererseits allzeit zu sehr unter dem Einflusse seines Vaters gewesen, als daß er das Zeug haben sollte zu einem gemeinen Juden. So wird David zu einer der wenigen rein lächerlichen Figuren des Romans, vielleicht ist er die einzige (s. u.).

44.—46. Kapitel. Die endliche Lösung, die Reinigung der verderbenschwangeren Luft durch einen entsetzlichen Wetterstrahl, der auf das Rambowsche Haus herniederfährt. Und nun beobachte man: Axel, der Angehörige des „starken" Geschlechtes, greift verzweiflungsvoll nach der Pistole, Frida, das

„schwache" Weib, sucht ein Menschenherz und findet deren mehrere. Wo? in Adelskreisen? beileibe nicht! Warum gelingt es also Frida, sich und Axel zu retten? weil sie keine Standesvorurteile hat. Und wie spielt sich Axels innere Läuterung ab? — 'So kommen die ollen Eddelmanns-Nücken raus aus Sie! — Was? — Sie wollen keine Freundschaft annehmen von ehrliche bürgerliche Leut?' u. s. w. (vgl. die Bemerkungen zu Kap. 20 und unter 'Rückblick').

Hiermit hängt wieder eng zusammen: wer sind hier neben Frida die Träger der Handlung? zunächst Fru Nüßlern und noch mehr Hawermann, im 46. Kapitel aber Bräsig, einzig und allein Bräsig.

Das **47. Kapitel** soll nicht etwa nur die Neugierde des Lesers befriedigen, sondern steht, wie sich uns noch zeigen wird, in engster Beziehung zur Grundidee des ganzen Romans.

Teil II. **Rückblick.** Der 1862—64 erschienene Roman 'Stromtid' bezeichnet den Höhepunkt von Reuters Schaffen: keines der früheren Werke (die wichtigsten sind: Hanne Nüte, Franzosentid, Festungstid) übertrifft ihn, die späteren stehen, auch nach des Dichters eigenem Urteile, hinter ihm zurück (z. B. Dörchläuchting und die Reise nach Konstantinopel). Die Stromtid hat keine so breite Basis selbsterlebter Tatsachen, wie Franzosentid und Festungstid; wenn Reuter trotzdem die ganze Handlung als direkt und indirekt selbsterlebt hinstellt, wenn er den Namen Stromtid wählte, „wil dat de Hauptsak tau de Tid passiert was, as ik Strom (d. h. Landmann) was", so zeigt sich, wie sehr er sein ganzes Denken und Fühlen in diese Dichtung hat ausströmen lassen. Hat er doch auch in ihr nicht nur seinem Vater und guten Freunden und Bekannten (s. o. zu Kap. 25, 30) von dankbarer Pietät zeugende Denkmäler gesetzt, sondern auch seine geliebte, hingebende Gattin Luise geb. Kunze dadurch verewigt, daß er Hawermanns Tochter gerade diesen Namen gab. — Das Haupterfordernis eines guten Romans, wie jedes Dichtwerkes ist die Einheit, beim Roman speziell die Einheit eines abgeschlossenen inneren Entwickelungszusammenhanges, die Einheit eines alles be-

herrschenden Gedankens. Als ein solcher tritt in der Stromtid hervor: die Überwindung und Versöhnung der ständischen Gegensätze innerhalb der menschlichen Gesellschaft auf dem Boden der reinen Menschlichkeit und durch allseitige tüchtige Arbeit. Schon im ersten Teile des Büchleins ist bei mehreren Kapiteln (4. 10. 14. 15. 20. 25. 27. 35—38. 44—46) auf diese Hauptidee des Romans hingewiesen worden: Axel erschien da deutlich als der Hauptvertreter mittelalterlich feudaler Standesvorurteile; er ist es, in dessen Person der Gegensatz zwischen adlig und bürgerlich, Herr und Diener, Grundbesitzer und Tagelöhner am öftesten und am schroffsten vorgeführt wird, er ist es, der die meisten und härtesten Konflikte wegen dieser Gegensätze durchzumachen hat, der sich andererseits der schmerzlichsten, aber auch erfolgreichen Kur unterziehen muß. Daneben finden sich noch andere mehr oder minder scharfe Gegensätze: zwischen Gutsbesitzer und Pächter, zwischen Gutsbesitzer und Pfarrer, zwischen Studierten und Nichtstudierten. Sie alle werden im Laufe der Erzählung in folgerichtiger Entwickelung überwunden und ausgeglichen: im 47. Kapitel — und das ist dessen innere Bedeutung! — ist die schönste und vollständigste Versöhnung verwirklicht; adliger Gutsherr und bürgerliche Ökonomen, Inspektor Hawermann und Pastor Gottlieb, Frida von Rambow geb. von Satrup und Luise von Rambow geb. Hawermann mit den beiden geb. Nüßlers und dem Arzttöchterlein aus Rahnstädt, dazu die alte Pächterin Nüßler, — sie alle sitzen in trautestem Verein, größtenteils durch verwandtschaftliche Bande verknüpft, an einem Tische zusammen. Und bezeichnenderweise sind sie bei Franz von Rambow zu Gaste: durch den ganzen Roman hindurch ist gerade dieser junge Edelmann in seiner abgeklärt fortschrittlichen Gesinnung das wohltuende Gegenstück zu Axel; blickt dieser nach dem Stammbaum, sonst höchstens nach dem Geldbeutel der Mitmenschen, fragt jener überall nur nach dem inneren Werte und handelt danach; während Axel wähnt eine ererbte Vorzugsstellung ohne Kenntnisse und Arbeit genießen zu dürfen, plagt sich Franz als Lernender jahrelang im Schweiße

seines Angesichts, um späterhin durch selbständige Arbeit sich der ihm zustehenden Vorzugsstellung würdig erweisen zu können. So gibt gerade die Person Franzens die Antwort auf die Frage, wie die Gegensätze innerhalb der menschlichen Gesellschaft sich versöhnen lassen: die von allen anerkannte und von allen übernommene Pflicht zu tüchtiger Arbeit ist es, die auch tiefe Klüfte zu überbrücken vermag.

So ist demnach die Stromtid ein echt sozialer Roman und als solcher für das beginnende 20. Jahrhundert noch ebenso zeitgemäß, wie für die sechziger Jahre des vorigen. Angesichts dieses sozialen Grundzuges verstehen wir nun auch erst völlig die Darstellung der Revolutionszeit in Kapitel 35—38: dieselben Gegensätze, die die einzelnen Personen unserer Erzählung quälen und kränken, beunruhigen die ganze Welt. —

Wenn wir nun sehen, wie dieser soziale Roman optimistisch ausklingt, muß es wunder nehmen, daß eine nahe verwandte, 1858 erschienene poetische Erzählung Reuters „Kein Hüsung" einen durchaus anderen Charakter trägt: diese spielt auch im Milieu des mecklenburgischen Landvolks, auch in ihr wird der einschneidende Gegensatz zwischen Gutsherrn und Tagelöhnern behandelt, aber es wird der herzlose Mann, der aus niedrigster Rachsucht dem Knecht „kein Hüsung" geben will, um seine schwangere Geliebte zu ehelichen, von dem Untergebenen im Jähzorn mit der Mistgabel erstochen, und es geht der letztere nicht nur seines Liebesglücks, sondern überhaupt seines ferneren Lebensglücks verlustig. Tief traurig und schrecklich pessimistisch! Auch in den einzelnen Personen welch ein Unterschied in der Darstellung: der Gutsherr in „Kein Hüsung" ist nicht nur in Vorurteilen seines Standes befangen, sondern ein bösartiger und gemeiner Charakter, während Axel bei aller feudalen Voreingenommenheit doch zahlreiche Proben ausgesprochener Gutherzigkeit auch dem Niedrigsten gegenüber gibt, während ferner in der Stromtid durch die Gestalt des trefflichen alten von Rambow und durch den idealen Edelmann Franz der Adel in jeder Weise zu seinem Rechte gelangt. Weiter: der Knecht in „Kein Hüsung" ist ein braver, ehrlicher,

arbeitsamer Bursche, aber trotzig und jähzornig; dagegen sind die Rambowschen Tagelöhner bescheiden und fügsam, auch in der Opposition zurückhaltend und maßvoll, weit entfernt gar von blutiger Gewalttat.

Woher nun die verschiedene Auffassung ganz verwandter Verhältnisse? — Fritz Reuter hat, wie bekannt, in der Blütezeit seiner Jugend, als Student, ohne seine Schuld traurig Schiffbruch gelitten. Er fiel der reaktionären Demagogenhetze der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum Opfer: lediglich weil er in Jena einer Burschenschaft angehört hatte, wurde er am Reformationstage 1833 in Berlin verhaftet, wegen versuchten Hochverrats zum Tode verurteilt, dann zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt: sieben Jahre hat er tatsächlich abgesessen, während Kameraden mit einem Jahre davongekommen waren und zu der Zeit, als Reuter noch in Untersuchungshaft saß, bereits wieder studierten. Als er endlich, 30 Jahre alt, freikam, hatte er nichts gelernt, um sich sein Brot zu verdienen, und fühlte sich zu alt, um noch etwas zu lernen; seiner Familie war er fast entfremdet, seinem Vater wurde er es ganz, als dessen Versuch, ihn doch noch zum Studium der niemals geliebten Rechtswissenschaft zu zwingen, mißlang. Ein Jahrzehnt war er Landmann: aber wie seine Mittellosigkeit ihm eine Pachtung oder gar einen Gutskauf unmöglich machte, so verbot sich die Annahme einer Inspektorstellung durch die durch die Festungshaft herbeigeführte Neurose der Magennerven, die bei ihm periodisch einen unbesiegbaren Drang nach Spirituosen hervorrief. Etwa sechs Jahre lang fand er dann, ohne irgendwelches Lebensziel, eine Freistatt bei seinem treuen Freunde Fritz Peters; endlich entschloß er sich auf das Zureden seiner Braut, sich in Treptow als Privatlehrer niederzulassen; da erteilte er dann die Stunden zu 2 Groschen, bis schließlich der fast 45jährige sich seiner dichterischen Begabung ganz allmählich bewußt wurde.

Ist es wunderbar, wenn solche Schicksalstücke einen Mann bitter und pessimistisch werden läßt, wenn er an der Reformfähigkeit der Menschheit verzweifelt, wie dies aus der Gestaltung

der Handlung und der Charaktere in „Kein Hüsung" klar hervorleuchtet und sich — wenn auch weniger schroff — auch in der „Festungstid" noch hie und da ausspricht? Und ist es nicht andererseits erhebend, zu beobachten, wie sich allmählich, getragen durch den dichterischen Genius, Reuters von Natur humorvolle und gottesfürchtige Anlage wieder Bahn bricht, und ist es nicht einleuchtend, daß die Wiedergewinnung dieser froheren Stimmung den Dichter erst befähigte, sein vollkommenstes Werk, die Stromtid zu schaffen? —

Der Roman hat einen ausgeprägt psychologischen Charakter; er hat die Aufgabe, seine Grund- und Hauptidee nicht nur durch Handlungen und Ereignisse vorzuführen, sondern in erster Linie durch Darstellung und Entwickelung von Persönlichkeiten.

Und so ist denn auch die Stromtid ein Meisterstück feinster Charakterzeichnung. Was Reuters Methode hierbei betrifft, so liebt er es sehr, Personen bei ihrem ersten Auftreten sei es äußerlich, sei es innerlich kurz zu charakterisieren, hauptsächlich aber bringt er uns das Wesen und die Entwickelung derselben durch ihre Reden und Handlungen nahe.

Die Charaktere Axels, Fridas, auch Luisens und Franzens sind bereits im Vorhergehenden vielfach behandelt worden. Von den übrigen weiß man nicht, welchen man als Musterbeispiel Reuterscher Kunst zuerst erwähnen soll. Eine Hauptperson ist zweifelsohne Hawermann. Wir haben gesehen, wie er gleich im ersten Kapitel in den Hauptzügen gezeichnet wird. Diese Skizze wird dann im weiteren Verlauf meisterhaft ausgeführt. Noch nach langen Jahren finden wir die sehnsuchtsvolle Erinnerung an die geliebte frühverklärte Gattin: „Ach, wenn sei doch desen Tag erlebt hadd" sagt er ganz selbstvergessen zu Franz, als er mit ihm zu Luises Konfirmation geht, und als es mit dem alten Rambow zum Sterben kommt, denkt er an jene Nacht, da „sin Hart för ümmer en Knick kregen hadd". Und er schwärmt mit erhebender Freude von dem Fortleben der Verstorbenen im Jenseits: „Sei süht hüt mihr, as ik, an ehr Kind, und sei deiht hüt mihr, as ik, för

ehr Kind, und ehre Gedanken sind höger as de blage Hewen, und ehre Freud' quellt reiner as de goldene Sünn".

Seine ganze hingebende, aufopfernde Liebe hat sich nun auf die Tochter konzentriert: „so as sei einmal min einzigste Trost was, so is sei nu mine einzigste Freud!" Schreckliche Qual vermag ihm der Gedanke zu bereiten, daß das Mädchen mit ihren schönen roten Backen etwa die Krankheit der Mutter geerbt haben könne, — tief wehmütig stimmt es ihn oft, daß er so wenig für Luisens körperliches, geistiges und seelisches Wohl tun kann. Wie es sich um ihr Liebesglück handelt, erklärt er sich sogar bereit, sie nie wieder zu sehen und seinen „beschimpften Namen im Verborgenen" zu halten, wenn es die Fru Pastern für ihr Glück hält; und als ihm sein ehrlicher Name wiedergegeben ist, ist sein erster Gedanke: „Min Lowise ehr Glück!"

Denen, die ihm sein Kind liebe- und aufopferungsvoll erzogen haben, ist seine unauslöschliche Dankbarkeit gewidmet: der Fru Pastern zuliebe erträgt er und entschuldigt er mit liebender Geduld das leichtfertige, oberflächliche und unreife Wesen des jungen Triddelfitz, obschon gerade ihm eine solche Art besonders fremd ist und besonders unsympathisch sein muß, — mit zarter, feinfühliger Fürsorge läßt er das Nebenhaus beim Kaufmann Kurz genau so herrichten, wie das Pastorhaus in Gürlitz.

Demnächst hängt er mit rührendster, unverbrüchlicher Treue an der Familie Rambow: auch unter den mißlichsten Verhältnissen, auch trotz dem ungerechtfertigten Auftreten Axels harrt er aus, „treu as en Hund", und sucht das drohende Unheil abzuwenden. Und auch als man ihn „as en Hund" von sich gestoßen, ihm den größten Schimpf angetan und ihn in seinem Kinde am schmerzlichsten getroffen hat, sehen wir ihn doch bei Moses zu Axels Gunsten reden (Kap. 34), sehen wir ihn seine Schwester zu kräftigem Eintreten für die verschuldete Rambowsche Familie bewegen (Kap. 39), sehen wir ihn zu guter Letzt mit warmer Hingabe und sicherer Hand das Wirrsal von Axels Mißwirtschaft lösen.

Und dabei ist er sich nicht etwa eines besonderen Edelmutes bewußt, sondern — wie es schon im 1. Kapitel heißt — „Sorgen und Helpen lag in sine Natur“. Ein ungewöhnlich starker Tätigkeitstrieb beherrscht den ganzen Mann, Ruhe und Erholung gibt es für ihn nicht. Als er abzieht von Pümpelhagen, sitzt er in tiefen Gedanken in seiner Stube, „un de wiren irnsthaft naug, wenn hei bedachte, dat sin Wirken un Schaffen up dese Ird nu sine Endschaft kregen hadd, un dat hei von nu an de Hän'n in den Schoot leggen süll“. Luise kennt ihren Vater richtig, wenn sie (Kap. 31) „sehr bestimmte Befürchtungen hat, ob der Vater sich bei dem Mangel an Tätigkeit wohl fühlen und sich an das städtische Leben gewöhnen wird“; denn Kapitel 32 lesen wir: „de ungewennte Rauh un de Undädigkeit bröchten em ümmer wider in't Grübeln“ u. s. w. Und als ihm am Schluß Franz die Wirtschaftsführung in Gürlitz überträgt, da heißt es: „Hawermann sine Ogen, de blänkerten vör Freud': noch mal wirtschaften! noch mal in Dädigkeit! noch mal wirken un schaffen!“

Trotzdem daß sich Hawermann durch seine rastlose Tätigkeit, durch seine genaue Kenntnis aller Verhältnisse — besonders auch der Tagelöhner — eine einflußreiche und — soweit der alte Herr von Rambow und Frida in Betracht kommen — sogar eine bevorzugte Vertrauensstellung erworben hat, bewahrt er doch bis zuletzt seine zurückhaltende Bescheidenheit. Bei der Beerdigung des alten Herrn weigert er sich zum Pastor und Franz in die Kutsche zu steigen, „hei wull mit de Daglöhners gahn“; er macht sich ernstlich Gedanken darüber, ob es nicht seiner Schuldigkeit zuwiderlaufe, wenn er wider Axels Willen in die Verbindung zwischen Franz und Luise willige, und in rührender Selbsterkenntnis urteilt er: „hei hett de Landwirtschaft ut de nimod'schen Bäuker studiert, un de stimmen slicht mit uns' olle Ort un Wis', un wenn ik ok girn wull, so kann ik mi in de nige Ort doch nich mihr rinne denken, mi fehlen de Kenntnissen dortau“. In feinem Taktgefühl verläßt er das Zimmer unter einem Vorwand, wo Frida und Franz (Kap. 25) und wo

Franz und Axel (Kap. 46) zusammen zu reden haben, und nur zögernd und auf Fridas Drängen erzählt er von den üblen Erfahrungen, die er mit Pomuchelskopp gemacht hat.

Dieser Bescheidenheit tritt aber ein geradezu unbändiger Stolz gegenüber, wenn seine Ehre auf dem Spiele steht. Er läßt ihn das Band zerreißen, welches ihn seit langen Jahren an Pümpelhagen fesselte, und als gar sein guter Name angetastet wird, versteigt er sich bis zu „Halunk!" und der Haß keimt in ihm auf. Schwer lasten die Folgen der falschen Anschuldigung auf ihm: „von den ollen Mann sine Kraft wiren de Sehnen dörchsneden, mit sinen gauden Namen was jedweder Lewensluft un Lewensmaud von ehm gahn"; und nicht nur er selbst leidet, auch der geliebten Tochter muß das scharf ausgeprägte Ehrgefühl des Vaters eine schwere Prüfung auferlegen: „ich müßte ein solcher Schurke sein, wie die Welt mich von jetzt an nennen wird, wollte ich einem braven, vertrauenden Manne eine Frau mit einem befleckten Namen ins Haus führen". So steht dieser prächtige Niederdeutsche lebensvoll vor uns, so recht geeignet einen roten Faden zu bilden gerade für diesen Roman, der auf die Verherrlichung reiner Menschenliebe und tüchtiger Arbeit hinausläuft.

Als ergänzender Charakter steht neben ihm der weltberühmte Zacharias Bräsig. Beide Freunde sind gleich trefflich, ehrlich, tätig, liebevoll, aufopfernd, und doch so ganz verschieden; Hawermann ist der ernste, besonnene Mann der Pflicht, seine Erfolge verdankt er seiner ruhigen Stetigkeit und der Beschränkung auf ein enges Gebiet, — Bräsig ist der reine Gefühlsmensch, begabt mit temperamentvoller Lebendigkeit und mit herzerquickender Heiterkeit; er setzt sich über alle herkömmlichen Grenzen gewissermaßen genial hinweg.

Die Frau Pastor Behrens hat öfters Ursache, Bräsig als „gräulichen Heiden" zu taxieren; in der Tat, er fährt nicht nur Sonntags nachmittags seines Herrn Grafen Weizen ein, sondern er erlaubt sich auch des öftern, im Pastorhause über alles, was ihm zuwider ist, besonders über die „Jesuwiterpackasche" in ganz „unchristlichem Wesen" zu schimpfen und zu

fluchen, auch trägt er nicht Bedenken Rudolfs Predigtraub ungeheuer spaßig zu finden. Und doch zeigt der freundschaftliche Verkehr, dessen Bräsig vom Ehepaar Behrens gewürdigt wird, daß es mit seinem „Heidentum" nicht so schlimm sein kann, und in dem bedeutsamen Schlusse des 40. Kapitels widerruft die „Frau Pasturin", erstaunt über Bräsigs religiöses Empfinden, ausdrücklich ihre gelegentlichen Beschuldigungen. Er charakterisiert sich selbst auf dem Totenbette am treffendsten: „aber die Paster-Geschichten! — Ne! es is mich so bequemer"; — kirchlich ist Bräsig nicht, aber durchdrungen von wahrer, christlicher Religiosität und ein Mann von strengster Moralität (vgl. Rudolf und die Levkoje Kap. 18 und 41). Wenn das A und O des Christentums die Liebe ist, so ist Bräsigs ganzes Wirken von dieser Kardinaltugend getragen: nicht nur seine Fru Nüßlern und sein Pät Mining, nicht nur sein alter Jugendfreund Karl Hawermann, nein! alle Menschen — außer den ausgesprochenen Schurken — finden Raum in seinem Herzen, auch (trotz manchem Ärger) der Rektor und Kurz, auch Axel, so hart er den alten Mann auch vor den Kopf gestoßen hat (man denke an die Scene am Laubansee!).

In seiner menschenfreundlichen Gutherzigkeit wird er nicht müde, für andere zu sorgen, zu denken, zu wirken, — auch zu lügen, wenn's sein muß (Kap. 45. 46). „Wenn hei nicks tau dauhn hett, denn makt hei sik wat tau dauhn". Gilt es Hawermann oder Luise zu trösten, gilt es den von den „Druwäppels" „rungenierten" Kopfschmuck der Nüßlerschen „Größings" zu reparieren, gilt's die kleine Luise unterzubringen, Lichter auf den Kronleuchter im „Kunsttempel" zu stecken, eine Fahne zu fertigen für Axels und Fridas Einzug, — Bräsig und immer wieder Bräsig. Er tritt für Rudolf in schwerer Stunde ein, nach des Pastors Tode nimmt er das Inventar auf und besorgt alle äußeren Geschäfte, er schreibt an Franz nach Paris, er sitzt im großen Wassergraben und im rheinischen Kirschbaum, er bewirtschaftet den Pastoracker und wandert in der Sonnenhitze nach Gültzow, ein paar „ochsbändige Milchkühe" zu kaufen; an ihn wendet sich die Witwe Klähn wegen der Räuwsaat, die

Bürgermeisterin wegen eines Streichelbiers. Am meisten hat er natürlich im Nüßlerschen Hause Gelegenheit sich hilfreich zu erweisen wegen Jochens Phlegma, und er leistet hier seine Dienste auch am liebsten: „Fru Nüßlern ehr blote Wunsch was för em en Befehl, de in't Wachbuch von sin Gewissen inschrewen was."

Kein Wunder, daß dieser prächtige Mensch alle Symptome des guten Gewissens an sich trägt. Geradezu rührend ist seine Harm- und Arglosigkeit, mit der er z. B. von seinen „drei Brauten" erzählt und der Fru Nüßlern noch jetzt den Preis unter ihnen zuspricht, — mit der er der Frau Pastor zumutet, ein Rendezvous im Wassergraben mit ihm gehabt zu haben. Weil er sich bewußt ist, niemandem Böses getan zu haben, fürchtet er sich auch seinerseits vor niemandem, — nicht vor den scheelen Gesichtern der „Größings", nicht vor dem Geschwätz von Rahnstädt, nicht vor Axel, nicht vor Frida; ohne Rückhalt sagt er diesen beiden bei Gelegenheit seine aufrichtige Meinung (am schönsten in Kap. 31), und in anderen Fällen (so im Reformverein) steigert sich seine Offenheit zu entschiedener Grobheit. Zur Einhaltung irgend welcher geselliger Formen und Rücksichten ist dieser biedere, kindlich-harmlose Mensch überhaupt nicht geschaffen; in dieser Beziehung charakterisiert er sich selbst: „von Schämen is bei mich meindag' nich die Red'." Er merkte es nicht, „wenn hei äwerlästig würd" und wenn er Anstoß erregte: dem Kammerrat erzählt er eingehend „den betrübten Lewenslop von den ollen föfteihnjährigen Dullblaud-Wallach" und besonders Axel gegenüber schlägt er — wie Frida wohlmeinend sagt — „in seiner Aufrichtigkeit manches unpassende Wort" heraus. So erklärt sich auch seine verwegene Kühnheit in der Verwendung von Fremdwörtern: „Bräsig wüßt recht gaud, dat hei allerlei dummes Tüg mit de Frömdwürd' anrichten ded, äwer hei hadd't sik einmal anwennt, kunn't nich laten, hadd sin Plesir doran un scheerte sik wider üm de Welt nich."

In dem Gegensatz der gutherzigen Natürlichkeit des Unkel Bräsig zu der nun einmal in der menschlichen Gesellschaft herrschenden Etikette liegt ganz besonders die humorvolle Wirkung

dieser Persönlichkeit, durch die ja Bräsigs Figur ganz besonders bekannt ist.

Übrigens kann man sich gerade an der Stromtid den Unterschied zwischen Komik und Humor recht deutlich klarmachen. Nur Kurz und David, vielleicht auch Rektor Baldrian — Bösewichter, wie Pomuchelskopp, lasse ich bei dieser ganzen Besprechung der Charaktere absichtlich beiseite — sind komische Figuren, über die wir nur entweder uns ärgern oder lachen können. Der Humor dagegen bedeutet die Erhabenheit in der Komik; in einer humorvollen Figur muß sich — trotz herzlichem Lachen — „die Übermacht des Großen, Guten, Gesunden, Natürlichen, Vernünftigen über das Nichtige, Mangelhafte, die Schwäche, das Verschrobene, Widersinnige" geltend machen. So besonders bei Zacharias Bräsig: von Kapitel zu Kapitel wächst er uns mehr ans Herz, lernen wir ihn geradezu hochachtend bewundern. Wir lachen über ihn, — aber nie ohne Bedauern, wenn wir ihn in mißlicher Lage sehen müssen (ähnlich ist es schließlich auch bei Fritz Triddelfitz, zu dessen richtigem Verständnis uns Hawermanns Beurteilung anleitet). Wie ganz anders lachen wir über Kurz und David (s. auch oben zu Kap. 43): wenn Kurzens Dünger auf dem falschen Acker liegt oder er von der Frau zwangsweise im Bett gehalten wird, wenn David von Nanting auf die Plattfäut getreten wird, die aussehen, „as en Arwtenfeld in'n Märzmand, wo de Düwel staats Arwten Likdürn utsei't hett", oder an die Schienbeine gestoßen, denen „de Natur kein Waden tau Hülp gewen hadd", — da lachen wir in halber Schadenfreude, denn den beiden in ihrer ziemlich erbärmlichen Natur gönnen wir derartige Erfahrungen.

Unter diesem Gesichtspunkt wird man es auch verstehen können, daß Bräsig, obschon sein ganzes Wesen von Humor durchdrungen und sein Auftreten hervorragend drastisch ist, doch keine lächerliche Rolle spielt oder gar einen Hanswurst abgibt. Von Seite zu Seite bekommt der Leser immer mehr und immer wirksamere Proben seiner überlegenen Urteilskraft über alle Verhältnisse und Personen, mag es sich nun um der kleinen

Luise Zukunft, um das Pomuchelskopp-Slusuhrsche Komplott, um die Tagelöhnerverhältnisse, um die Revolution, um Leiwsgeschichten oder um einen Maulesel handeln. Man vergegenwärtige sich nur einmal den ganzen Roman: Bräsig ist ja oft ein schnurriger Kauz, aber bei den verschiedensten Gelegenheiten und in allen Hauptsachen trifft Bräsig — und zwar öfters zuerst und allein — den Nagel auf den Kopf. Und wenn man recht zusieht, übertreibt Frau Nüßler nicht, wenn sie sagt: „Bräsig, wenn Sei't in Irnst meinen, dat't Recht is, denn kann't nicht gegen Gotts Willen sin." So wächst — wie schon im ersten Teil angedeutet — Bräsig, der schon in den beiden ersten Bänden fast bei allem und jedem seine Hand im Spiele hat, im letzten Bande zum Hauptträger der Handlung hervor, als Akzesser beim Gericht, als „Aportendräger" nach Paris und am Laubansee. „Bräsig is de Hauptperson in de ganze Geschicht."

Meisterhaft gezeichnet ist ganz besonders auch das Ehepaar Behrens. In ihm sehen wir den gründlich gebildeten Theologen, den würdigen Vertreter des Wortes Gottes, der aber fern ist von allem pfäffischen Wesen, vielmehr durch eine abgeklärte Duldsamkeit jedermann gewinnt, so auch in dem alten „Heiden" Bräsig den edlen Kern durchschaut. Und wenn „em de Fru Pastern den Mantel un de Böfffens afnamen hadd", kann man nicht nur „ut sine Ogen en fröhliches Hart un üm sinen Mund en unschülligen Spaß flackern seihn", sondern er steht auch vor uns als ein Mann, „de ok woll in weltlichen Dingen en gesunnen Rat gewen un 'ne hülprike Hand utrecken kunn", so z. B. bei der Zurechtweisung der verfehlten Wohltätigkeit Fidelias und als Tröster der verwaisten Rambowschen Töchter.

Frau Pastor Behrens ist die echte Landpfarrersfrau, eine wahre Mutter und Freundin der Gemeindeglieder, besonders der Armen und Kranken, ein musterhaftes Vorbild als rastlose, reinliche, sparsame Hausfrau. Ist sie auch geistig tüchtig gebildet — sie ist seinerzeit Erzieherin gewesen —, liest sie auch immer noch gern „hochdütsche Schriwwten", ihre Hauptzüge bleiben doch Schaffensfreudigkeit und Gutherzigkeit, welch letztere

sie aber nicht hindert, bei passender und unpassender Gelegenheit, so auf Fritz oder Bräsig, recht tüchtig böse zu werden oder fremden Leuten gegenüber (z. B. Pomuchelskopps) sich vorwiegend würdig und zurückhaltend zu geben. Vor „ihrem Pastor" hat sie nicht nur den verdienten Respekt, sie steht ihm nicht nur in treuer Liebe zur Seite, — nein, sie hat sich eine fast bräutliche Schwärmerei für den geliebten Mann bewahrt, und bis an ihr eigenes Lebensende zehrt sie von der Erinnerung an ihn. So stellt uns das Pfarrerpaar zugleich das Reutersche Eheideal dar (vgl. Teil I. Kap. 3. 5. 23).

Entsprechend den männlichen Charakteren finden wir eine Reihe sehr sprechender weiblicher: so neben der Pfarrersfrau vor allem die adlige Gutsbesitzersfrau Frida (s. o.) und die Pächtersfrau, Hawermanns Schwester. Diese Fru Nüßlern ist eine ganz köstliche Figur und steht würdig neben ihrem Bruder und Bräsig als Typus „nedderdütscher Art". Auch bei ihr heißt's Arbeit und immer wieder Arbeit, und in unverwüstlicher Kraft und Schaffensfreudigkeit sehen wir sie die Langsamkeit ihres „düsigen" Gatten wettmachen und allein für den Wohlstand des Hauses sorgen. Und dabei ist sie immer heiter, immer freundlich, immer zufrieden: nur selten macht sich ihr Temperament in einem kräftig einschlagenden Unwetter berechtigten Ärgers Luft. Ein besonders gewinnender Zug ist an ihr die offene Anerkennung ihrer mangelhaften Schulbildung: „Gnedige Fru, nemen S' mi't nich äwel, wenn ik Pladdütsch mit Sei red'; ik kann ok wull en beten Hochdütsch, äwer't is ok dornah. — Unserein stammt noch ut den ollen Sekulum, un ik segg ümmer, en blanken, tinnern Teller geföllt mi vel beter, as en sülwern, de nich sauber is." Das ist ganz die Frau Nüßler: alles echt, nichts ist Schein. Wenn nun trotz ihrer großen Einfachheit gerade Fru Nüßler zu Frida in ein fast freundschaftliches Verhältnis tritt, das sich unter schwierigsten Verhältnissen zu bewähren hat, so spricht das einerseits sehr zu Gunsten beider Frauen, andererseits ist es bedeutsam angesichts der Tendenz des Romans (s. die Bemerkungen zu Kap. 44—46 und später).

Es ist unmöglich, die Charaktere Fritz Reuters erschöpfend darzustellen, sie sind zu fein, bis in die kleinsten Züge ausgeführt: sie wollen nachgefühlt sein. Es ist auch unmöglich, im Rahmen dieses Büchleins alle Charaktere auch nur einigermaßen zu schildern, so sehr auch die einzelnen dazu verlocken, z. B. Jochen, der bei näherem Zusehen gar nicht so dumm ist, wie es zunächst scheinen könnte, im Gegenteil mehrmals an passendster Stelle und aufs zweckentsprechendste die Initiative ergreift, — Gottlieb, wie er sich allmählich „ut de langhorige Petistenrup herute puppt" und sich späterhin bestrebt, ein einigermaßen würdiger Nachfolger des Pastor Behrens zu werden, — Lining, wie sie, in ihre Würde als Pastorin und Ehefrau hineinwachsend, „positiver" wird und nicht nur in der Frage des Pastorackers und der Pomuchelskoppschen Mittagseinladung, sondern auch in amtlichen Angelegenheiten — die Predigt über den Reformverein und Minings Traurede! — ein kräftig Wort zu reden versteht. Ferner Moses, „ein Jude dem Glauben, ein Christ den Taten nach", der echte Kleinstädter Kurz, philiströs und habgierig, planlos hitzig und dabei ohne Energie, und Rektor Baldrian, der Schulmeister, wie er nicht sein soll, aber — sagen wir: früher öfters gewesen ist. — Verwendet Reuter überhaupt (s. 1. Teil zu Kap. 3. 4. 5. 7. 8. 11—12. 16. 17—19. 23. 24. 29. 30. 33. 41. 42) das Mittel des Kontrastes in verschiedenster Art, so steigert er auch die Wirkung der Charakterbilder durch Aufstellung kontrastierender Charakterpaare, so Hawermann — Bräsig, Hawermann — Frau Nüßler, Franz — Fritz, Gottlieb — Rudolf, Gottlieb — Pastor Behrens u. a. m.

Wie das Epos ist auch der Roman in der Lage, überhaupt Schilderungen des Zuständlichen, z. B. der Naturumgebung, der individuellen und sozialen Beziehungen der handelnden Personen zu bieten. Auch auf diesem Gebiete ist unser Dichter Meister (s. o. zu Kap. 7. 41). Zuvörderst in der Darstellung des Milieus: des mecklenburgischen Landvolks (s. o. zu Kap. 14—15). Bald werden uns die Tagelöhner in ihrer Gesamtheit vorgeführt, so in Kap. 8 („Gemeines, niderträchtiges, nüdliches lütt Deih" und die „Egel"- und „Äsel"-Ge-

schichte!), bei Axels und Fridas Empfang, in Kap. 36 bei der Auseinandersetzung mit Axel, in Kap. 44 im Verkehr mit Frida und bei der Meuterei gegen Pomuchelskopp, — bald zeichnet uns Reuter das Volk in einzelnen Charakterköpfen: gleich zu Anfang die Rassows-Lüd', dann Daniel Sadenwater, der Rademaker Fritz Flegel und der Nachtwächter David Däsel, Krischan Däsel, Kutscher Krischan in Rexow, Korlin Kegels, Marie Möllers, Willgaus u. s. w.; — das Resultat ist allenthalben dasselbe: es sind treuherzige, gutmütige, ehrliche Leute, geistig auffällig wenig gebildet, daher höchst naiv, aber begabt mit gutem Humor und mit einem gewissen Mutterwitz, der ihnen ein gesundes Urteil in praktischen Dingen und in Sachen des Gefühls ermöglicht (man denke z. B. an Kap. 20, wo Flegel sich sogar zum Philosophieren versteigt). Ihr ganzes Wesen und Leben ist Arbeit: „sei deden ehre Arbeit grad so einfach un natürlich, as sei eten un drunken . . . sei dachten gar nich doran, dat sei dormit wat Besonders utrichten deden." Sie sind unglaublich fügsam und zufrieden mit ihrer gedrückten Stellung und mit dem Wenigen, was sie bekommen: unzufrieden werden sie erst, wenn man sie durch falsche Gutmütigkeit (Axel) oder Bösartigkeit (Pomuchelskopp) kopfscheu macht.

Dieses Landvolk bietet einen trefflichen Hintergrund für Figuren wie Hawermann, Bräsig und Frau Nüßler, andererseits einen wirkungsvollen Kontrast zu dem auf Standesvorrechte pochenden Axel.

Außerdem stoßen uns noch an den verschiedensten Stellen die verschiedensten Arten musterhafter Schilderungen und Beschreibungen auf, so des Äußeren von Personen (Bräsig, Kap. 2; — Jochen, ebend.; — Kurz, Kap. 19; — Gottlieb, Kap. 17 und im Gegensatz 47), desgleichen von Situationen: die Krone ist hier wohl die Todesstunde des alten Pastors (vgl. die Bemerkungen zu Kap. 23) und die Schilderung der besser gewordenen Zeiten in Kap. 4 (das „Fadentucken" und der „Husfreden"!); auch die Auktion (Kap. 1) gehört mit zu dem Besten, nicht zu vergessen die Darstellung des Kleinstadtklatsches (Kap. 32). Daneben Beschreibungen von Lokalitäten:

von Jochens Hof (Kap. 2), von Pastors Wohnstube (Kap. 3), einer gemütlichen Stube zur Winterszeit (Kap. 7) und der Nüßlerschen Wohnstube zur Zeit der Aussteuer (Kap. 29) u. a. m. Endlich eine Reihe von Naturbildern, z. B. mecklenburgische Landschaft (Kap. 4), Gewitterstimmung (Kap. 1. 44), Aprilwetter (Kap. 5), schönes und häßliches Winterwetter (Kap. 30) u. s. w.

An allen diesen Stellen können wir echt homerische plastische Anschaulichkeit bewundern, an mehreren ergeht sich der Dichter, auch nach dem Vorbild des großen Griechen, in behaglichster epischer Breite. Ganz besonders aber hat man Reuter mit Homer zusammengestellt wegen der Vergleiche und Bilder, von denen seine Werke geradezu strotzen: wie Homer hat Reuter teils kurze teils weit ausgeführte Vergleiche, ohne daß er bei letzteren, wie Homer so oft, das tertium comparationis mehr und mehr außer Acht läßt. Damit der Leser einen gewissen Eindruck erhält von der Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Vergleiche, vielleicht sich auch bewogen sieht, die und jene Partie bei der Gelegenheit gleich nochmals zu lesen, mag eine Zusammenstellung verschiedenartiger Beispiele unter Beifügung der Kapitelnummern hier folgen.

I. Kürzere Vergleiche. 1. Auf Personen bezügliche: Hawermanns trübe Gedanken = düstere Wolken, dat lütt Dirning = ein lütt Stück blagen Hewen (1); ähnlich: Luisens seliges Gesicht = blager Hewen u. s. w. (41); Luise = Angel, um die sich alles dreht (4); Bräsig = Ruklas (7); Slusuhr = Ratte (9); Luisens Gesicht = leerer, seidener, rosenroter Geldbeutel (13); Fritz = Regenbogen und Sternschnuppe (14); der verdutzte Gottlieb = dem Pastor, welchem der Küster davonläuft (18); Gottliebs Entwickelung = Schmetterlingsmetamorphose (23); der verstockte Tagelöhner Regel = Eichenholz ohne Wurmstiche (25); Frida = Stein im Wege (25); Luise in der Nebelkappe = der aus Regenwolken strahlende Frühlingstag (31); David = Otter, der Frida den Kopf zertritt (42); Mining in ehr wittes Brautkled un den Myrtenkranz = Borsdorfer Apfel, „de mit gräune Blätter frisch von den Bom plückt un up en blanken sülwernen Presentirteller leggt is“ (41); Pomuchelskopp = Krokodil.

2. Gefühle, Situationen, Landschaften: De deipe gewaltige Leiw', de dörch sin ganzes Wesen gung, as Pingst-dags-Klocken äwer gräune Feller un bläuhende Awtböm (1); Liebe ohne Eifersucht = Reiter mit einem Sporn (12); Liebe = Band (11); Liebe = Abendstern (24); Franzens Liebe = Nuß (24); Sternenhimmel = Weihnachtsbaum, Schneelandschaft = Weihnachtstisch (7); der über Daniels Gesicht ziehende Schmerz = der über den stillen See ziehende Abendwind (8); junge Mädchen und Bursche = Blume und Schmetterling (12); der in die Nase wirbelnde Staub = Schwalbennest; die durch den Staub scheinende Sonne = kupferner Kessel (19); befleckter Name = Dornhecke (30); Gemeinheit = „wenn einer die Katt hält, und der andere sie stäkert" (31); Tröstung = Ab-stäuben (32).

Es ist klar ersichtlich, wie bei den Vergleichen Natur und Landleben stark bevorzugt werden; echt ökonomisch sind z. B. auch: leer, „as hätt ihn der Bull lickt" (33); „min Gedanken lopen so dörchenanner, as wenn mi einer dor en Schepel rugen Hawern 'rinner schüddt hadd" (37).

3. Humoristische Vergleiche: Flinke Worte der Frau Pastor = Billardkugeln (3); „Pomuchelskopp flog den Arm üm sin Häuhning, dat sei beid utsegen, as wenn 'ne Körbs an 'ne Hoppenstang' tau Höcht ranken will" (9); Davids Plattfäut = Arwtenfeld in'n Märzmand (s. o.) (9); Fritzens Gehrock = Junges von Pomuchelskopps Rock (15); Gottliebs Bauch = Backmoll (17); Pharisäertum = Kalwermag (17); der küssende Rektor = Karpfen und = as wull hei 'ne Knöpnadel von de Ird upnemen; Kurzens Gesicht = säute Plumm, de in Essig leggt is (19); Besichtigung des verletzten Jochen = Abwartung eines Kalbsbratens (26); Bräsigs Brille = Kutschlaternen (34); Bräsigs wütendes Gesicht = „as wenn du den Herrn Entspetter sin Gesicht dörch 'ne Schausterkugel ankekst" (38); Bräsig und Schulz as de beiden Kirls up de „willen Manns-Gulden" (38).

Tragen schon Vergleichungen dieser Art zur Veranschau-lichung und Belebung kräftig bei, so ist der dichterische Wert der

II. breiter ausgeführten Vergleiche natürlich bedeutend höher; so z. B. des Pastors Pflegetöchterchen = Lilienzwiebel (4); Franz = junger Baum (6); Frida = Bach (14); Frau Nüßler nebst Töchtern = Apfelbaum mit Früchten (19); Bräsig = Uhr (26); die Tagelöhner = „karnfastes Eikenholt", ihre Verschlechterung bez. Verführung = „keinige Dannenspohn" (35); Frau Syndikus und Frau Krummhorn = Austern (32); — Hawermanns Unruhe und allmähliche Sammlung = bewegte und sich glättende See (30); Hawermanns Haß = Gespenst mit schwarzem Fittich (30); Luisens Liebe = Schatz (34); Fritzens Liebe in seemännischen Ausdrücken dargestellt (12); Fritzens Leistungsfähigkeit im Arbeiten im Verhältnis zu der im Essen (6); die Bedrängnis der Frau Nüßler = Hechtschlachten (45); — Wissenschaft = Seiltänzerei (15); Groll = Holzwurm (16); Zwist = verschlossene Türe (17); Unfrieden = Schwanz eines Papierdrachen (20); Hausfrieden = alter, braver Großvater (23); gemähte Wiese = Schlachtfeld (4); Verbindung zweier Menschen = Brücke (29); böser Ruf = Disteln (31); Gottes Urteil = Siebung (33); die Lächerlichkeit der Menschheit und deren Tüchtigkeit = zwei Fäden (35); Selbstmörder = müder Wandersmann (46).

Der Rahmen des Büchleins gestattet es mir nicht, eine Vollständigkeit der Beispiele zu erreichen; auch genügt es mir, die Erinnerung des Lesers an eine Reihe bezeichnender Fälle wachgerufen und dadurch auf dieses Kunstmittel unseres Dichters hingewiesen zu haben. —

Die Stromtid ist ferner überaus reich an wunderbar schönen und tiefen Stellen sentenziösen Charakters. Auch von diesen seien einige Musterbeispiele aufgeführt.

Zunächst finden sich auch hier eine Anzahl kurzgefaßter Sinnsprüche: „De Hoffnung ist drist, as de Imm u. s. w." (19); „De unglücklichste Minsch is de, de will und kann nich" (21); „De reine Wohrheit ward noch bet up dese Stun'n tau jeder Tid in 'ne swacke Minschenseel för dörtig Sülwerling' verschachert" (25); „Wat den einen Freud' is, is den annern Weihdag'" (29). Besonders bedeutsam sind aber die etwas

breiter ausgeführten Stellen z. B. über Gottes Gerechtigkeit (27, Anfang); über menschliche Pläne (12, Anfang); die Gedanken des Menschen schwerer einzuschläfern als ein Kind (28, Schluß); der Wert einer Handlung unabhängig von den Folgen (32); drei Arten von Menschen; — Volkes Stimme (20, Anfang); die zwei Gewissen, eine Glanzstelle! (31); Unkraut auf Gräbern (23, Schluß); verschuldetes und unverschuldetes Unglück (10); Groll und Haß (16, Schluß); sogenannte „Menschenkenntnis" (14, Schluß); Leichtgläubigkeit der Welt (31, Ende); höhere und bescheidenere Lebensstellung (20); Was verbindet hoch und niedrig? (41, Ende). Eine ganze Reihe von Stellen beschäftigen sich mit der Liebe und dem, was damit zusammenhängt; besonders schön ist die Stelle Kap. 11 „Franz antwurte em nich u. s. w.", auch Kap. 19 über die richtige Liebe; — über die verschiedenen äußeren Formen der Liebe (11 und 19, beidemal mit humorvollem Anklang); Wo soll man sich verlieben? (11); Haß und Liebe (10); Mitleid und Liebe (12); Freundschaft und Liebe (31); das Vertrauen (16, 6); Liebe und Eigensucht (24); Liebe, die Abgründe in der menschlichen Gesellschaft überbrückend (29); Braut und Gattin (20). — Große Wirkung wird auch durch stehende Redensarten einzelner Personen ('T is all so, as dat Ledder is. — Wat soll einer dorbi dauhn? — Denn helpt dat nich. — Daß du die Nase ins Gesicht behälst! u. a. m.) und durch häufige Verwendung sprichwörtlicher Redeweisen erzielt: De rugsten Fahlen warden de glattsten Pird; Swigermutter is Deuwelsunterfutter; Ungünnt Brod makt fett; Wat den einen sin Uhl is, is den annern sin Nachtigall; 'T is Mies as Mus; 'Ne Brill von Schauhsahlen upsetten; Wat nich furt, säut't ok nich; Wenn einer von den Wulf redt, denn is hei nich wid; Wat seggst nu, Flesch? Ich wollte Sie hauen, daß Sie as en Katteiker die Wand lang lepen; Wenn ein Vogel des Morrns zu zeitig singt, denn frißt ihn des Abends die Katz; Mit de Plumpkül dormang slagen u. a. m.

Hiermit hängt eng zusammen die auf jeder Seite zu machende Beobachtung, wie dem Dichter überhaupt in ganz

ungewöhnlichem Maße die Gabe verliehen ist, in jedem einzelnen Falle die drastischsten, bezeichnendsten und packendsten Ausdrücke zu finden, zumal wo es sich um humoristische Scenen handelt; es sei hier nur an Jochens „unfruchtbare Rotbewegung" (26) erinnert, im übrigen würde es zu weit führen, dieses sehr augenfällige Talent Reuters durch eine lange Reihe von Einzelbeispielen zu belegen: jeder Leser des Romans wird auch ohnedies diesen Vorzug herausempfunden haben. —

Ausdrücklich aber sei noch hingewiesen auf die eigenartige gemüt- und lebensvolle Art, wie Reuter die Tiere behandelt (Vössing, Bauschan): nach Art der Fabeldichter verleiht er ihnen Verstand und Gefühl, setzt sie in ein freundschaftliches Verhältnis zum Menschen und bringt sie so gewissermaßen auch dem Herzen des Lesers näher. Aus Reuters „Min Vaterstadt Stavenhagen" ersehen wir, daß es sein Onkel, der Ratsherr Herse, gewesen ist, der ihn zuerst anregte, das Leben, Denken und — Sprechen der Tiere mit Phantasie zu beobachten: der ausgestreute Same fiel auf fruchtbarsten Boden; Reuter besaß eine angeborene und durch warme Liebe zur Natur gesteigerte Gabe, Belebtes wie Unbelebtes in Wald und Feld, in Hof und Stall feinsinnig zu belauschen. Die schönste Frucht zeitigte diese Neigung in dem berühmten Gedicht „Hanne Nüte", wo die entzückende „Vagelgeschicht" zu der „Minschengeschicht" durchgehends parallel läuft und die Vögel die Entwickelung der Handlung scheinbar ganz direkt und bewußt bestimmen. —

Ich bin zu Ende — nicht mit dem, was ich überhaupt zur Stromtid und zu Reuter zu sagen hätte, aber mit dem, was ich in diesem Büchlein sagen kann. Ich habe mich bestrebt, das Verständnis des Werkes zu erleichtern und auf seine Hauptschönheiten nachdrücklich hinzuweisen: aber auch bei doppeltem Umfang würde das Buch nun und nimmer den Wert der Dichtung erschöpfend darstellen können. Die Hauptsache muß immerhin dem Leser der Stromtid selbst überlassen bleiben: vermag er nicht die eigenartigen Schönheiten des Romanes nachzuempfinden, werden alle Erklärungen und Verherrlichungen leerer Schall bleiben. Wenn es daher meinem

Bemühen gelungen ist, einige Sympathien für den Dichter und sein Werk wachzurufen, — so bitte ich den Leser, er möge nun sofort die Stromtid zum zweiten Male lesen: er wird einen gesteigerten Genuß dabei empfinden und bleibende Eindrücke erhalten, und er wird die darauf verwendeten Stunden sicher nicht als verlorene betrachten.



Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon
2

Otto Ludwig
Makkabäer

von

Dr. R. Petsch

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus.
Herausgegeben von Prof. Dr. **Otto Lyon.**
2. Bändchen.

Otto Ludwigs
Makkabäer

von

Dr. R. Petsch
Würzburg.

Leipzig und Berlin,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1902.

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, jener stürmischen, politisch bewegten, aber künstlerischem und zumal dichterischem Streben im ganzen abholden Zeit ist es in Deutschland nur zwei großen Dichtern gelungen, das in sie gelegte Talent, in heißem Ringen mit den überkommenen Kunstanschauungen einerseits und den neuen Bestrebungen dieser realistischen Zeit andererseits so zu entwickeln, daß ihre Werke von späteren Geschlechtern als ein kostbarer Schatz übernommen werden konnten: Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Beide haben nicht nur gedichtet, sondern auch über ihre Kunst nachgedacht und in Briefen, Gesprächen, Tagebüchern und theoretischen Schriften insbesondere die Lehre vom Drama mächtig gefördert; aber während Hebbel, der trotzige, gewaltige Dithmarse, immer wieder vom Nachdenken über seine Kunst zum freien dichterischen Schaffen zurückkehren konnte, hat sich der stille, einsame, grüblerische Thüringer Otto Ludwig mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen und, abgesehen von seinen Jugendwerken, nur zwei seiner unzähligen dramatischen Pläne wirklich zu Ende geführt: den „Erbförster" und die „Makkabäer", zwei Werke, deren hohen poetischen Wert erst das heutige Geschlecht richtig einzuschätzen beginnt.

Der „Erbförster" spielt in einem deutschen Forsthause in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts; die Figuren sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen und reden in kräftiger, bilderreicher, dem täglichen Verkehr nachgebildeter Sprache . . . von den „Makkabäern" dagegen handelt eine Verstragödie, die uns in jene gewaltigen Kämpfe des Volkes Israel hineinführt, von denen die beiden apokryphen „Bücher der Makkabäer" in der Heiligen Schrift zu erzählen wissen. Wir haben ein ge-

schichtliches, ein biblisches Drama vor uns, ja, wir werden sehen, inwiefern man das Werk ein „religiöses Drama“ nennen kann. Wir fragen uns: Wie kam Otto Ludwig, der Realist, der Sohn jener glaubenslosen Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, der moderne Mensch, auf einen solchen, weit zurückliegenden Stoff? Wir können zunächst auf Friedrich Hebbel verweisen, der ebenfalls als Dramatiker in den Orient auszuwandern und Kulturübergangszeiten zu schildern liebt, wo der Gegensatz zwischen den gröberen, ursprünglicher empfindenden Kindern der Vorzeit und den feiner organisierten Menschen der neuen Welt die dramatische Handlung fördert. Für Ludwig mögen ähnliche Gründe wenigstens mitbestimmend für die Wahl eines h i s t o r i s c h e n Stoffes gewesen sein. Die gewaltigen Leidenschaften, die er vom tragischen Helden fordert, und vor allem die Leidenschaft des Ehrgeizes, der auch sein Liebling Shakespeare die höchsten tragischen Wirkungen verdankte, können sich am kräftigsten auf einem großen, geschichtlichen Hintergrunde entwickeln, in der Seele großer Menschen, die zu Führern im Kampf um die Existenz ihres Volkes berufen sind und selber die hervorstechenden Eigenschaften dieses Volks kräftig verkörpern. Wann und wo sich nun gerade das Bild der kämpfenden Makkabäerfamilie mit überwältigender Kraft der Seele des Dichters bemächtigte, wissen wir nicht genau zu sagen, aber bei einer gelegentlichen Lektüre der Quellen mochte das Hin- und Herwogen der Handlung, das Auf- und Niedergehen des Kriegsglücks und so mancher mit einigen kräftigen Strichen gezeichnete Charakter Eindruck auf ihn machen. Er las eben die durchaus e p i s c h gehaltenen Makkabäerbücher mit dem Auge des D r a m a t i k e r s. Mit gewaltiger Hand hat er in den Gang der Ereignisse hineingegriffen und die vielen kleinen Kampfesphasen in einer einheitlichen, pragmatischen Handlung energisch verdichtet; neben dieser dramatischen Verflechtung aber kam es ihm auch auf eine moralische an, ja, sie stand im Vordergrunde seines Interesses. Er suchte nach einer inneren Triebfeder, die den Gang der Ereignisse, den Wechsel des Kriegsglücks erklärte, die schließlich den tragischen Ausgang

sittlich notwendig machte, und fand sie in einem an sich berechtigten, aber von Anfang an falschen Zielen zustrebenden Ehrgeize, der zum Aufbäumen gegen Gottes Willen führt — ein Motiv, das in den Makkabäerbüchern der Heiligen Schrift wenigstens ein paarmal durchklingt. Und da zeigte sich denn, daß gerade ein religiöser Stoff der allerdankbarste für eine Tragödie des Ehrgeizes war. Hier bringt der moderne Zuschauer einen gewissen sittlichen Maßstab mit, der ihn im rechten Moment, wenn auch ohne besondere Deutlichkeit empfinden oder doch ahnen läßt, daß der Held die ihm als Menschen gezogenen Schranken überschreitet. So gut, wie der alte Grieche in seinen Tragödien bei jeder Äußerung der menschlichen „Hybris", des trotzigen Pochens auf die eigene Kraft schaudernd an die Götter dachte, die das Maß in die Welt gebracht haben und das Übermaß bekämpfen, so gut empfinden wir, vermöge unserer religiösen Erziehung, die Auflehnung eines Israeliten in trotzigem Selbstbewußtsein als ein Zurückfallen in die alte Halsstarrigkeit, die seit den Tagen Moses' die geistigen Führer des jüdischen Volkes immer wieder zu beklagen und zu bekämpfen hatten. Eine dramatische Skizze aus dem Jahre 1840 („Christus") zeigt uns übrigens, daß auch Otto Ludwig religiöse Stoffe an sich durchaus nicht fern lagen, und daß er es mit seinem Glauben ernster nahm, als die meisten seiner Zeitgenossen. In jenem Entwurf finden sich auch einige weitere Spuren, die auf unser Drama hinführen können: „Die Jünger wie sie ihn falsch verstehen." Auch Judah ist der Unverstandene „Das Entgegenstemmen der jüdischen Schriftgelehrten", womit er zu kämpfen hat (Jojakim!), kommt als dramatisches Motiv in Betracht; vor allem aber zeigt die Gestalt des Petrus manchen Zug, der in die Seele des späteren Heldenjünglings übergegangen ist: „Petrus, Ehrsucht, trotzig und verzagt, wacker. Er wird sogar einmal bitter und trotzig, wie Kinder, denen ihr Wille nicht geschieht."

Wir müssen nun aber darauf hinweisen, daß bei der ursprünglichen Konzeption des Makkabäerdramas um das Jahr 1850 nicht eigentlich Judah, sondern Lea im Vordergrunde

stand, und daß eine Familientragödie den eigentlichen Kern des Dramas bildete. Denn Ludwig hatte nichts weniger im Sinne, als ein poetisches Gemälde der Makkabäerkämpfe um ihrer selbst willen zu geben, zumal die Kunst der Beherrschung der Massen ihm durchaus nicht in dem Maße verliehen war, wie seinem Antipoden Schiller. Von der ersten Fassung des Dramas, das damals bezeichnenderweise auch noch den Titel „Die Makkabäerin“ führte, berichtet Adolf Stern folgendes: „Das Hauptmotiv gab in dieser ersten Dichtung die jüdische Doppelehe ab; Judas hat zwei Frauen, die stolze, hochmütige Lea, die Witwe seines Bruders, die ihm Söhne zugebracht und eigene Söhne geboren hat, und die jüngere, demütig liebevolle Thirza, gegen die Lea eine brennende, sich bis zum Wahnsinn und zum Verbrechen steigernde Eifersucht und Verachtung empfindet. Die gewaltige und spannende Entwickelung des Verhältnisses der beiden Frauen zueinander wurde zum Mittelpunkt der Handlung, und die große Volksbefreiung durch Judas trat ihr gegenüber in den Hintergrund.“ Es sollte sich also in den häuslichen Kämpfen das Unglück des von Parteien zerrissenen Volkes Israel widerspiegeln, es sollte gezeigt werden, wie durch innere Zwistigkeiten das Gelingen des Befreiungswerks in Frage gestellt wird, wie der Ehrgeiz, sobald er die krankhafte Form der Leidenschaft angenommen hat, alles, was sich ihm entgegenstellt, ins Verderben fortreißt. Aber die Veranlassung dieses Ehrgeizes in Lea lag doch gar zu weit entfernt von den in der großen Volksbewegung wirksamen Motiven, die Handlungen liefen wohl dicht nebeneinander her, wurden aber nicht zu einer festen Einheit verschmolzen. Sollte eine weibliche Hauptperson im Vordergrunde stehen, so mußte sie viel stärker in die weltgeschichtliche Handlung verwickelt werden, als es dort geschehen war. Dazu kam noch, daß die Doppelehe des Judas einem modernen Publikum wahrscheinlich anstößig erschienen wäre. So entschloß sich denn der Dichter, obwohl schweren Herzens, in einer Umdichtung seines Dramas, die den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führen sollte, die ältere, auf ihren Kindersegen stolze Gattin in die Mutter des

Helden zu verwandeln. Nun ist Lea die auf den Ruhm und die Größe des Makkabäerhauses eifersüchtige Heldenfrau, und ihr Haß gegen Judas' Weib ist nur eine bestimmte Form, in der sich ihr Familienhochmut äußert, denn diese Schwiegertochter stammt aus einem „niedren Hause", und sie glaubt ihren Sohn durch eine solche unwürdige Verbindung entwürdigt. Da findet sich denn auch schon der Gegensatz zwischen Judas und Eleazar, und Judas selbst ist noch reflektierender gehalten, wägt die Folgen seiner Handlungen ängstlicher ab, als jetzt.

In der letzten Fassung endlich, wie sie uns jetzt vorliegt und über die Bretter geht, ist der Charakter des Judah rund und voll herausgearbeitet und seine Gestalt zur führenden im Befreiungskampf gemacht.

Wer nun die Entstehungsgeschichte des Dramas kennt, wird geneigt sein, hier die Frage aufzuwerfen: sollte die Ablenkung des Interesses von einer Hauptperson auf die andere so glatt vor sich gegangen sein, daß Lea ganz hinter Judah zurückträte? Das letztere ist gewiß nicht der Fall, die Mutter nötigt uns soviel Teilnahme ab, wie der Sohn. Also, wird gern erwidert, scheint der alte Plan durch den neuen hindurch, das Werk wirkt nicht einheitlich, nicht künstlerisch. Aber sollte nicht bei einem gegen sich selbst so unerbittlich strengen Dichter, wie Otto Ludwig, gerade das, was uns auffällt, weise, künstlerische Absicht sein?

Wir haben eben eine Heldenfamilie vor uns: Mattathias, Lea und ihre Kinder. Aber nicht alle sind gleich stark in die Handlung verwickelt; ganz deutlich tritt in der ersten Hälfte des Dramas Judah, in der zweiten Lea stärker hervor, außerdem zieht Eleazar unser Interesse vorzugsweise auf sich. Gewiß ist der Dichter durch die allmählichen Verschiebungen seines dramatischen Planes dazu geführt worden, den in allen Makkabäern wirkenden Ehrgeiz in verschiedenen Abstufungen zu verkörpern, aber wer heute, ohne die Entstehungsgeschichte zu kennen, vor sein Werk hintritt und es unbefangen auf sich wirken läßt, wird dennoch den Eindruck eines einheitlichen Dramas mit sich fortnehmen. Äußere und innere Handlung

aber sind in den denkbar engsten Zusammenhang miteinander gesetzt, denn in der Verarbeitung der von außen her gegebenen Verhältnisse entwickeln und verstricken sich die Charaktere Judahs, Leas und Eleazars.

Gerade diese Umgebung nun hat der Dichter mit einer hoch zu rühmenden Gestaltungskraft darzustellen verstanden. Wie drei Hauptpersonen handelnd und leidend auftreten, so gehen drei Handlungen nebeneinander her, deren jede für sich ein besonderes Interesse beansprucht, dabei aber mit den anderen aufs engste und natürlichste verbunden ist. Da breitet sich zunächst der gewaltige Hintergrund aus: die Befreiung des jüdischen Volkes vom Drucke des Syrierjoches. Mit nerviger Faust hat der ältere Antiochus, von dem im Drama nur gesprochen wird, in das morsche Staatswesen der Israeliten eingegriffen, und das Verhalten des Volkes hat gezeigt, wie gerecht die Strafe Gottes war. Der größte Teil des Volkes in Jerusalem hat sich der neuen Ordnung der Dinge ohne langes Widerstreben, ja, vielleicht nicht ungern gefügt. Der heidnische Gottesdienst mit seinen Statuen und seinem Schaugepränge hat die Sinne mehr befriedigt, als die altjüdische Andacht zu einem unsichtbaren Gotte, die griechischen Ringschulen haben dem Pöbel eine neue Unterhaltung geboten, die Lebensgenüsse haben sich verfeinert, neue Moden sind aufgekommen, das Volk, das schon innerlich verweltlicht war, ist nun auch äußerlich des Dienstes gegen den alten, geistigen Gott enthoben worden. Nur eine kleine Schar von Schriftgelehrten hält noch am alten Glauben fest, aber dieser Glaube verdient seinen Namen nicht mehr; sie treiben Buchstabendienst, zanken sich über einzelne Stellen des Gesetzes und verbeißen sich in den Text der heiligen Bücher, aber ins Leben können sie ihren Inhalt nicht übersetzen, für die ungeheure sittliche Not des Volkes, neben der die äußere Unterdrückung kaum in Betracht kommt, haben sie kein Herz. Herzlosigkeit, Gleichgültigkeit, Äußerlichkeit ist der Fluch, der auf der gesamten Bevölkerung Jerusalems lastet. Wenn also für Israel Heil kommen soll, so kann es unmöglich aus Jerusalem kommen,

wo höchstens noch der Hohepriester Onias die alten Ideale hochhält, während seine Familie bereits vom allgemeinen Abfall angesteckt ist. Das Heil muß vom Lande her kommen, von den kräftigeren Bewohnern der palästinensischen Bergländer. Auch da wohnen Mitglieder des hohen priesterlichen Adels, echte Nachkommen Aarons, meistens mehr oder minder verweltlicht, dennoch wenigstens einige von gutem Kern. Solche Gegensätze entzweien das Bergstädtchen Modin im Gebirge Juda. Hier leben in unmittelbarer Nachbarschaft zwei Priesterfamilien, die Häuser des Mattathias und des Simei. Sie sind noch durch andere Bande miteinander verflochten, als die des Zusammenwohnens: Judah, der zweite Sohn des Mattathias, der Liebling des Volkes, hat Naemi, die Schwestertochter des Simei, zum Weibe genommen, sehr gegen den Willen seiner ehrgeizigen Mutter Lea. Denn das Haus des Simei entstammt einer jüngeren Linie des Hauses Aaron und ist daher den Makkabäern nicht ebenbürtig. Genährt aber wird Leas Abneigung noch dadurch, daß Simei und die Seinen nur noch scheinbar am alten Gottesglauben festhalten, in Wahrheit aber jeden Augenblick zum Abfall bereit sind, sobald sie nur dadurch irgendwelchen greifbaren Vorteil für ihr Haus erlangen können. Während ihre Heuchelei unter gewöhnlichen Umständen vielleicht eine Zeitlang verborgen geblieben wäre, muß sie unter den gefährlichen Zeitläufen der Gegenwart bald entlarvt werden. Solange das Haus des Onias blühte, solange Söhne, Enkel und Brüder dem ehrwürdigen Greise zur Seite standen, war für die Makkabäer, als das zunächst berechtigte Haus, sehr wenig und für die Simeiten so gut wie gar keine Aussicht vorhanden, jemals zur Hohepriesterwürde zu gelangen. Nun aber dringt die Nachricht nach Modin, daß die Brüder des Onias abgefallen sind, sich dem jüngeren Antiochus, der dem Pöbel in Jerusalem zu schmeicheln weiß, in die Arme geworfen, griechische Lebensweise und Namen angenommen haben, daß in diesem Hause ein Bruder dem anderen aus Herrschsucht nach dem Leben steht und daß derjenige am ehesten auf die Erfüllung seiner Wünsche rechnen darf, der dem Syrier den

höchsten Preis für die Hohepriesterwürde zahlen kann. Und diese Botschaft vom Untergang des Hauses Onias' übt eine gewaltige Wirkung nicht bloß auf die Simeiten, sondern auch auf die nächstberechtigten Makkabäer, zumal auf Lea, der einst ein Gesicht Königskrone und Priesterhut ihres Volks als den künftigen Schmuck ihres Lieblingssohnes Eleazar vorgestellt hat.

Das ist die Lage des Volks und der Makkabäer am Anfang des Dramas. Jeder der drei Hauptpersonen wird ein eigener Platz angewiesen, an dem sich erproben soll, ob die ihnen innewohnende Tatkraft sich willig in den Dienst Gottes und seines Volks stelle oder ob Selbstsucht die Triebfeder ihrer Handlungen sei. Judah wird hineingedrängt in die große nationale Angelegenheit Israels, der heißblütige Eleazar verzehrt sich in der Hoffnung auf die führende Rolle in Jerusalem, und Lea sucht das Übergewicht ihres Hauses über das des Simei zu behaupten, vor allem, indem sie die bescheidene Gattin Judahs auf jede Weise von sich fernzuhalten, ja, zu demütigen sucht.

Von innen nach außen, von Lea über Eleazar zu Judah hin vorschreitend, entwickeln die Expositionsscenen diese Sachlage, nicht ohne zugleich die eigentliche Handlung in Gang zu bringen.

Der erste Akt der „Makkabäer" legt die geschilderten Verhältnisse exponierend klar, er ist überhaupt ein Muster künstlerischen Aufbaus. Scheinbar ungezwungen treten nacheinander Lea, Eleazar, Judah in den Vordergrund, das heißt, wir bewegen uns gleichsam von innen nach außen, unser Gesichtskreis erweitert sich zusehends. Dabei werden die einzelnen Personen sofort in möglichst bedeutsamen Situationen und Gesprächen vorgeführt, damit wir hier, wo ja die eigentliche Handlung noch nicht einsetzt, um so nachdrücklicher mit ihrem Charakter bekannt werden und vor allem auch das Gemeinsame spüren, was in diesen so verschiedenen Persönlichkeiten lebt, was sie aber auch trennt von der Nachbarfamilie, den Simeiten. Der Dichter mußte also irgend einen Zeitpunkt wählen, der zur

Vereinigung und Gegenüberstellung der beiden Häuser einlud, eine Art gehobener Stimmung erzeugte und dadurch zum freieren Austausch der Gefühle führte. Goethe benutzt als solches Expositionsmotiv in seinen Dramen gern Trennung und Wiederfinden, doch auch wohl ein Fest, wie das Vogelschießen im „Egmont". Die „Makkabäer" beginnen mit dem ländlichen Feste der Schafschur. Kränze windende Mägde füllen den Hintergrund, Lea rüstet mit den jüngeren Kindern das Fest und von der freien Bergeshöhe, auf der ihr Haus steht, läßt sie den Blick über die geschichtlich berühmten Stätten des jüdischen Landes schweifen. Es ist nicht bedeutungslos, daß das Haus der Makkabäer hier auf freier Höhe steht. Das Leben auf den Bergen erweitert den Blick, läßt das Herz höher schlagen, stählt die Kraft und erweckt ein ruhiges Selbstvertrauen. Es setzt aber auch den Menschen in näheren Verkehr mit der Natur und ermöglicht ihm einen engeren Anschluß an seinen Gott. Um so stärker muß nun dies Selbstvertrauen werden, wenn die geschichtlichen Erinnerungen, die der Blick auf das Gebirge Juda und Ephraim anregt, zum Teil auch in die Geschichte des eigenen Hauses zurückführen, und wir dürfen es glauben, daß Leas Herz erbebt, wenn sie die Stätte sieht, wo David den Goliath schlug, denn sie selbst ist von Davids Haus. Aber nicht an den König Salomo denkt sie, der Gott lieber um ein weises und verständiges Herz bitten wollte, denn um Macht und Reichtum, sondern an den Salomo, dessen Reich von Typhsa bis Gaza reichte, den gewaltigen, mächtigen Herrscher. Sie will die Größe ihres Volks wiedererleben, aber sie ahnt nicht, daß der Weg zu dieser Größe durch die Demut hindurch führt. So achtet sie des ehrwürdigen, aber demütigen Gatten wenig und sucht ihre Kinder zu den Helden heranzuziehen, von denen sie träumt, die durch eigene Kraft ihr Volk befreien und den alten Glanz des Makkabäerhauses erneuern sollen. Wir hören aus den Reden der jüngeren Kinder, wie oft in diesem Hause von den großen Tagen der Vorzeit geredet wird, wir hören auch, daß man den Verheißungen Gottes lauscht, der einen Retter für die Zu-

kunft versprach. Während aber bei den älteren, bei Lea, Judah, Eleazar der Gedanke an Gott als den eigentlichen Erretter mehr und mehr abgeblaßt, zu einer Art frommer Phräse geworden ist, bewahren die Kinder noch ein reineres, tieferes, religiöses Gefühl in ihren Herzen. Leas religiöses Empfinden wird durch ihren leidenschaftlichen Ehrgeiz erstickt.

Jede tragische Handlung entfließt aus dem Willen der handelnden Personen. Dieser aber findet seine stärkste Form in den Zuständen, die wir als Affekte oder als Leidenschaften bezeichnen. Zwischen beiden hat Ludwig scharf geschieden. Der Affekt, sagt er, reißt den Blinden, den er blendet, mit sich fort. Er erscheint und verschwindet wieder, ohne tiefere Wirkungen zu hinterlassen, wie ein Feuerwerk. Ganz anders die Leidenschaft. Sie stellt den bewegenden, ewig sich gleichbleibenden Grundtrieb des Menschen dar, wenn sie auch ihre Ruhepunkte hat; mit einer grandiosen Konsequenz verfolgt sie ihr Ziel, nicht, indem sie den Blick des von ihr besessenen Menschen dauernd verschleiert, sondern so, daß er mit voller Überlegung, trotz der Reaktion seiner gesunden Vernunft, trotz der Regung seines Gewissens, diesem dämonischen Drange seines Herzens folgen muß. Die Leidenschaft kann sich aber mit gelegentlichen Affektaufwallungen verbinden, je nach dem Charakter der Person, von der sie Besitz genommen hat. Dann steht jener „kalten Leidenschaft" wohl eine „heiße" gegenüber. Sie hat dann „die doppelte Tendenz, sich zu befriedigen und zugleich diese Befriedigung zu vereiteln. Leidenschaft macht auf der einen Seite besonnen, sie macht den Dummkopf klug, den Feigling tapfer, um ihren Zweck zu erreichen; nun ist sie aber mit einem Affekt verbunden, und dieser ist in seinem Tun durchaus Naturkraft und von allen Gesetzen an Zweckmäßigkeit und Unterordnung losgesprochen. Er macht den Klugen dumm, den Tapferen feig u. s. w. Diese Doppelnatur von Besonnenheit und Zweckmäßigkeit und völliger Besinnungsabwesenheit und Zweckwidrigkeit macht den tragischen Widerspruch innerhalb der Leidenschaft selbst aus." An solchem Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen gewaltigen Intentionen des

eigenen Herzens und den geringen Kräften der menschlichen Natur geht ja der tragische Held überhaupt vorzugsweise zugrunde.

Natürlich wird der Dichter solche „heiße Leidenschaft", mit dem Affekt gepaart, vor allem in schwächeren Naturen, in Frauen wie hier in Lea verkörpern. Der an sich berechtigte, bei Mattathias die ganze Persönlichkeit weihende und erhebende Drang nach Ehre hat bei ihr schon die krankhafte Form leidenschaftlicher Ehrsucht angenommen. So läßt gerade ihre „heiße", von Affekt durchglühte Leidenschaft sie übersehen, daß das einzige Mittel, ihre Kinder zu Rettern des Volks zu machen, eine Erziehung im steten Aufblick zum Herrn wäre. Sie denkt auch nicht so sehr an die sittliche Not des Volkes, als an die Führerrolle im Kampf, die sie dem starken, verschlossenen Judah, und an die Führerrolle im staatlichen und religiösen Regimente, die sie dem leichtbeweglichen Eleazar zugedacht hat. Immer vom Augenblick abhängig, bleibt sie sich im ganzen doch treu und weiß sich in jede momentane Veränderung der Außenlage mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit zu finden, um ihren Lieblingen zu den Stellungen zu verhelfen, die sie ihnen zugedacht hat. Sie bewegt sich auf Zickzackwegen, aber doch einem bestimmten Ziele zu: es liegt Konsequenz in ihrem Werk.

Anders Eleazar. „Eine Rolle spielen", ist ihm die Hauptsache; er krankt an der Größe Judahs. Leidenschaft birgt seine kleinliche Seele nicht, er vermag nur in Affekten aufzuwallen, dem nächstbesten Ziele nachzustreben, das seinem Ehrgeiz schmeichelt. Lea sieht nicht die ungeheure sittliche Gefahr, in der ihr Sohn schwebt, sie nährt vielmehr seinen Ehrgeiz durch die Erzählung des Gesichts, das sie einst erlebt hat. Gewiß wird der Herr sein Wort halten, aber ob es zum Heil oder zum Verderben für Eleazar ausschlagen wird, das liegt an ihm selber. Für die Aufgaben, die seine Mutter ihm stellt, besitzt er aber gar nicht die nötige Kraft. Er setzt den heißen Worten Leas Bedenken entgegen, rät zur Besonnenheit, und erst durch wunderbare Fügungen, die ihm das ersehnte Ziel

plötzlich näher rücken, kann er sich in eine Art künstlicher Begeisterung hineinsteigern.

Wie anders wieder Judah! Nicht in hastiger, nervöser Erregtheit, wie sein jüngerer Bruder, erscheint er, sondern ruhig, gelassen, im Vollgefühl seiner Kraft, der ein Löwe zur Beute fiel. Die Schmähungen seiner Mutter, die sich gegen seine scheinbare Trägheit richten, darf er im Gefühl seiner Würde ruhig hinnehmen, sein Weib aber nimmt er sanft, doch entschieden in Schutz. Judah, in dessen Brust die kalte Leidenschaft vorläufig noch ruht, ist der Besonnenste, er hat auch ein Gefühl für den Wert der hingebenden, nicht feigen, sondern sich selbst aufopfernden Demut, wie sie Naemi verkörpert.

Es gibt freilich auch eine falsche, eine feige, selbstsüchtige, gemeine Demut. Die ist auch verderblich, wie die Ehrsucht, aber sie hat nichts von deren Größe an sich. Und darum ist eigentlich das Haus der Simeiten so ausführlich behandelt, damit wir diesen Gegensatz recht genau kennen lernen. Jeder Sinn für Höheres, Ideales, jedes Kämpfen um der Sache willen, jedes Fühlen mit dem Volke ist hier verschwunden. Da ist der gemein-materialistische Simei, der Führer der Rotte, dem das animalische Leben über alles geht („der Mensch will leben, wenn er sonst nichts will"), der sich zurückzieht, wenn das Haus der Makkabäer emporzusteigen beginnt, um nicht die Leiter für fremden Fuß sein zu müssen. Ein klein wenig anders Boas, der den frechen Mut nicht besitzt, die eigene Bosheit offen auszusprechen, der sich hinter frommen Phrasen versteckt, den Namen Gottes anruft und damit eine Gotteslästerung nach der anderen ausstößt, der sich den Mann der „Demut" nennt, sich aber nicht vor Gott, sondern vor Menschen demütigt. Nur so lange sind diese Simeiten „demütig", unterwürfig, als sie der Gewalt weichen müssen; sobald sie später selbst die Gewalt haben, fährt die Wolfskralle aus dem Schafspelz heraus.

Dem gegenüber erscheinen die Makkabäer als Menschen von großem Wollen, aber dies Wollen, das ja der göttlichen Bestimmung des Menschen entspricht, bewegt sich in verkehrten Bahnen, irdischen Zielen entgegen. Sie sind noch der göttlichen

Erziehung wert, aber der Weg, den sie der Herr führt, leitet durch die Erniedrigung hindurch. Und nun verbindet sich die innere Haupthandlung aufs schönste mit der äußeren Nebenhandlung. Das von Gott liebend geführte, oft eigensinnige, nun gänzlich abgefallene Volk Israel soll wieder groß, sittlich groß werden und sein Vorbild in der hohenpriesterlichen Familie der Makkabäer sehen. Sind diese gereinigt, ist bei ihnen der gute Kern zum Durchbruch gekommen, dann wird das Volk einen festen Halt haben. Einer nach dem anderen aus der Familie wird den Ereignissen gegenübergestellt, um sich daran zu erproben.

Im engen Familienkreise könnte sich Lea bewähren. Sie hätte als Frau, als Davids Tochter den Beruf, auszugleichen, Frieden zu stiften, die alten religiösen Ideale des Volks hochzuhalten, erzieherisch zu wirken. Statt dessen hat sie nur Worte des Hohns für Naemi, die doch allein in einer sündigen Familie sich zu ihrem Gott hindurchgerungen hat, die Böses nicht mit Bösem vergilt, die wahre Demut übt, jene Demut, die keine Feigheit, sondern den allerhöchsten Mut darstellt, den Mut, der sich selbst bezwingt. Lea aber verspottet das sanfte Wesen, und ihr Herz schwillt von Hochmut; die Erzählung von ihrem einstigen Traumgesicht hat ihr Blut heißer schlagen lassen, und nun kommt die plötzliche, allen unerwartete Nachricht, daß das Haus des Hohenpriesters Onias sich selbst zerfleische, daß Onias mit seinen sämtlichen Söhnen und Enkeln von seinem Bruder, der den griechischen Namen Jason annahm, ermordet sei und daß diesem Mörder wiederum der jüngste der drei Brüder, Menelaus, nach dem Leben stehe. Die Aussichten werden günstig für das Makkabäerhaus, auch der alte Mattathias glüht von neuer Hoffnung: er sieht wohl in dem guten Geiste, den er in seine Söhne zu legen suchte, die beste Gewähr für eine Zukunft des Volks. Aber aus den Worten Leas und Eleazars strahlt keine demütige Ergebung in den Willen des Herrn; da flackert die Selbstsucht empor, so daß der greise Vater davor zurückbebt. Eleazars Tun ist von Anfang an vergiftet, wir fühlen es im voraus; er wird so lange mit

dem Syrier spielen, bis er von ihm gefangen ist. Und Lea wird ihm einst fluchen müssen, wie das der greise Vater vorhersagt. Und Judah — schweigt. Vielleicht aus Demut? Nein; das Ziel, dem Eleazar zustrebt, scheint ihm zu gering. „Judah will sein. Einziger Gedanke du, der diesen Busen bis zum Springen schwellt, reif' in des Schweigens Schatten." Und dieser Gedanke ist die Befreiung des Volks, von außen her, durch die körperliche Kraft des Mannes, von der Judah seine gewaltigen Muskeln schwellen fühlt. Aber war diese Befreiung nicht auch auf andere Weise möglich? Der Herr rief doch; wer seine Stimme im Gange der Ereignisse vernehmen kann, der mußte es so gut sehen, wie Mattathias, daß die Stunde der Makkabäer geschlagen hatte. Aber Judah ist nicht gefolgt. Er glaubt, selber die Stunde seines Eingreifens bestimmen, sich selber seine Handlungsweise vorschreiben zu können, er stellt sich eine bestimmte Aufgabe, anstatt demütig zu gehorchen, wenn der Herr ruft. Er ist von der „kalten Leidenschaft" erfüllt, die den Menschen nicht blindlings hinreißt, aber doch verblendet; sie läßt sich sehr wohl mit Reflexion paaren, aber gerade kraft dieser Überlegung wagt es der eigene Wille, sich dem Rufe Gottes zu entziehen.

Mit der größten Sorgfalt und Feinheit wird im zweiten Aufzug das Losbrechen des Judah motiviert, nicht, um es in den Augen des Zuschauers zu rechtfertigen, sondern vielmehr, um zu zeigen, wie schwer er sich dazu entschließen kann, dem Rufe des Herrn Folge zu leisten. Gleichgültig ist er sicherlich nicht gegen sein Volk, das haben wir aus seiner Erregtheit im ersten Akte gesehen, aber er sieht eben die nationale Sache mit Menschenaugen an. Er hofft auf Befreiung seines Volks, er sehnt sich danach, ja, er verzehrt sich in dieser Sehnsucht, aber er glaubt, ohne das Volk selbst, ohne seine tätige Anteilnahme nichts ausrichten zu können. Judahs Gefühl von seiner eigenen Kraft ist auf der einen Seite so groß, daß er sein Volk verachten zu dürfen glaubt und auch von den guten und kräftigen Stämmen, die das Gebirge bevölkern, kaum etwas Großes erwartet; auf der anderen Seite ist sein Selbstvertrauen wieder

so klein, daß er es nicht wagen will, selbständig loszuschlagen und das Volk mit sich fortzureißen. Das ist nicht jene ruhige Kraft, die aus einem wahrhaften Gottvertrauen entspringt, sondern Selbstsucht, Selbstvergötterung; so schwankt er zwischen Hochmut und Verzagtheit hin und her; Gott aber kann keine halben Menschen, keine Widerspruchsmenschen brauchen, sondern verlangt, daß die ganze Persönlichkeit sich in den Dienst seiner Sache stelle. Besäße Judah, wie sein Vater, den durch steten Verkehr des Herzens mit Gott geschärften und erweiterten Blick für die Nichtigkeit irdischer Größe, so müßte er schon lange zum Schwert gegriffen haben und bedürfte der strengen Schule nicht, in die sein Gott ihn nimmt. Er wäre dann freilich auch kein dramatischer Held.

Hier aber muß er halb gegen seinen Willen zur Tat gedrängt werden. Das kann im modernen Drama nicht durch einen Machtspruch Gottes geschehen, auch ein Traum, ein Orakel u. s. w. würde, so berechtigt dergleichen in Nebenmotiven sein mag (vergl. Leas Gesicht!), an so wichtiger Stelle die Wahrscheinlichkeit verletzen. So blieb also dem Dichter nichts anderes übrig, als durch die Gewalt der Ereignisse den Kreis derer, die dem Volke Hilfe bringen können, immer mehr und mehr zu verengen, bis schließlich auch das blödeste Auge sehen muß, daß einzig und allein auf Judah die Hoffnung Israels beruht. Entzöge er sich auch dann noch, so wäre er aus dem Grunde schlecht; greift er kräftig zu, so zeigt sich, daß er wenigstens im Kern gut ist, womit noch nicht gesagt ist, daß er überhaupt vollkommen wäre.

Der zweite Akt beginnt im engsten Familienkreise und endet mit einer gewaltigen Volksscene. In bewußter Steigerung wird die allgemeine Gefahr dem Judah näher und näher gebracht. Daß von Jerusalem her kein Heil zu erwarten sei, hat uns der erste Akt gezeigt. Das Heil muß vom Lande kommen, von der kräftigen Bergbevölkerung her, und das Haus der Makkabäer ist durch seine Abstammung höher verpflichtet, als jedes andere. Der Führer aber dieses Hauses ist Mattathias. Solange sein gewaltiger Geist noch rege, seine Hand

noch kräftig ist, könnte es uns vielleicht vermessen erscheinen, wenn Judah eingreifen wollte. Und darum setzt der zweite Akt damit ein, daß Mattathias im Sterben liegt, und die allgemeine Aufregung, die sich seiner Umgebung bemächtigt, verrät uns, wie bedeutsam sein Tod für sein Haus und weiterhin für sein Volk werden muß. Mit ihm geht gleichsam die gute, alte Zeit dahin: wie war er doch so ganz anders, als seine Umgebung! Das Volk in Jerusalem und anderswo ist abgefallen und gibt sich mit Vergnügen den neuen Unterhaltungen hin, die der Landesfeind eingeführt hat, mitten unter dem Drucke einer fremden Besatzung. Mattathias dagegen, den der Herr äußerlich reich gesegnet hat, verzehrt sich im Gram über den sittlichen Niedergang dieses Volkes. Er hat es nicht verachten gelernt, wie Judah, weil der Herr in ihm lebt und ihm immer neue Liebe zu seinen Stammesgenossen einflößte, und so hat er den Hohn Judahs gegen Israel als gegen sich selbst gerichtet empfunden, hat sich mit denen für eins erklärt, die Judah verachtete. Liebe ist überhaupt der Grundzug seines Wesens, die Liebe zu Gott hat seinen klaren Blick für die Menschen geschärft, denen er tief ins Herz schaut: er begrüßt Naemi als das blühende Reis, als den Stab, auf den sich sein Alter stützen kann, während Lea die Schwiegertochter auf jede Weise zu schmähen sucht. Aber er sieht auch Eleazar schaudernd ins Herz, er sieht die Selbstsucht, die ihn fortgetrieben hat und die sein Unternehmen von vornherein vergiftet. Wenn nun der sterbende Greis mit dem brechenden Auge zum Herrn fleht um den Retter Israels, sollte da nicht Judah das Blut in die Wangen schießen und die gewaltige Bewegung ihn fortreißen?

Aber die Führung der häuslichen Angelegenheiten liegt ja vorläufig in den Händen Eleazars und Leas. Werden die Befürchtungen des Vaters in Erfüllung gehen? Vielleicht leistet doch der jüngere Bruder, was sie alle von ihm erwarten. Auch diese Hoffnung muß erst zerstört werden. Mit seiner nachdrücklichen Art, wichtige Punkte der dramatischen Handlung vordeutend zu bezeichnen, läßt uns der Dichter durch Jojakim

zunächst in fliegender Hast, in fiebernder Erregung die Unglücksbotschaft zu teil werden: Dieser Eleazar, der soeben herbeieilt, um sich den Segen des sterbenden Vaters zu erschleichen, hat vor dem Auge des Syriers geopfert. Der Fanatismus des Unglücksboten läßt uns jetzt schon ahnen, welche Schwierigkeiten seinerzeit die rechtgläubigen Israeliten dem Judah bereiten werden. Wie gemein sind die Motive, um deren willen Eleazar die Sache seines Gottes verlassen hat! Nicht einmal die Aussicht auf die Hohepriesterwürde steht für ihn im Vordergrunde, sondern mit einem Weibe hat man ihn geködert, mit der Schwester des Antiochus, und ihr zuliebe hat sich sein Mund an griechische Laute und Namen gewöhnt. Mit ihm zugleich fällt Lea; sie hat ein unheimliches Verständnis für das, was in der Seele ihres Lieblings vorgegangen ist, sie nimmt ihm die Worte gleichsam aus dem Munde, redet für ihn, versteht und entschuldigt alles, was er an seinem Volke gesündigt hat. Beide persönlich-menschlich-irdischen Motiven folgend, setzen sie auch bei anderen nur persönliche Motive voraus und werfen dem eifernden Jojakim Neid vor, weil sie sich in das Seelenleben des gesetzestreuen Mannes nicht hineinfinden können. Auch Judah hat sich in seine eigenen menschlich kleinen Vorstellungen über die Möglichkeit einer Befreiung verrannt, und dadurch ist sein Auge verschleiert. Es muß erst etwas Großes, Fortreißendes, Aufrüttelndes vor sich gehen, das seine ganze Persönlichkeit durcheinanderrüttelt.

Die Syrier kommen! Das bloße Wort bringt eine ungeheure Aufregung hervor, und unsere Spannung erhöht sich noch, indem die Schreckensbotschaft abwechselnd widerrufen und bestätigt wird. Die Gefahr ist aber in Wahrheit aufs höchste gestiegen. Antiochus der ältere ist in Jerusalem eingezogen, hat die Heiligtümer Israels entweiht und der Würde des Volks ins Gesicht geschlagen. Aber dies Volk fühlte seine Würde nicht mehr. Nun soll das ganze Volk, die Gebirgsbewohner voran, sich unterwerfen; er hat erkundet, daß im kleinen Modin noch ein Haus vorhanden sei, das einen geistigen Mittelpunkt des Volks bilden könnte, das Priestergeschlecht der Makkabäer.

Dorthin schickt er Nikanor und Gorgias, „seine beiden Hände", nicht, um politische Unterwerfung zu fordern — das Volk wagt schon lange keinen Widerspruch mehr —, sondern, um Verleugnung des alten und Anbetung des neuen Gottes zu verlangen, ja, er schickt eine Statue der Athena mit, der auf der Stelle geopfert werden soll.

Und Judah steht noch immer untätig. Noch ist ja sein ältester Bruder da, Simon. Gewiß, dieser tut seine Pflicht, er weigert sich mannhaft, dem fremden Gott zu opfern, aber in aller Ruhe und Bescheidenheit. Zum Führer des Volks ist er nicht geboren. Vielleicht ist aber das ganze Volk so standhaft, wie dieser? Dann braucht es keines Anführers. Da erfolgt nun die stärkste Mahnung des Herrn an Judahs religiöses Gefühl. Dies Volk taugt an sich gar nichts. Es ist schon so verkommen, daß es sich nur zu bald beugen wird, wie jenes in Jerusalem. Es wird erst groß, wenn der Herr es beseelt, wenn er es aufruft durch einen von ihm begnadeten Führer. Es wird opfern! Ja, noch schlimmer: weil der, auf den aller Augen schauen, sich sträubt, die Sache des Herrn zu führen, so muß er es erleben, daß gerade aus seiner eigenen Verwandtschaft der Verräter ersteht. Simei geht, zu opfern. Und Gefahr droht durch diesen Schritt nicht bloß dem Volke, auch dem Hause der Makkabäer. Das gemeinste Motiv beseelt den Nichtswürdigen: er will zunächst sein eigenes Leben erhalten, denn die Syrier drohen mit Vernichtung, wenn der Opferduft nicht sofort vom neuen Altare aufsteige; dann aber möchte er sich durch seine feige Tat als den Erretter des ganzen Volkes erweisen und dadurch das Haus des Mattathias aus der Achtung Israels verdrängen und seine eigene Familie in die Höhe bringen.

Nun endlich tritt Judah kräftiger hervor. Zwar hat er schon das Volk aufrufen lassen, um sich an seine Spitze zu stellen; aber der Herr braucht die Menge nicht, er braucht nur demütige Unterwerfung, und das soll Judah erkennen lernen. Darum jetzt die höchste Spannung, ehe das Volk mit Waffen eintrifft. Es wird Judah ungeheuer schwer, die Hand zu erheben, zumal

gegen einen seiner Verwandten, gegen das Oberhaupt der Familie, der seine Naemi entsprossen ist. Aber der Herr will's, daß er in seinem Dienste alles aufopfere, wie Abraham aus seiner Heimat und von seinen Verwandten fortging. Und Judah wächst gewaltig, sobald er nur einmal die Hand des Herrn ergriffen hat und von seinem Geiste durchleuchtet wird. Auch die Einsprache Naemis kann ihn nicht aufhalten; mit Bitten sucht er den Oheim von dem verhängnisvollen Schritt zurückzuhalten, aber, als der cynische Heuchler dennoch dem Altare sich nähert, fühlt er jedes Band zwischen ihm und sich zerrissen, der Eifer des Pinehas kommt über ihn, und er schlägt zu. Und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts; sein Mut wächst, seine Körperkräfte steigern sich: zu Boden wirft er die Statue der Heidengöttin. Auch sein innerer Sinn ist gewachsen; wie im Banne einer höheren Eingebung spricht er die Worte, die er später nur zu bald vergessen soll, die das Leitmotiv für das ganze Werk ergeben: „Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn diese zurück unsichtbar? überfällt ihr Auge mit Schrecken, der die ehernen Arme lähmt? Das ist der Gott Jehovah Zebaoth, der mich umkreist mit seines Fittichs Schrecken. Er will's! Der Herr will's! Wenn der Herr es will, wer widerstrebt?" Also nicht auf die Masse kommt es an, „der Herr ist mächtig in dem Schwachen", der einzelne verscheucht das gewaltige Heer der Feinde, sein Beispiel befeuert den Mut des ganzen Volks, daß es vor Kampflust und Gottesbegeisterung in heiligem Schauer erbebt.

Der Geist des Herrn ist mitten in dieser Versammlung. Er erfüllt noch einmal den sterbenden Mattathias, daß er seinen Segen ausspricht über den Retter des Volks, den seine brechenden Augen noch sehen durften. Wird dieser Segen in Erfüllung gehen? Gewiß; aber, ob es sofort oder erst in ferner Zukunft geschehen wird, das hängt ganz von dem Träger dieses Segens ab. Wir wollen beachten, daß der Segen im Munde des Greises nur dem „Streiter Gottes" gilt. Solange Judah das ist und nichts als das, wird sich der Segen wirksam erweisen.

Aber die Tragik liegt eben darin, daß er sich fürs erste auf der Höhe nicht halten kann, auf die ihn der Herr gestellt hat. Er ist innerlich noch nicht stark und fest genug dazu, seine Persönlichkeit ist noch nicht durch die Hand Gottes hart geschmiedet. Unser aller Unglück ist es, daß uns das Glück der höchsten inneren Erhebung, wo das Stoffliche, Irdische zurückweicht und wir in unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit zu treten glauben, eben nur auf Augenblicke zu teil werden. Fromm ist der, bei dem diese Augenblicke eine Weihe über sein ganzes Leben ausbreiten, so daß er auch bei der geringsten alltäglichen Beschäftigung etwas davon durchfühlen läßt. Unfromm ist der, bei dem diese Eindrücke verweht werden, wie Spreu vom Winde.

Und Judah hält nicht stand. Eben noch hat er den Syriern, als sie dem Volke drohten: „Wir kehren mit Hunderttausend", mannhaft und fest geantwortet: „Gott allein ist tausendmal tausend". Da wenden sich die syrischen Feldherren an ihn selber, sie beleidigen die eben in ihm erwachte, bisher aber von seiner religiösen Erhebung noch unterdrückte persönliche, kriegerische Ehre: „Jetzt höhnst du, doch du bebst einst, wenn wir kehren", . . . und da bricht seine persönliche Befriedigung an Kampf und Sieg unmittelbar hervor: „Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt."

Nun ist die Leidenschaft, die so lange in seinem Herzen unterdrückt war, erwacht, heller und heller lodert sie auf, und bald wird ihre Flamme das zarte Pflänzlein der Demütigung unter Gottes Willen verzehrt haben. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit findet sich Judah in die Rolle eines Führers im Kampfe hinein, sein starker Wille stemmt sich zum ersten Mal gegen den des Jojakim, wenn er die Tötung der flüchtigen Syrier verbietet (wie einst Saul gegen Samuels Wort und gegen Gottes Willen Gefangene verschonte; der alttestamentliche Jehovah ist ein starker und eifriger Gott!). Stolz erklingt sein Wort: „Wehe dem, der meine Boten an den König kränkt." Als ein Aar will er in der Felsenwüste warten, bis ihm die Schwingen wachsen; in-

zwischen zwingt er mit Drohungen das Volk, ihm zu folgen, er organisiert die Unternehmung gegen den Feind und sorgt für die Sicherheit Modins. Und kaum hat er der Selbstsucht Einzug in sein Herz gegönnt, da beginnt sich auch schon hinter seinem Rücken Widerstreben zu regen; Eleazar, der erst aus Feigheit und Vertrauenslosigkeit nicht loszuschlagen wagte, fällt nun ab aus Eifersucht gegen Judah, der ihm auch hier den Vorsprung abgelaufen hat. Und hinter Eleazar steht doch die ganze Partei der Abgefallenen, die ihre eigenen Ziele verfolgen und sich nun mit Bewußtsein gegen ihn stemmen. Vorläufig halten die Frommen, Gott unbedingt Ergebenen, zu ihm, doch nur so lange, als Judah selber sich unbedingt dem Herren unterordnet. Aber wie ein düsterer Schreckensruf tönt uns das Kriegsgeschrei ins Ohr, mit dem der Aufzug schließt. Da heißt es nicht mehr, wie kurz vorher: „Der Herr will's", sondern der junge Feldherr selber gibt die neue Parole aus: „Schwert des Herrn und Judah". Er hat es gewagt, sich neben den Gott seiner Väter zu stellen.

Durch die Wucht der Ereignisse ist Judah im zweiten Akte mit fortgerissen und auf eine Höhe gestellt worden, auf der er sich nun erhalten sollte. Mit ihm zugleich hat Leas Seele einen neuen Aufschwung gewonnen, sie erwartet jetzt das Heil nicht von Eleazar, sondern von Judah. Im weiteren Verlauf der Handlung sollen beide nun die Größe, die sie errungen haben, bewähren; sie sollen zeigen, ob sie wirklich innerlich große Menschen geworden sind, ob das Edle und Gute in ihnen endgültig zum Durchbruch gekommen ist. Es lag dem Dichter gar nichts daran, die Makkabäerin als Heldenweib, als Kämpferin vorzuführen: sie handelt und versündigt sich als Weib, als Mutter. Und an demselben Gang der Ereignisse mußte erst Judah und dann, von ihm getrennt, selbständig, Lea ihre Kraft erproben. Es trifft sich ja ausgezeichnet, daß die Makkabäer in einem abgelegenen Bergstädtchen leben, wohin die Nachrichten von den Ereignissen der großen Welt nur langsam dringen. So steht Judah denn den Tatsachen selbst gegenüber: das Reich des Mannes ist die Außenwelt, die Er-

probung der körperlichen Kraft; Lea aber muß sich mit den Berichten auseinandersetzen: die Frau ist mehr auf das Innenleben angewiesen. Durch eine gewaltige innere Spannung wird dann in dieser zweiten Hälfte des dritten Aktes dafür gesorgt, daß die Wiederholung der Ereignisse auf den Zuschauer nicht ermüdend wirkt.

Äußerlich scheint Judahs Glück noch fortwährend im Wachsen begriffen. In zwanzig Schlachten hat er die Feinde geschlagen, soeben bei Beth Horon und Ammaus glänzende Siege erfochten und sich damit den Weg nach Jerusalem freigemacht. Da der Dichter sehr gut weiß, daß die Darstellung von Schlachten auf der Bühne, bei Shakespeare noch etwas ganz Gewöhnliches, für den modernen Zuschauer immer peinlich ist, so begnügt er sich damit, uns von diesen Schlachten erzählen und gerade noch beim Aufgehen des Vorhangs den Siegsruf ertönen zu lassen.

Aber wie lautet dieser Siegsruf? „Sieg mit Judahs Schwert." Die Syrier fliehen, doch von dem, der sie durch Judahs Hand in die Flucht schlug, ist nicht die Rede. Wir fühlen sofort, daß Judah im Begriffe ist, sich von der Oberleitung des Herrn zu emanzipieren und auf die eigenen Füße zu stellen. In dieser gefährlichen seelischen Lage muß ihn der Herr erproben, und so naht jetzt der Versucher, der den Eigendünkel des jungen Feldherrn aufstacheln soll. In der Schrift ist davon die Rede, daß die Makkabäer bei der römischen Regierung um Schutz baten. Geschickt hat Ludwig das Motiv umgebogen: die gewaltigste Weltmacht der Erde bietet Judah ihren Schutz an; sein Ruhm ist hinausgedrungen in die Heidenwelt, er hat dem selbstgewissen Volk der Römer Achtung abgenötigt. Noch steht er dem römischen Gesandten ungefähr so gegenüber, wie den drohenden Syriern am Ende des zweiten Aktes. Er findet noch das rechte Wort, er lehnt den Antrag der Römer ab, sein Volk solle auf sich selbst gestellt sein. Er weist auch des Römers Schmähungen gegen das jüdische Volk zurück und schätzt dies Volk jetzt höher ein als früher. Aber die Schmeicheleien, mit denen der Römer seinen Mut, seine

Klugheit, seine Feldherrnkunst rühmt, läßt er sich gefallen und, . . . von dem Herrn, der dies Volk und diesen Judah groß gemacht hat, ist keine Rede. Und aus seiner Abweisung spricht doch eigentlich nicht so sehr gekränktes Nationalgefühl, als gekränktes Selbstgefühl, und vielleicht schätzt er dies Volk jetzt nur, weil es sich seinen Absichten unbedingt unterordnet. Wie gefährlich klingen seine Worte nach dem Abgang des Römers: „Selbstgefühl, wie zierst du selbst im Übermaß ein Volk! Wird mir's gelingen, nur die Hälfte dir, die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben, mein Volk?"

Wie immer, geht auch hier der Dichter mit Erwägungen aller Möglichkeiten vor. Vielleicht hat Judah doch nur den Heiden schonen wollen, als er Gottes Namen unterdrückte. Vielleicht lebt der Herr doch in seinem Herzen, seinem Denken und Handeln. Gott stellt ihn anfangs vor eine leichte und, als er diese Probe nicht besteht, vor eine gewichtigere Entscheidung. Natürlich ist es Jojakim, dessen Mund die Sache des Herrn führen muß.

Judah hat Boten ausgeschickt und dem Volk befohlen sich zu lagern und das Siegesfest mit Weintrinken zu feiern. Sein Befehl verstößt gegen die jüdischen Sabbathgebote; aber mit frivolem Spott setzt er sich über die Warnungen des Frommen hinweg, nicht um irgend eines höheren Zwecks willen, sondern, weil er seinen einmal gegebenen Befehl aufrecht erhalten will.

Da geschieht, was niemand erwartet hatte: die fliehenden Syrier sammeln sich von neuem, sie greifen an, sie siegen. Jojakim selbst hat wegen des hereinbrechenden Feiertags die Wachen eingezogen und damit Judahs Befehle verletzt. Es ist menschlich, wenn der Feldherr darüber in maßlose Wut gerät, aber es ist zugleich kurzsichtig: der Sohn eines Mattathias sollte Gottes Willen durch die Worte seines Knechts hindurchfühlen. Aber dieser Judah hört eben Gottes Stimme nicht mehr und, je weiter er auf seinem Wege fortschreitet, um so weiter entfernt er sich von ihm, um so enger verstrickt er sich in seine Sünde, in seine Selbstsucht. Wenn er ausruft: „Ihr

hättet heiliger getan, ihr hättet alles Gesetz des Moses übertreten und meinem Wort gehorcht", so ist wenigstens noch die Möglichkeit vorhanden, daß er in seinem Herzen höhere und niedere Absichten gegeneinander abwägt, wie Christus spricht: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths"; wenn er aber Jojakims Befehle widerruft: „Der Judah, der sein Volk befreit, befiehlt dem Volk, zu fechten", so überwiegt das persönliche Element schon sehr stark und, wenn er endlich zähneknirschend klagt, daß der „Gedanke seines ganzen Lebens" zerrinne, dann bricht es mächtig durch. Sobald er aber so rein selbstisch spricht, sind eben jene höchsten Gedanken, für die er kämpfen sollte, ganz verflogen. Er hat den weiten Blick verloren, aber auch den Blick in die Tiefe; wie früher Lea, so sieht jetzt auch er bei Jojakim nur persönliche Motive, er hält den begeisterten Pharisäer für neidisch auf seinen Kriegsruhm. Er will ihm jetzt die Führung übertragen, . . . um das Volk zu retten, wie er es sich selber vorredet; in Wahrheit ist es ihm um das Volk als solches gar nicht zu tun. Er hat sich nur in sein eigenes Werk verliebt. Seine Selbstsucht ist nicht so gemein, wie diejenige Eleazars, aber doch im Prinzip verwerflich wie diese. Und so wird er jetzt bittrer gegen Israel als je: „Die Kröte wollt' ich zu 'nem Adler flügeln, hin in den Sumpf, der deine Heimat ist, werf' ich dich wieder!" Und warum flucht er jetzt seinen Landsleuten? Nicht mehr mit einem Schein des Rechts wie früher, als er es in Unglauben, Oberflächlichkeit, Abfall von Gott zu Grunde gehen sah; sondern darum, weil es sich willig dem Gebote des Herrn fügt, weil diese schlichten, einfachen Menschen, die einmal religiös angeregt sind, nun auch die Konsequenzen ihrer Handlungen ziehen, auf ihrem guten Wege fortgehen, weil sie fühlen, daß an ihrem Leben wenig gelegen sei, wenn nur das Gesetz des Herrn gewahrt werde. Diese Leute kämpfen und fallen für eine Idee, und Judah, der vor ihnen eine Individualität, aber eine irre geleitete voraushat, kämpft für sich selbst, für seinen eigenen Ruhm, für die Vollendung des von ihm begonnenen Werks. Dies Volk steht jetzt hoch über ihm, der es einst so sehr ver-

achtete. Judah sinkt tiefer und tiefer, er muß geradezu seine Abkehr vom Herrn selber in eine Formel bringen: „Gebe ich's auf, dann ist's verloren." Jehovah aber verstockt den, der ihm widerstrebt, wie Pharao. Verblendung ist sein Los. Auch Judah verliert den klaren Blick, er sieht nicht einmal mehr sich selber. Hin und her irrend, von einer Unruhe gepackt, die seiner früheren Festigkeit stark widerspricht, sucht er sich vor sich selbst zu rechtfertigen, als fechte er für eine große Sache, die von den anderen verraten werde. Und so stürzt er sich ins Schlachtgewühl und schlägt auf seine eigenen Landsleute ein, um sie zum Kampfe zu treiben.

Auch diese furchtbare Scene, deren Erzählung uns schon das Blut in den Adern erstarren macht, bringt der Dichter weislich nicht auf die Bühne, er läßt uns über sie berichten. Und nun bewundern wir wieder seine Kunst, wie er eine Fülle poetischer Absichten mit einem Schlage verwirklichen kann. Wir fragen jetzt, wo sich die Erregung über das Zusammentreffen Judahs und Jojakims in uns etwas gelegt hat, nachträglich gewiß: Woher kam denn jener plötzliche Umschlag im Kampf? Wunder sind wir Modernen auf der Bühne nicht gewöhnt, also muß eine ungezwungene Erklärung gegeben werden, und es ist psychologisch durchaus gerechtfertigt, wenn sie jetzt hinterherkommt; vorher hätte sie die Stimmung zerrissen. Der alte Antiochus ist verunglückt, und sein Sohn hat das Regiment an sich gerissen. Zugleich aber hat er beschlossen, auf den Pfaden seines Vaters weiter zu wandeln und das freundliche Spiel, das er bisher mit den Juden getrieben hatte, aufzugeben. Die Nachricht vom Tode des alten Königs und die Begeisterung für den jungen Führer aber hat seine Soldaten, die schon im Weichen begriffen waren, aufs neue befeuert. Wenn auch die plötzliche Sinnesänderung des Antiochus etwas unmotiviert ist, wir nehmen sie ruhig hin, weil wir bei diesem Barbaren überhaupt schroffe Übergänge eher erwarten als bei einem Kulturmenschen und weil uns die gewaltige Handlung über solche Zweifel hinweghilft. Zugleich aber verfolgt die kleine Scene einen weiteren Zweck. Es würde in

diesem dritten Akte etwas fehlen, wenn nur Lea und Judah, nicht aber Eleazar ihren Abfall von der Sache Gottes klar und deutlich bezeugen müßten. Gerade der Thronwechsel bietet hierzu eine passende Gelegenheit, und in aller Form schwört Eleazar oder, wie er sich jetzt nennt, Ajax den alten Glauben ab: „Sie waren deine, und so mußten sie auch deines Ajax Götter werden, Herr.“ Und wie über Judah, so muß auch über ihn das Strafgericht sofort hereinbrechen. Der Herr weiß jeden an seiner verwundbarsten Stelle zu fassen: Judah an seiner „Feldherrnklugheit“, Eleazar an seinem krankhaften Ehrgeize. Glaubt er, durch seinen kriecherischen Abfall dem Heidenkönige die höchste Achtung abzunötigen, so muß er gleich darauf erleben, wie dieser staunend und bewundernd dem Verzweiflungskampf Judahs zuschaut. Und zugleich hat der Dichter damit ein ganz vortreffliches Mittel der Schlachtschilderung gewonnen. Er läßt nicht durch einen mehr oder minder unbeteiligten, beliebigen Soldaten uns das Nötige mitteilen, sondern durch den König selber, der im höchsten Grade bei der Angelegenheit interessiert ist. Wir haben also einen stark persönlich gefärbten Bericht: Dies Volk bezwinge ich wohl, doch diesen Judah nicht. — Und noch einen Schritt weiter geht der Dichter: der rohe Barbar benutzt die Gelegenheit, die wehrlosen Juden in Massen abschlachten zu lassen. Uns schaudert und ekelt vor seiner Roheit. Aber was spricht er über dies Volk? „Sein einziger Tyrann ist sein Gesetz.“ Das hat verzweifelte Ähnlichkeit mit früheren Äußerungen Judahs. Wie tief muß dieser gesunken sein, wenn er sich in der Anschauung über das Volk Gottes des Herrn mit dem herz- und gewissenlosen, bluttriefenden Barbaren berührt!

Judahs gewaltige Erregung im zweiten Aufzug hatte auch Lea mit sich fortgerissen. Auch sie will jetzt für das Wohl ihres Volkes tätig sein und, da die Sache der Frau nicht der Angriff ist, so nimmt sie sich um die Verteidigung von Modin an, viel mehr als ihr Sohn Johannes, dem eigentlich dies Amt übertragen ist. Sie will also an dem großen Werk ihres Judah teilnehmen, soviel es in ihren Kräften steht. Es kommt nun

für sie darauf an, ob sie es in reinerem Sinne tut, als er. Ihm mußte sich, als er allein dem syrischen Heere gegenübertrat, mit überwältigender Gewißheit die Überzeugung aufdrängen, daß seine Kraft allein auf dem Herrn beruhe, der ihn stark machte. Und wenn nun Lea in den Stand gesetzt wird, eine große Tat für die nationale Sache zu tun, so muß auch sie eigentlich, wenn sie ehrlich ist, Gott allein die Ehre geben.

Und ein wichtiges Werk gelingt ihr. Nicht in der männermordenden Schlacht darf sie stehen, aber mit Klugheit und Entschlossenheit das Ränkegespinst der Simeiten zerreißen, die den Feinden den Weg nach Modin gezeigt haben und die Stadt und ihre Bewohner verraten wollen, um sich die Gnade des Syriers zu sichern. Da hat Lea vorgebeugt, und das Volk jubelt ihr zu: „Der Mutter von Modin Tag ohne Ende."

Würde Lea die ungestümen Huldigungen des Volkes annehmen, so wäre sie der Erziehung durch den Herrn gar nicht wert. Einen Augenblick regt sich ihr religiöses Gefühl; gerade so lange, daß wir ihre Verantwortlichkeit für ihr ferneres Geschick empfinden können: „Nur dem Herrn, dem Schutzgott Israels gebührt der Preis" — aber die Worte sind mehr Phrase, denn daß sie aus dem Herzen kämen — und darum fährt sie fort: „Und Judah, dem Erwählten." Und so wortkarg ihr Dank gegen Gott war, so überreich entströmen die Worte ihren Lippen, wo es sich um den Preis ihres Sohnes handelt. Also die Demut gegen Gott wird auch bei ihr erstickt durch persönlichen Hochmut. Nun hat aber der Künstler mit feinem Gefühl die Klippe vermieden, daß das Hochmutsmotiv Judahs hier etwa genau wiederholt und damit langweilig würde. Der Stolz der Mutter richtet sich nicht auf sich selbst, sondern nur auf ihre Kinder. Sie begehrt nichts für sich, aber sie verlangt jede Anerkennung für Judah, ihren Helden. Gewiß ist die Mutterliebe an sich berechtigt, ja, im höchsten Grade lobenswürdig. Aber sie ist hier in falsche Bahnen gelenkt. Lea denkt nur auf die irdische Größe ihrer Kinder, nicht auf ihre sittliche Hoheit. Ihr Blick ist beschränkt, und so mischt sich in

alles, was sie tut und sagt, das verderbliche stoffliche, irdische, persönliche Element ein. Wenn sie die verräterische Familie der Simeiten verdammt, so ist das gerecht. Aber ist es wirklich bloß der Abfall der Simeiten von Gott, der sie ihr verächtlich macht? War das der einzige oder auch nur der wichtigste Grund ihres Hasses? Wir wissen es besser. Es ist die Wut darüber, daß dieses niedre Haus es gewagt hat, sich in ihre Familie einzudrängen, es ist ihr Widerwille gegen die unschuldige Naemi, deren Demut und Treue allein schon alle Gegnerschaft in ihr tilgen sollte.

Aber sie soll diese Nachtseiten ihrer Seele immer deutlicher offenbaren, damit nachher die Hand des Herrn um so schwerer und nachdrücklicher auf sie herniederfalle. Oder besser: sie soll im Unglück und im Glück erproben, ob sie von ihrem persönlichen Streben geheilt ist oder nicht. Um sich in ihrem ganzen Hochmut zu zeigen, muß sie einen Gipfel des scheinbaren Glücks erreichen. Damit sie sich aber auf diesem Gipfel um so sicherer fühle, muß sie erst durch das Unglück hindurchgehen und zugleich in einem Augenblick der Erniedrigung die ganze Bosheit der Simeiten an sich selbst erfahren, damit nachher ihr Haß wenigstens menschlich verständlich werde. So ist das folgende Auf- und Abwogen der verschiedenen Nachrichten zu verstehen. Nicht ein wirres Durcheinander mannigfaltiger Stimmungen und Situationen schildert uns der Dichter, sondern ein reiflich überlegtes Wechseln der Glücksfälle, worin sich der tiefste, innere Kern des Charakters der Heldin offenbaren kann.

Zunächst kommen die Unglücksbotschaften. Den Syrierhaufen hat Lea zwar abgeschlagen, der die Bergfeste erschleichen wollte. Doch bei Beth Horon und Ammaus stehen größere Haufen, und von Judah hat man seit Monden nichts gehört. Die Lage ist darum so gefährlich, auch für Lea, weil Amri und Boas, jetzt die Führer der Simeiten, eine große Partei Volks hinter sich haben. Dieses Volk ist eben auch wieder zurückgesunken in das gedankenlose Treiben des Alltags, dieses Volk vermag an sich gar nichts, und es zeigt sich auch hier wieder, wie töricht Judah war, wenn er von diesem Volk er-

wartete, was ihm nur der Herr geben konnte. So gut wie ihm folgen sie irgend einem politischen Agitator, sie hören nach dem, der am lautesten schreien kann, dem die augenblickliche Situation recht zu geben scheint. So sehen wir sie in den folgenden Scenen mehrmals ihre Meinung wechseln, weil sie überhaupt keine eigene Weltanschauung haben. Wohl möglich, daß bei einer schlechten, auf äußerliche Mätzchen gerichteten Aufführung diese Scenen komisch wirken können; in Wahrheit liegt eine furchtbare Tragik in ihnen. Dies Volk ist nichts, wenn es nicht einen großen Führer vor sich hat oder durch göttliche Fügung von großen Ideen durchdrungen ist. Dauerndes Festhalten einer gehobenen Stimmung ist nicht Sache des Pöbels. Wir denken dabei an das Volk in Goethes Egmont, das auch nicht etwa jene ideale Gemeinschaft darstellt, von der Egmont dem Alba spricht, sondern immer nur an das Nächste, an das Eigene denkt, Klärchen im Stich läßt und erst durch ungeheure Ereignisse, wie die Hinrichtung des Helden, aus seinem Schlaf aufgerüttelt werden muß. Und wenn dieses Volk die Wahl hat zwischen mehreren Führern, so wird es gewiß nicht dem folgen, der ihm den harten Weg der Pflichterfüllung anrät (es sei denn in einem Augenblick der höchsten Erregung, wo das Streben sogleich zum Erfolge führt, wie bei Judahs Losbrechen), jenen Weg, der mit langem, geduldigem Zuwarten, mit vielen getäuschten Erwartungen, mit viel nutzloser Kraftverschwendung verbunden ist. Viel lieber wendet sich die Masse jenen gemeinen Philisternaturen vom Schlage der Simeiten zu, die ihm einen feigen, faulen Eudämonismus predigen. Natürlich steht dem Volke die leibliche Wohlfahrt viel näher als die sittliche. Der Weg, den Judah im Anfang seiner Heldenlaufbahn beschritt, kann zur Vernichtung der persönlichen Existenz des Einzelnen, der Freiheit des Volks führen. Großes an Großes wagen ist aber auch nicht des Volkes Sache. Und so glaubt es eben dem Verführer, daß Judah mehr Verderben als Segen über das Volk bringe. Nun stehen aber diese Ausführungen nicht etwa bloß hier, damit das Problem von allen Seiten erwogen werde.. Es soll gleichsam Lea durch diese an

der Oberfläche haftenden Ausführungen gezwungen werden, in die Tiefe zu steigen. Das Unglück vertieft den Blick des im Grunde guten und frommen Menschen, ihn lehrt die Not beten. Und wirklich, Lea findet die rechte Antwort: „Rettet' er das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn? Nein, er verdarb es." Sie ist auf dem richtigen Wege, aber sie geht auf ihm nicht bis zum letzten Ziel. Sie kommt sofort wieder auf Judah zu sprechen und kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er das, was er ist, nur durch den Herrn sei. Und darum darf Boas mit seinen philisterhaften Phrasen fortfahren: als echter Volksaufwiegler, der immer am meisten Erfolg hat, wenn er sich an das alltägliche, gemeine, platte Leben hält und alles Übersinnliche verhöhnt und ablehnt, vermischt er platten Rationalismus und rabbinische Schriftauslegung miteinander: der Herr hat Judah nicht gerufen . . . denn niemand hat ihn rufen hören. Also hat Judah dem Herrn vorgegriffen, aber nicht aus Liebe zu seinem Volke . . . denn er hat es verhöhnt. Daß Gott durch das Herz zum Menschen rede und daß Judahs Hohn der Ausdruck enttäuschter Erwartungen war, verschweigt er wohlweislich, und die Menge ist zu blöde, um das zu empfinden, Lea aber gerade durch ihre eigene Verwechselung von Ewigem und Irdischem so verwirrt, daß sie jetzt nicht die richtige Antwort findet. Und so darf Boas seine mechanische Gottesauffassung vortragen, die eigentlich eine Gotteslästerung ist: Der Herr hat das Volk ins Elend gebracht, also soll es darin bleiben, bis er es selbst erlöst. Darum demütige man sich vor dem Syrier und liefere ihm als Pfand der Unterwerfung Leas Kinder aus. Und die Makkabäermutter sieht ein, daß hier nur der Herr helfen kann; sie ruft um ein Wunder, und das Wunder geschieht. „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen." Wird Lea Gott die Ehre geben? Wird sie nun von einem höheren Ewigkeitsgesichtspunkte aus die Dinge dieser Erde, vor allem das Los ihrer Kinder betrachten? Jener erste Erfolg bei der Verteidigung der Bergfeste hatte sie nicht gereinigt, das Unglück dagegen hat sie der Läuterung nahe gebracht;

wird sie sich nun im höchsten Glück bewähren? Nicht im Handeln kann das Weib seine Vollkommenheit zeigen; das Reich des Weibes ist das menschliche Herz. Wie Lea groß ist in der Liebe zu ihren Kindern, so sollte sie als die Gottbegnadete groß sein in der Liebe gegen alle Menschen, auch gegen ihre Feinde, vor allem aber gegen Unschuldige, die mit diesen Feinden zusammenstehen müssen, hier gegen Naemi. Mit ihrer Herzlosigkeit gegen die Schwiegertochter fingen die Nachtseiten ihres Charakters an sich zu enthüllen. Immer wieder klang dies Motiv durch. Nun, da der Herr sie so wunderbar über alles menschliche Wissen und Verstehen errettet hat, wird sie nun Liebe gegen Naemi üben können, oder wurzelt der Haß, das Ungöttliche, zu tief in ihrem Herzen?

Nur zu sehr spricht die nächste Scene zu ihrem Nachteil. Statt daß diese Nachrichten, eine immer wunderbarer als die andere, ihr immer stärker die persönliche Nähe Gottes klar machten, wächst ihr Stolz, ihre blinde Liebe gegen Judah und ihr blinder Haß gegen Naemi gewaltig an. Bei Beth Horon, heißt es, rief Judah zum Herrn, und er erhörte ihn. „Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft", das ist die Folgerung, die Lea daraus zieht. Wird sie nicht ebenso hochmütig die Erhörung ihres eigenen Flehens anschauen, das sie soeben erlebt? Bei Ammaus hat der Herr die Syriet gerichtet, fährt der Bote fort, und mit maßloser Übertreibung deutet Lea auch diese Nachricht um: „Der Herr setzt Judah auf des Herren Stuhl und läßt ihn richten über Syrien". Antiochus der ältere ist dahin: So straft der Herr Unmenschen, Gewalttätige. Aber Lea zieht für sich keine Lehre daraus. Unbarmherzig will sie Naemi mit den anderen Simeiten der Rache des Volkes aufopfern, dessen fanatische Wut sie soeben erst kennen gelernt hat. Und darum muß blitzschnell der Umschlag erfolgen: der Gnade, der milden Führung, der Güte des Herrn hat sich Lea unwürdig erwiesen, es gibt nur einen Weg, der zur Rettung ihrer Seele führen kann: die äußerste Strenge, ein Gottesgericht von unerbittlicher Konsequenz. Antiochus der jüngere hat mit den Juden gebrochen, hat Judah geschlagen, und in Jerusalem

herrscht Hunger und Pest! Aber die alte Makkabäernatur ist schwer zu brechen. Wie Judah, so hält Lea bis zum äußersten an dem fest, was sie sich vorgenommen hat. Jetzt am allerwenigsten kann sie Jojakims Worte auf sich wirken lassen; beleidigt wendet sie sich von ihm ab, wie kurz zuvor ihr Sohn. Sie klammert sich an die letzte Hoffnung: Noch lebt Eleazar! Es ist nun sicherlich recht gezwungen, daß der Bote, der ihr vorher berichtete, Antiochus werde von einem Abtrünnigen aus Israel, Namens Ajax, begleitet, nicht gewußt haben soll, daß dieser Ajax mit Eleazar identisch sei, so daß dadurch Lea hier in die Lage gebracht wird, unwissend ihrem eigenen Kinde zu fluchen und dadurch die Drohung des sterbenden Mattathias wahr zu machen. Aber glücklicherweise ist dies ganze Motiv keins von den wichtigen, die Handlung beeinflussenden. Und der leise Zweifel, der dem Zuschauer wohl bei dieser Stelle aufsteigen mag, verstummt doch vor der Gewalt des Schlußbildes, wie Lea, von allen verlassen, gleichsam den innersten Kern ihrer persönlichen Eigenart offenbart: sie ist alles, was sie ist, um ihrer Kinder willen, für sie nur lebt sie, auf sie ist sie stolz. Judah ist geschlagen, Eleazar abgefallen, aber noch stehen die anderen rings um sie her; und solange das der Fall ist, solange ist auch ihr Hochmut nicht gebrochen. Das mußte unbedingt gezeigt und vom Dichter so stark betont werden, damit wir die Notwendigkeit der späteren Aufopferung der Kinder erkennen. Solange Lea noch über das physische Leben ihrer Kinder verfügen kann, wird sie nur um ihr äußeres, irdisches Wohlergehen besorgt sein. Und wie eine zweite Niobe richtet sie sich mit dem Übermute der Verzweiflung empor: „Ich hab' noch Kinder." Sie werden ihr entrissen. Und nun blickt sie ihnen zagend, verzweifelnd nach und bricht zusammen: „Meine Kinder! Meine Kinder!" Auch sie fühlt, daß man ihr das Heiligste entrissen hat, um das sie bisher gesorgt hat. Wird in diesem gebrochenen Herzen noch ein neues Leben, ein Streben nach höheren, reineren Zielen aufgehen können?

Der dritte Aufzug hatte uns gezeigt, wie sich Lea, Ele-

azar und Judah von ihrem Gotte lossagten. Im Verlaufe des vierten sollen sie den Weg wiederfinden, der zu ihm hinführt. Nach strengem Schematismus würden wir vielleicht erwarten, zuerst von Judah, dann von Lea zu hören; aber der Zuschauer würde diesen Schematismus durchempfinden, und jede allzu deutlich sich offenbarende Absicht des Dichters wirkt erkältend. Außerdem aber würde auch die Aufmerksamkeit des Hörers zweimal von einer Person auf die andere abgelenkt werden und sich dadurch leicht zersplittern. Darum tut der Dichter gut daran, im vierten Akte zunächst die Schicksale Leas fortzuführen und dann erst auf Judah zurückzukommen, wobei er nun die in der ersten Hälfte des vierten Akts gewonnenen Ergebnisse gleich für die Weiterführung der Innenhandlung verwerten kann: Judahs Verhalten gegenüber der Nachricht von den Erlebnissen seiner Mutter und seiner Brüder ist wichtig für die Erkenntnis seiner Charakterentwickelung.

Die äußere Handlung in diesen Teilen des Dramas ist gering. Die Führerrolle unter den Simeiten hat der boshafte, herzlose, gewalttätige Amri an sich gerissen; er treibt Leas Kinder, denen die klagende Mutter folgt, dem Syrier zu, nur Simon ist entwischt: der Dichter hatte wohl ursprünglich die Absicht, durch ihn Judah nähere Nachricht über das Vorgefallene zukommen, die Stimmung in Jerusalem auf das Wiedererscheinen des Helden vorbereiten zu lassen. Leider aber ist das Motiv nachher fallen gelassen, und wir verstehen kaum noch, warum es an dieser Stelle so sehr stark betont wird.

Blutig und staubbedeckt schreitet die Makkabäermutter daher. Der Geist ist noch rege, ihr Körper aber entkräftet. Schon hat sie die Hilfe einer armen Ährenleserin annehmen müssen, sie, die sonst über viele zu herrschen gewohnt war. Mit der größten psychologischen Feinheit führt sie der Dichter Schritt für Schritt zu der wirklichen Erkenntnis ihrer Ohnmacht, ohne die eine Rettung ihres besseren Selbst überhaupt unmöglich ist. Des Erfolges gewiß redet sie auf Amri ein, aber der Unmensch läßt sie, um ihre Bitten nicht mehr zu hören, an eine Sykomore binden. Es ist schon viel, daß Lea sich so weit

3*

herabläßt, bei ihren Feinden zu bitten, und, wäre es nicht um des Lebens ihrer Kinder willen, für sich hätte sie diese Bitte niemals getan. (Vergl. die tiefste Demut des Heilands am Kreuze, der seine Feinde bittet: „Mich dürstet.") Noch hat sie ein unbestimmtes Gefühl dafür, daß der Menschengeist die Herrschaft über die Materie führen solle, und so glaubt sie, daß dem ungestümen Drange ihres Herzens die Fesseln ihrer Hände weichen müßten; vergebens! Eine schwächere Natur, eine kleinere Seele als die ihre würde jetzt vielleicht zu dem feigen Mittel des Selbstmords ihre Zuflucht nehmen; nicht so Lea. Ihr Geist strebt schon wieder weiter und diesmal, ohne daß sie es wohl selber ahnt, in die Höhe, über die Erde weg, auf der es für sie keine Hilfe mehr gibt. Sie fühlt etwas Geheimnisvolles, Liebeatmendes an ihrer Seite, es ist Naemi, die gekommen ist, um ihre Bande zu lösen. Sie glaubt, die Ährenleserin vor sich zu haben, die sie vorher unterstützt hatte, und ihr offenbart sie alles, was jetzt in ihrem Innern vorgeht. Glücklich vermeidet der Dichter hier die Gefahr der Unwahrscheinlichkeit, die der Monolog für den modernen Zuschauer in sich birgt. Ihre beredten Worte, mit denen sie Amri angefleht hatte, bewiesen die Regsamkeit ihres Geistes. Nun, da außen rings um sie her alles zusammenbricht, wendet sich diese erhöhte Tätigkeit ihres Geistes nach innen, und in der Dunkelheit der Nacht sieht sie jetzt um so heller mit dem inneren Auge den Zusammenhang zwischen Handlung und Schicksal, sie erkennt ihre jetzige Erniedrigung als die Folge ihres Strebens nach Größe. Wenn nun aber Lea sich in diesem Augenblicke wirklich völlig von allem Hochmut reinigte, die Macht des Herrn unbedingt anerkännte und sich seiner gewaltigen Hand unterwürfe, womit das Drama, soweit es Lea angeht, seinen Abschluß finden dürfte, würden wir das als psychologisch richtig empfinden? Diese gewaltige, zähe Natur, die noch im Augenblicke, da sie ihre Lieblingssöhne verloren sah, die Faust gegen den Himmel ballte: „Ich habe noch Kinder", soll sie in einem Augenblick ihr ganzes Seelenleben ändern? Wir glauben es nicht und geben dem Dichter recht, daß Lea erst die furchtbar

harte Schule durchlaufen muß, von der wir beim fünften Aufzuge zu reden haben, bis sie wirklich gänzlich zur Buße, das heißt zur Sinnesänderung gebracht ist. Nur scheinbar ist ihre Demut, ihre Unterwerfung hier am Sykomorenstamme, und der Dichter hat alles getan, um uns das deutlich zu machen.

Wir wollen ihre Ausführungen genauer ansehen. Sie verflucht ihr Streben nach Größe, sie wünscht ihre Kinder wieder bei sich zu haben, wenn auch als Bettler. Das ist aber nicht das Richtige. Nicht jedes Streben nach Größe an sich ist verwerflich, nicht jede Selbsterniedrigung an sich verdienstlich. Es gibt eine wahre und eine falsche Größe. Nach eitler, irdischer Größe, nach Glanz und Macht hat Lea bisher für ihre Kinder gestrebt, und daran ist sie gescheitert. Würde sie nun mit ihren Kindern wieder in Frieden vereint, etwa durch ein Wunder, dann würde sie in ihnen entweder jedes höhere Streben unterdrücken, sie zu Durchschnittsmenschen herabziehen, was der Makkabäer unwürdig wäre, oder, was wahrscheinlicher ist, sehr bald von neuem irdischen Scheingütern zustreben. Es muß jedes irdische Wünschen bis auf den letzten Rest aus ihrer Seele herausgefegt werden, und das kann erst geschehen, wenn sie angesichts des leiblichen Untergangs ihrer Kinder zu der Überzeugung kommt, daß es noch etwas Höheres gibt, eine geistliche Größe. Aus dem größten leiblichen Unglück wird das Heil der Seele geboren, „da greift der Schmerz verzweifelnd in die Sterne und heischt von seligen Ewigkeiten Licht."

Ferner: Ihre Auffassung von der Bestimmung des Menschen ist darum so schief, weil sie keine richtige Vorstellung vom Wesen Gottes hat. Gerade diese verzweifelte Situation, wo das Unglück die verborgensten Falten ihres Herzens darlegt, zeigt sie ganz auf dem Standpunkte des natürlichen Menschen. Sie sieht im Herrn einen Tyrannen, der jedes Aufbäumen gegen seinen Willen unterdrückt, weil er auf seine Allmacht eifersüchtig ist. Das ist keine wahre Demütigung, keine Unterwerfung unter Gott als den Vertreter des höchsten, sittlichen Prinzips. Das klingt wie die trotzige Prometheusode des jungen

Goethe: „Ich kenne nichts Ärmeres, als euch, Götter." Und auch Otto Ludwig waren in seiner entbehrungsvollen Jugend solche Stimmungen nicht fremd. Aber, wie Goethe später demütig dem „uralten ewigen Vater" huldigte, so hat unser Dichter, durch Entbehrungen ohne Maß geläutert, im geistigen Streben Trost gefunden für die Leiden des Körpers, und sein ganzes Drama ist eine Palinodie unmutiger Verse aus seiner Jugend.

Endlich: Wie Lea Gottes Wesen nicht kennt, so versteht sie auch seine Wege nicht. Wenn sie gesündigt, sich an ihren Kindern versündigt hat, warum straft dann Gott die Kinder, warum nicht sie selbst? Die Frage ist rein menschlich durchaus verständlich, aber sie zeugt eben von menschlicher Kurzsichtigkeit. Als Mutter hat sie hochmütig gestrebt, als Mutter muß sie gestraft werden. Könnte eine Strafe ihr so empfindlich werden als das Leid, das ihren Kindern geschieht? In Wahrheit wird sie selbst damit getroffen. Nun sehen wir aber zu, ob der Herr in Wahrheit so grausam gegen die Kinder vorgeht. Wir müssen uns eben in seine Gedanken hineinversetzen, die höher sind als Menschengedanken. Der Herr verlangt das animalische Leben als Opfer, aber, indem die Kinder ihr Leben ihm zu Ehren aufgeben — wir werden es im fünften Akte sehen —, geht ihnen zugleich ein höheres Leben im Geiste auf, sie sterben beseligt im Gefühl des Todes für eine Idee. Und das sind nicht altjüdische Anschauungen, die in unseren Tagen nicht mehr auf Teilnahme und Verständnis rechnen dürften, wie mancher kurzsichtige Kritiker behauptet hat. Wehe dem Volke, das diesen Gedankengang nicht mehr verstünde. Es wäre auf dem Standpunkt Amris angelangt, auf dem Standpunkt des schamlosen Materialismus und keines besseren Schicksals wert, als seine politische Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren. Wir bedenken hierbei: der Zuschauer ist nur innerlich beteiligt, wir verlangen von ihm eine ganz andere Bekräftigung seiner sittlichen Persönlichkeit, als von der unglücklichen, von namenlosen Qualen gefolterten Mutter im Bühnenbilde. Ihre Blicke sind verschleiert, sie sieht, zur Strafe

für die lange Verleugnung des höheren Elements in ihrer Seele, jetzt nur das Nächstliegende. Und darum kann sie Gottes Wege nicht verstehen. Deshalb ist die große Schlußtragödie nötig zu ihrer Reinigung. Daß sie immer noch nicht im stande ist, dem tieferen Zusammenhange der Tatsachen nachzugehen, zeigt die eigentümliche Art, wie sie sich die letzten Ereignisse zusammenreimt. Gewiß, sie war die Veranlassung des Unterganges ihrer Kinder. Aber sie sieht in ihrem Hochmut und dem Mißgeschick der Kleinen nur eine mehr zufällige Verbindung von Tatsachen, wie zwischen einem herabfallenden Felsstück und dem davon erschlagenen Wanderer. Unbegreiflich, unfaßbar ist sie sich selbst; eine Tigerin verteidigt ihr Junges, sie hat ihre Kinder ins Elend gebracht*) — ein Gedanke, scheinbar so unausdenkbar, daß sie fast darüber wahnsinnig werden möchte. Daß aber dem tatsächlichen, äußeren auch ein innerer, sittlicher Zusammenhang entspricht, sieht sie nicht. Darum kann sie nur ihre Ohnmacht, aber keine wahrhaft aufrichtige Reue empfinden, und darum kann der Herr jetzt ihre Kinder nicht durch ein Wunder befreien. Sie muß ihren Tod selbst mit ansehen, das Schlimmste darf ihr nicht erspart bleiben, und dazu ist Naemi gesandt, dazu löst sie die Fesseln ihrer Hände, damit die Schwergeprüfte zu neuen, noch schwereren Prüfungen ihren Kindern nachfolge. Warum aber gerade Naemi? Bisher hat Lea nur für ihre Kinder gelebt und Menschen, die in der Fürsorge für andere aufgingen, nicht das geringste Verständnis, ja, die höchste Verachtung entgegengebracht. Jetzt soll ihr nun, da ihr ganzer Egoismus so schmählich zu Falle gekommen ist, das Mitleid in seiner reinsten Form, in hehrer Majestät als eine sittliche Größe ohnegleichen gegenübertreten. Nicht als ob Lea dadurch mit einem Schlage bekehrt würde; das wäre ganz unpsychologisch. So zähe Naturen wie die ihrige kehren langsam um auf dem einmal beschrittenen Wege. Aber das neue Ziel, dem sie zustreben soll, ist ihr doch gezeigt,

*) Die Situation ist derjenigen des „Erbförsters" im Schlußakte ähnlich, wo er seine eigene Tat in den schwärzesten Farben malt.

und die wundervollen Worte der Schwiegertochter, dem köstlichen Buche Ruth entnommen, müssen wie Balsam auf ihr wundes Herz einwirken. Naemi ist hier nicht mehr, wie in früheren Fassungen des Dramas, die allzu duldsame Lammsnatur, sie sucht sogar ihre Güte gegen Lea selbst zu motivieren: nicht, weil es ihre Feindin ist, tut sie ihr Gutes, sondern trotzdem sie ihre Feindin und weil sie die Mutter Judahs ist. Viel weniger fein motiviert ist das Folgende. Wenn Lea allein zum Antiochus gehen muß, so war das die Absicht des Dichters. Sie sollte den furchtbaren Kampf, der ihr bevorstand, ohne fremde Hilfe durchfechten. Aber die Motivierung, mit der sie das junge Weib zurückläßt, ist nicht stichhaltig. Wenn ihr im Lager vor der Roheit der syrischen Soldaten bange ist, warum läßt sie sie dann hier inmitten der Nacht auf offenem, freiem Felde allein? Der Dichter hat es hier nicht sehr genau genommen. Es kam ihm eben vor allem darauf an, die Judah-Handlung möglichst unmittelbar anzuknüpfen und den Helden mit seiner Gattin zusammentreffen zu lassen.

Auch Judah hätte seinem anscheinend verfehlten Leben mit eigener Hand ein Ende machen können. Aber dazu war er zu groß. Allmählich mochte es ihm immer klarer werden, daß er von Gott zum Befreier seines Volkes aufgespart sei. „Nicht sterben, sondern leben für eine Sache“, das hatte er schon früher als seine Losung bezeichnet. Und daß er jetzt, da nach seinem Verschwinden die Sache seines Volkes durchaus nicht vorwärts gegangen ist, sondern die Lage sich außerordentlich verschlechtert hat, es dennoch wagt, das angefangene Werk wieder aufzunehmen, verleiht ihm eine sittliche Größe, die ihn allein schon der weiteren Erziehung des Herren würdig macht. Auch er hat früher nur an sich, höchstens an sein Haus gedacht und das Volk nur insoweit geachtet, als es seinen Zwecken diente. Soll seine Bahn in Zukunft in die Höhe gehen, so ist die allererste Voraussetzung die, daß er seine Aufgabe in der Befreiung des Volkes, und nicht in der Größe seines Hauses oder seines Namens sehe. Und so weit hat er sich durchge-

rungen. Von da aus verstehen wir nun, warum der Dichter ihn hier mit Naemi zusammentreffen läßt. Nicht bloß, um ihm den rauhen Pfad, der zum höheren Leben im Geiste führt, mit Rosen zu bestreuen, obwohl ihm sicherlich diese Stunde neue Kraft einflößen wird, sondern vor allem, um ihn auf die Probe zu stellen. Hier ist sein Weib. Nach langer Trennung hält er sie zum ersten Male in seinen Armen. Sie ist ihm treu geblieben, als alles von ihm abfiel. Soll er jetzt bei ihr bleiben oder in den mörderischen Kampf zurückkehren, sie verlassen, wieder auf Nimmerwiedersehen? Und ferner: Naemi muß ihm die Nachricht bringen von dem Unglück, das über seine Mutter und seine Brüder hereingebrochen ist. Die Versuchung ist groß. Die Seinen sind beim Syrier, und er könnte sie mit einem mutigen Handstreich befreien. Er widersteht mannhaft, er hat eine höhere Pflicht, die Befreiung Jerusalems. Aber auch er ist noch nicht ganz rein. Schrittweise geht es im Drama vorwärts. Noch ist sein Vertrauen auf seine eigene Kraft nicht so groß, daß er sich ganz auf sie verlassen möchte; dazu gehörte eben wieder Gottvertrauen. So hat er denn auch hier ausgesandt und die Bergbevölkerung zu den Waffen rufen lassen. Aber der Herr braucht die Massen nicht, braucht die Stärke nicht, er will nur einzelne Mannen, er ficht mit den Schwachen, Entkräfteten, aber er verlangt die völlige, ungeteilte Hingabe des Herzens. Das soll Judah noch lernen, und damit beginnt (in der „Verwandlung" des vierten Aufzuges) ein neuer, wichtiger Abschnitt, der letzte des Dramas: die Vollendung in der Bekehrung Judahs, der sich dann im fünften Akte die völlige Umkehr Leas anreiht.

In Jerusalem herrscht Hungersnot, die Pest wütet unter den entkräfteten Bewohnern, völlige Gleichgültigkeit ist eingerissen, scheinbar äußerlich und innerlich alles verloren. Und doch, eins ist noch vorhanden, was uns auf die Zukunft hoffen läßt: die Erinnerung an die großen Tage, die verstrichen sind, die Liebe und Dankbarkeit gegen Judah, „den Vater des Volks". Wenn sein Name genannt wird, dann werden brechende Augen noch einmal aufgeschlagen, dann hebt sich manch müdes, bleiches

haupt empor. Wenn auch die Brüder des Judah selbst verzweifeln: „Hier hilft kein Judah mehr", die Ärmsten unter den Armen haben ein sicheres Gefühl dafür, daß der Retter nicht fern sei. Und nun kommt er, sie umringen ihn, küssen ihn, Tränen rinnen auf seine Hand hernieder: diese armen, ausgezehrten, verkommenen Menschen sind einer Liebe ohnegleichen fähig, und zwar gegen diesen Judah, der ihnen nach menschlicher Berechnung viel Unheil und Schaden eingebracht hat. Da schmilzt sein großes Herz, wie das der Lea, als sie Naemis ansichtig ward. Er sieht in die Herzen hinein, er schaut das, was kein irdisches Auge sehen kann, und als ihm der innere Blick einmal wieder geöffnet ist, da wächst sein Mut: zehn Tage soll die Stadt warten, dann naht Hilfe. Aber die Vorräte reichen kaum noch für drei Tage. Nun steigt er zu seiner ganzen Größe wieder empor: der Herr will's, daß er allein mit diesen armen, verhungerten Menschen den Kampf aufnehme, der Herr will, daß sein Wort erfüllt werde, sobald er ruft, nicht, wenn es Zeit ist nach menschlicher Klugheit. Und so bricht er gleichsam jede Brücke hinter sich ab: die vorhandenen Vorräte werden an einem Tage verzehrt, nicht in einer unordentlichen Schlemmerei, wie sie Judah einst am Sabbath veranstalten wollte, sondern in einem heiligen Verbrüderungsmahle, das die Lebensgeister aufrichten, die schwachen Körper stählen soll. Geistige und leibliche Erfrischungen gehen Hand in Hand: vom Gesetz des Herrn wollen sie reden und von den wunderbaren Errettungen seines Volkes. Das ist die rechte Stimmung für das große Werk, das sie angreifen, das ist die rechte Schar, die es vollbringen soll: „ein heilig Heer des Herrn."

Der vierte Aufzug hatte Lea und Judah allmählich auf den besseren Weg zurückgewiesen, ja, wir hatten den letzteren entschieden von göttlichem Geiste beseelt gesehen. Seine Umkehr vollzog sich mit ziemlicher Geschwindigkeit: für Leas Bekehrung ist der ganze fünfte Aufzug nötig. Das hat seinen guten Grund. Judah hatte ja schließlich, bei allem Selbstsinn und allem Pochen auf seine eigene Kraft, doch immer die Freiheit

seines Volks erstrebt; sie war ihm nicht das letzte, höchste Ziel, aber doch ein Ziel; es handelt sich jetzt nur darum, seine persönlichen Zwecke auszuschalten, das Heil des Volks für das Höchste anzusehen und sich ganz in den Dienst dieses Werks zu stellen. Anders bei Lea: für sie handelte es sich vor allen Dingen darum, ihr Haus, das Haus Davids wieder zu der Größe emporzuheben, die es unter König Salomo gehabt hatte. Irdische Größe, hervorragende Stellungen für ihre Kinder, das war es, was sie erstrebte. Hier ist eine gründlichere Reinigung nötig, hier setzen sich ihr auch viel größere Schwierigkeiten entgegen als bei Judah. Eher läßt der Mann den Stolz auf die eigene Tatkraft fallen, als eine Mutter ihre Kinder hergibt für eine höhere, mit Händen nicht zu greifende Idee. Daß Lea so weit noch nicht vorgeschritten war auf dem besseren Wege, das wissen wir schon.

Es wäre nun höchst ungeschickt gewesen, etwa durch eine höhere Offenbarung, durch einen Traum u. s. w. oder durch einen Beauftragten Gottes, vielleicht Jojakim, den Willen des Herrn vermelden zu lassen. Das würde in diesem Augenblick höchstens ihren Widerspruch erregen. In ihrer Seele schlummert doch nur eine ganz unbestimmte Ahnung dessen, was der Herr mit ihr und ihren Kindern beabsichtigt. Zur Deutlichkeit werden soll es ihr aber durch den Zuspruch von einer Seite her, von der sie es am allerwenigsten erwartet hätte: von ihren Kindern selbst. Ihnen wagt sie nicht zu widersprechen, denn sie sieht in den unverdorbenen Kleinen gleichsam jenen besseren Teil ihrer eigenen Seele verkörpert, den sie durch langes, egoistisches Streben gewaltsam unterdrückt hat. Und in dem furchtbaren Kampf, den ihr Mutterherz durchzukämpfen hat, kann sie sich keinen besseren Bundesgenossen wünschen, als die unschuldigen, vertrauensvoll blickenden Kinderaugen. Wie furchtbar dieser Kampf ist, sehen wir daran, daß sie an diesem Kampfe zwischen dem bedeutend überwiegenden irdischen und dem eben erst wieder erwachenden geistigen Elemente in ihr physisch unterliegt, während ihre Seele sich mit Adlersflügeln emporhebt. Wir verstehen diesen Gedanken, wir glauben

an ihn, weil uns der Dichter mit der ganzen Schwere der Gefahr bekannt gemacht hat.

Denn darauf sind die Eingangsscenen des Aufzuges angelegt. Die Wut des herzlosen Blutmenschen Antiochus muß aufs höchste gesteigert werden; soeben soll er die Macht, den Erfolg aus den Händen verlieren; hier hat er noch Opfer vor sich, an denen er seine Übermacht erweisen kann. Auf der anderen Seite aber wird hier auch das äußere Motiv des Dramas, die Befreiung des Volkes Israel gefördert; und deutlich sehen wir auch hier die Hand des Herrn wirken; die Erschütterung über Leas Mut allein würde wohl später Antiochus kaum zur Umkehr bewegen, dazu ist der Barbar zu oberflächlich: es müssen innere und äußere Erregungen zusammentreffen und eine abergläubische Scheu in ihm erzeugen; und dazu dienen die Ereignisse, die der Dichter mit weiser Berechnung aus den verschiedenen Wirrnissen der Makkabäerkämpfe hier in eine überaus wirksame Scene zusammengedrängt hat. Alle diese Ereignisse wirken darauf hin, daß der Gedanke an einen Zurückzug in Antiochus reife, ja, daß seine Offiziere ihm selbst dazu raten. Und nicht ein einziges dieser Ereignisse ist durch die Kraft des Judah, durch seine Geschicklichkeit, seine Tapferkeit veranlaßt worden. Menschlich gesprochen, sind es lauter „Zufälle". Wir spüren aber die Hand dessen durch, der die Geschicke lenkt.

Daheim hat der Statthalter des Königs mit Mühe einen gefährlichen Aufstand niedergeworfen, und schon steht ein Usurpator im Begriff, sich die Herrschaft anzumaßen; das syrische Volk jubelt ihm zu, weil die Barbaren sich vor Judah fürchten und ihren König verachten, der mit dem kleinen Volke der Israeliten nicht fertig wird. Das hätte sich Judah wohl am wenigsten träumen lassen, daß gerade die Zähigkeit seines Volkes, der passive Widerstand ihnen helfen sollte. Aber auch das Heer dräut mit Meuterei; die harten, syrischen Soldaten mögen nicht mehr gegen diese Juden kämpfen, die sich am Sabbathtage ruhig abschlachten ließen. Es graute ihnen davor. Unwillkürlich empfanden sie etwas von dem Hereinragen

höherer, ewiger Gedanken ins Menschenleben, und eine abergläubische Furcht war die Folge.

Beinahe ist der Trotz des Antiochus gebrochen, — da hört er, daß des Judah Mutter und Brüder in seiner Hand seien; nun kann er wenigstens noch Rache üben, ja, es wäre möglich, daß die Unterwerfung dieser angesehensten Familie den Widerstand des ganzen Volkes bräche und mit der Demütigung Israels auch alle Flammen des syrischen Aufstandes ausgelöscht würden. Und darum hält sein Trotz noch etwas an: gerade lange genug, um Leas Prüfung und Bewährung zu überdauern.

Lea erscheint. Die Mutter ist den Kindern nachgeeilt, natürlich um ihr Leben zu retten. Ist es verwunderlich, daß sie nur dies eine Ziel hat, ja, daß dieser eine Gedanke ihre Seele jetzt stärker erfüllt als je? Das Gegenteil wäre vielleicht sehr fromm, sehr erhaben, aber es wäre psychologisch unbegreiflich. Lea ist im Grunde noch, die sie war, ja, sie kniet vor dem Syrier, sie schmeichelt ihm in einer Weise, die wir als Lästerung Gottes ansehen müssen. Sie sieht ja nur die Gefahr vor Augen, die von der Hand des Wüterichs ihren Lieblingen droht; daß es noch eine viel größere Gefahr für sie geben kann, das ahnt sie nicht; das wird ihr auch nicht einmal klar, als sie ihren Eleazar scheu den Blick vor ihr verbergen sieht. Auch für ihn ist die Entscheidungsstunde gekommen. Eben noch hat er gegen den Rat der Feldherren Antiochus zum Kampfe bis aufs Messer gehetzt; der König hat wohl nicht viel auf seine Stimme gegeben, aber für uns waren seine Worte bedeutungsvoll. Sie dürfen nicht mit eisiger Ruhe und Überlegenheit gesprochen werden. Eleazar ist auch hier der Mann des Affektes. Eine nervöse Hast spricht aus seinen Worten, ein Gefühl der Unsicherheit, in dem sich ein Kampf seines Innern verrät, ein gewaltsames Unterdrücken der Stimme seines Gewissens, und gerade dieser Kampf ist es, der uns noch für ihn hoffen läßt, diese Scham, die ihn beim Anblick der gebeugten Mutter überfällt. Noch siegt das selbstische Prinzip in ihm, aber die Möglichkeit einer Besserung besteht für ihn so gut wie für Lea.

Und die Makkabäermutter wird alsbald vor eine furcht-

bare Entscheidung gestellt, das Problem wird so scharf bestimmt, daß ihr das Blut in den Adern stockt: „Du flehst um deiner Kinder Leben? Bekehrung heißt ihr Leben, Weigrung Tod.“ Wieder wäre es ganz falsch, wenn nun Lea mit einem Schlage das Rechte fände, wenn sie sich sofort für den Tod ihrer Kinder im Dienste des Herrn entschiede. Im Gegenteil, in diesem Augenblicke ist das Menschliche in ihr aufs stärkste gereizt, und menschlich sucht sie auf den König zu wirken; sein Mitleid will sie anflehen, ihn an seine eigene Mutter, seine Kinder erinnern: aber sie spricht nicht auf einen Menschen, sondern auf einen eiskalten Unmenschen ein. Einen Augenblick hat sie wohl noch daran gedacht, die Kinder zum Abschwören ihres Gottes zu verleiten; da stellt sich ihr hell und rein, aber auch hart wie ein Diamant das ganz unbefangene, bedingungslose Gottvertrauen, das Gefühl für die Nähe Gottes bei ihren Kindern entgegen: „Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.“ In dem Augenblick, wo alles rings um sie her zusammenbricht, wie einst, da die Simeiten die Kinder fortschleppten, wo es sich aber um mehr als die Freiheit, wo es sich um das Leben handelt, da eröffnet sich ihr der Blick in lichtere Höhen, wo der Menschengeist unabhängig vom Stofflichen ist, wo er sich behaupten darf, wenn auch der Leib in Trümmern zerfällt. Wohl reißt es sie noch hin und her in gewaltigen Qualen: unter Zuckungen verblutet die natürliche Fürsorge der Mutter für ihre Kinder in ihr, um höheren Regungen Platz zu machen: aber es gelingt. Und der ihr dazu helfen soll, das ist Eleazar. Durch die sittliche Größe der Mutter, die vergebens sich dem Tyrannen als Lösemittel für ihre Kinder angeboten, ja, aufgedrungen hatte, die ihm nun mit Flammenzungen ins Gewissen redet, wird er mit fortgerissen „wie auf Adlers Schwingen“. Er muß die ganze Falschheit, die kalte Berechnung des Tyrannen erkennen, sie erleichtert ihm die Rückkehr zu den Seinen, und Zug für Zug steigert sich das neue Leben der Makkabäer, je mehr einer den anderen sich emporheben sieht. Eleazar bleibt auch jetzt der Mann des Affektes, aber die sittliche Korrektur bleibt nicht

aus: er kann die Lüge nicht über die Lippen bringen, die ihm die Begeisterung des Augenblicks abzwingen will, daß er Judah stets geliebt habe. Mit zweien seiner Brüder schreitet er dem Marterofen zu und spricht das Gesetz aus, das im ganzen Drama sich wirksam erwies: „Der Herr ist mächtig in dem Schwachen.“ Dem Barbaren und seinen Henkersknechten wird es unheimlich zu Mute; jetzt bettelt nicht Lea, sondern Antiochus um das Leben Benjamins; aber die Mutter ist jetzt stark genug, um ihr jüngstes Kind dahinzugeben, anstatt es zum Abfall zu bewegen. Und sie darf den Triumph erleben. Schaudernd gibt Antiochus den Befehl: „Zum Aufbruch blast“. Keine Regung des natürlichen Menschen mehr in Lea, nicht die trotzige Frage: Warum konnte dies Wort nicht früher kommen? Sie selber fühlt, wie nötig der Opfertod ihrer Kinder war: für das Volk, für die Kinder selbst und — für sie. Ja, sie ist wirklich ganz gereinigt und, als nun Judah erscheint, herrlich in seiner Siegesfreude, entschieden und energisch auf seinen Herrn vertrauend gegenüber dem Prahlen des Barbaren, da sieht sie ihre Wünsche aufs schönste erfüllt. Aus Judah ist der rechte Streiter Gottes geworden. Und sie, die früher so Streitlustige, die einst nicht einmal der unschuldigen Naemi vergeben konnte, sie muß nun zum Frieden mit den Feinden raten, sie muß des Mannes Leben schützen, der ihre Kinder umgebracht hat. Ihr letzter Gedanke nicht ein Gedanke der Rache, sondern der Liebe, nicht ein Gedanke an ihre Kinder, oder ihr Haus, sondern an ihr Volk: auf nach Jerusalem zur Tempelweihe! Es genügt ihr, daß sie die neue Welt aus der Entfernung schauen darf, wie Mose das gelobte Land. Jede Spur von Hochmut ist in ihr erloschen. Und Judah schließt sich dem Gesange an, mit dem seine Brüder dem Feuertode entgegenschritten: der Herr braucht des Starken nicht, er haucht die Schwäche an, und sie wird Sieger. Stärker als je lebt jetzt das Gefühl für die Übermacht Gottes in ihm auf. Soll er die Königswürde auf sich nehmen, die einst das Volk in frevelhaftem Übermut gestiftet hat? Er will nur ein Diener sein, ein Werkzeug des Höheren: „Sein Priester will ich sein, doch König ist allein der Herr.“

War das Stück ein Trauerspiel? Endet es nicht mit einer Katastrophe? Lea und Eleazar sterben, aber Judah wird Hoherpriester. Gewiß, aber ist Judah wirklich derselbe, der er früher war? Auch in ihm ist etwas erstorben, der alte Mensch. Der Ehrgeiz an sich war gut, das Streben muß in der Welt sein, es ist von Gott in die Menschen gelegt und die Grundbedingung für jeden Fortschritt der Welt im Ganzen und des Einzelnen. Aber im Menschen muß sich entscheiden, ob die Gaben Gottes ihm zum Heile ausschlagen oder zum Schaden. Und in Judah ist eine völlige Umkehr bewirkt. Wir scheiden auch von ihm mit dem Gefühl der Erlösung, mit dem uns jede echte Tragödie entläßt. Er bleibt aber seinem Volke erhalten, gleichsam als Verkörperung des göttlichen Prinzips, das nun in Zukunft allein unter ihnen wirken soll. — Ist das Drama eine geschichtliche Tragödie? „Jedes historische Drama hat eine Tendenz",*) und der Dichter, mag er noch so objektiv sein, muß einer der Parteien in seinem Werk beitreten. Auch hier haben wir ein Tendenz-Drama vor uns, eines der höchsten und edelsten Art; die Tendenz lautet: „Der Herr ist mächtig in dem Schwachen, und König ist allein der Herr." Für das geschichtliche Drama tritt hier das religiöse ein. Wir sind Ludwig dankbar dafür, daß er seinen früher erwähnten „Christus"-Plan nicht verwirklicht habe; der Heiland ist keine dramatische Figur. Hier aber hat er ein wirkliches Kunstwerk geschaffen, in dem bei völliger Wahrung der menschlichen Freiheit im Handeln dennoch das Gefühl der „schlechthinigen Abhängigkeit", das religiöse Gefühl im eigentlichsten Sinne so stark zum Ausdruck kommt, wie in keinem anderen Drama der deutschen Literatur.**)

---

*) R. M. Meyer, Preußische Jahrbücher, Band 95, Seite 76.

**) Das Nötigste über die literarhistorische Stellung und die Kunstanschauung des Dichters, sowie über sein Verhältnis zu den biblischen Quellen findet man in meiner Schulausgabe der „Makkabäer" (Leipzig, B. G. Teubner), deren Bekanntschaft meine vorliegenden Ausführungen voraussetzen.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon

3

Hermann Sudermann

Frau Sorge

von

Prof. Dr. G. Boetticher
in Berlin

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus.
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon.
3. Bändchen.

Hermann Sudermann

Frau Sorge

von

Prof. Dr. G. Boetticher
in Berlin.



Leipzig und Berlin,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1903.

Einleitung.

Die moderne Romandichtung begann mit der Form der Lebens- und Bildungsgeschichte eines Menschen. Ihr Typus war Goethes Wilhelm Meister. Die Romantiker schwelgten in Nachbildungen. Der Roman war ein Gefäß, in dem man an losem Faden alles, was man im Leben interessant fand, aufreihen konnte. Das junge Deutschland machte daraus den formlosen Tendenzroman. Mit Spielhagen und Freytag trat eine andere Richtung auf, die das dramatische Element auch im Roman betonte und eine streng geschlossene, nach den Gesichtspunkten der Dramaturgie sich aufbauende Handlung, also nicht eine Entwicklungsgeschichte, sondern eine bedeutsame Epoche, ein folgenschweres Erlebnis aus einem Menschenleben forderte, sei es erfunden oder historisch. Die Verirrungen des Naturalismus in seiner Beschränkung auf bloße Zuständlichkeitsschilderungen waren vorübergehend, aber aus ihm und neben ihm hat sich eine Romantechnik entwickelt, die im wesentlichen auf den Anfang zurückgeht; insofern nämlich, als die Entwicklungsgeschichte eines Menschen wieder zum Gegenstande gemacht wird und, wie damals, die Gelegenheit gibt, in loser Einfügung alle möglichen Lebensfragen, Lebensanschauungen und Lebensbilder vorzuführen und zu erörtern. Eine gewisse Formlosigkeit ist die natürliche Folge davon. Man denke an Kellers „Grünen Heinrich", an Felix Holländers „Weg des Thomas Truck", an Klara Viebigs „Wacht am Rhein", an Frenssens „Jörn Uhl". Aber es ist doch deutlich erkennbar, daß die Entwicklung des Charakters scharf ins Auge gefaßt ist, daß die ersten Lebensabschnitte sich in den späteren wiederspiegeln, daß die Bildungseinflüsse und Lebenserfahrungen in

ihrem Verhältnis zu den unerschöpflichen Rätseln des Innenlebens hervortreten und so doch immer der Mensch selbst der eigentliche Gegenstand des Interesses sein soll. In andern Werken findet sich eine straffere Konzentration, eine planvollere und zielbewußtere Beschränkung auf den Helden selbst. Hierin gehören u. a. Raabes „Hungerpastor“, L. v. François' „Letzte Reckenburgerin“, M. v. Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind“, und hierher gehört auch Hermann Sudermanns „Frau Sorge“.

Sudermanns Romane erfreuen sich größerer Anerkennung als seine Dramen, und unter ihnen wird zweifellos „Frau Sorge“ am meisten gelobt. In der Zeit, als sie erschien, war man erfreut, mitten in dem naturalistischen Treiben einer Dichtung zu begegnen, die in die Tiefe ging und von ethischen Motiven durchdrungen war. Allerdings erscheint das Quälerische und Grüblerische, das allen Sudermannschen Romanen anhaftet, in „Frau Sorge“ am peinlichsten und drückendsten, das Seelenleiden des Helden wird zur Gemütskrankheit, aber das Gemütsleben ist hier am tiefsten gefaßt und der Heilungsprozeß, wenn auch nicht einwandfrei, doch am interessantesten durchgeführt. Und der besondere Reiz, den das Werk gewährte, lag darin, daß die bleibende Errungenschaft des Naturalismus, die Schärfe der Beobachtung, die Charakteristik in kleinsten Zügen, die scharfe Prägung des Ausdrucks, die stimmungsvolle Zeichnung der Situation hier den höheren ethischen Zwecken dienstbar gemacht war. Naturalistische Darstellungsweise ist bei Sudermann niemals Selbstzweck — bezeichnend ist schon, daß er auf den Dialekt verzichtet — das Ethische bleibt ihm stets die Hauptsache, und dadurch ist er über den Naturalismus hinweggeschritten.

Wir verfolgen ein unglücklich veranlagtes Menschenleben von der Wiege bis zum Mannesalter in seiner Entwicklung von seelischer Knechtschaft zu männlicher Freiheit, und am Schlusse will uns der Dichter die Überzeugung geben, daß der Held genesen ist und, von „der Sorge“ gelöst, dem Leben wiedergeschenkt ist, wie Orest, von den Furien befreit, ein neuer

Mensch wird. Die Sorge als dämonische Zerstörerin alles höheren Wesens im Menschen und Feindin aller höheren Betätigung ist bereits von Goethe im „Faust“ dichterisch gestaltet worden, aber als beherrschende Idee eines psychologischen Romans erscheint sie zum ersten Male in Sudermanns Dichtung. Es zeugt von besonderer dichterischer Kraft, daß der Dichter seinen Helden in den engsten menschlichen Verhältnissen auf seinem einsamen Bauernhofe und lediglich in seinem häuslichen Kreise heranreifen läßt, und man erstaunt, welche Fülle von innerem Leben der Dichter aus diesen engen Verhältnissen zu schöpfen und wie er alles zu einem festen, unvergeßlichen Bilde, ja, zu einem eigenen inneren Erlebnis zusammenzuschließen weiß.

„Frau Sorge“ gehört in hervorragendem Maße zu den psychologischen Romanen, die recht eigentlich der Typus der neuesten Zeit sind, und sucht ihren Ruhm in der Kunst der Charakteristik in einem engbegrenzten Kreise menschlichen Lebens, in einer Bauern- und Dorfgeschichte, wie sie zuerst Immermann in seinem „Oberhof“ vorbildlich gegeben hat.

Diese zu würdigen, soll der Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen sein.

Ein kurzer Überblick über den Inhalt muß vorausgeschickt werden.

I.

Inhalt.

Ostpreußen, die Heimat Sudermanns, ist der Schauplatz, auf dem sich die traurige Geschichte Paul Meyhöfers abspielt; echt ostpreußisch-agrarische Verhältnisse, dem Dichter von Kindheit an vertraut, sind es, in denen sie sich bewegt, und von dem Erdgeruch der Heimat ist das Ganze durchweht. Trübe Erinnerungen aus der Jugendzeit haben dem Dichter den Stoff an die Hand gegeben, das spricht er in dem stimmungsvollen Widmungsgedicht an seine Eltern unverhohlen aus. Der allgemeine Gedanke, daß ein Hauswesen von der Sorge gezeichnet ist, findet nun in der Geschichte seine plastische Ge-

staltung darin, daß ein einzelner der Sorge in besonderer Weise verfallen ist und von ihren Fesseln durch etwas Außerordentliches erlöst werden muß. „Es gibt gezeichnete Menschen, die hungrig von der reichbesetzten Tafel des Lebens aufstehen," die nur für andere zu arbeiten und zu sorgen haben und, wenn sie sich einmal aus ihrem Pariadasein erheben wollen, von einem grausamen Geschick an die ihnen zugewiesene Stelle zurückgeschleudert werden, Menschen, die uns wohl herzliches Bedauern abnötigen, aber schließlich mehr Achselzucken als Tränen hervorrufen, weil wir nun einmal vom vernunftbegabten Menschen Kampf gegen das widrige Geschick erwarten, sei es zum Siege oder zum Untergange.

Ein so gezeichneter Mensch ist Paul Meyhöfer, und damit sei zugleich ein Bedenken gegen die leitende Idee angedeutet, das später zu erörtern ist.

Der Eintritt des Helden in die Welt vollzieht sich unter Umständen, auf die Freytags Wort vom „stimmenden Accord" in der ersten Scene eines Dramas vortrefflich anzuwenden ist. Der Vater hat eben Bankerott gemacht, sein Gut Helenental wird unter dem Hammer verkauft, und während sich das vollzieht, wird Paul als der dritte Sohn geboren. „Die Sorge hat an seiner Wiege gestanden, daher hat er das alte Gesicht," sagt seine Mutter, Frau Elsbeth, zu der edlen, prächtigen Frau Douglas, der Frau des neuen Besitzers von Helenental, die in rührender Nächstenliebe gekommen ist, die unglückliche Frau zu trösten, die die Heimat nun verlassen soll. Sie bietet sich selbst als Patin Pauls an und bittet Frau Elsbeth um den Gegendienst bei ihrem zu erwartenden ersten Kinde. Durch ihre Menschenfreundlichkeit bleibt das Gut den Meyhöfers noch zur Verfügung, bis sie ein neues Unterkommen gefunden haben. 2000 Taler bleiben dem Manne übrig, dafür kauft er eine verwahrloste Bauernwirtschaft, und dahin, eine halbe Stunde von Helenental, siedelt die ganze Familie bald über, einem Dasein voll Not und Elend entgegen.

Denn größer als die augenblickliche materielle Not ist das Elend, das der Vater Meyhöfer durch sein verlottertes Wesen

über die Familie bringt. Seine Großspurigkeit, seine Anmaßung, sein Dünkel bei völliger Unfähigkeit zu reeller landwirtschaftlicher Arbeit sind allein an dem Verluste des Gutes schuld gewesen, und aus denselben Gründen kommt er auch auf dem Heidehof auf keinen grünen Zweig. Er gerät ins Trinken, wird zum planlos polternden Tyrannen seiner ganzen Umgebung und würde bald vollends zu Grunde gerichtet sein, wenn nicht Frau Elsbeth schließlich — nach Jahren — den Edelmut der Familie Douglas in Anspruch genommen und eine Summe geliehen hätte. Sie wagt es im Vertrauen auf die Freundschaft der Frau Helene, die sie ihr in jenen schweren Tagen angeboten hatte, obwohl sie, dem Willen ihres aufgeblasenen und urteilslosen Mannes gehorchend, der in Douglas nur seinen persönlichen Feind sah, weder sie noch ihr Patenkind Elsbeth je wieder gesehen hatte. Nun tat sie den Schritt heimlich, mit Zittern vor dem unvernünftigen Gatten, von dessen Undank überzeugt. Und so war es. „Er schalt sie ehr- und pflichtvergessen; sie hätte durch ihr Betteln zur Armut auch noch die Schande gefügt. — Aber das Geld nahm er."

Auf dem Grundstück befindet sich ein Moor mit vorzüglichem Torf. Bei dem Versuch, ihn durch eine Lokomobile auszunutzen, wird der zerfahrene Mensch vom Juden Löb Levy schnöde betrogen. Der Mißbrauch des Namens Douglas zu Spekulationszwecken veranlaßt diesen, Meyhöfer zur Rede zu stellen. Daraus entsteht eine fürchterliche, brutale Scene, in der Douglas wörtlich und tätlich in der gemeinsten Weise beschimpft wird. Das Äußerste wird nur dadurch verhütet, daß Paul den rasenden Vater umfaßt und ihn in ein Zimmer trägt, wo er ihn einschließt. Es ist die erste Tat des unter Sorgen zum Jüngling herangewachsenen, verschüchterten Paul und bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte des Heidehofes; der Vater ist in seiner wüsten Rücksichtslosigkeit und seiner Tyrannenherrschaft gebrochen, Paul wird der Mittelpunkt der Wirtschaft.

Seit seiner Konfirmation hat er die Landwirtschaft zu seinem Lebensberuf gemacht. Gutzumachen, was der Vater

verschuldet, für seine Mutter und Geschwister zu sorgen, das geliehene Geld zurückzuzahlen, Ordnung in seine Familienverhältnisse zu bringen, das ist ihm immer klarer als seine Lebensaufgabe aufgegangen.

Nun ist er der Herr, obwohl dem Vater der Schein der Herrschaft noch gewahrt wird. Unter dem Haß und der oft geradezu gemeinen Mißgunst des Vaters geht er weiter seinen Weg. Unter seinen Händen blüht alles auf, ein bescheidener Wohlstand kehrt ein, er arbeitet, schafft und sorgt buchstäblich Tag und Nacht, denn nach der Schilderung des Dichters hat er wirklich keine Stunde übrig zum Schlafen. Aber er kommt zu keiner Freude. Er selbst versagt sich alles, um es den Eltern und Geschwistern zuzuführen, der kränklichen Mutter zur Erleichterung, dem Vater für die Gurgel, den beiden ältesten Brüdern, einem Philologen und einem Kaufmann, die ihn von klein auf als Prügelknaben betrachtet und benutzt haben, für ihre anspruchsvollen Lebensgewohnheiten, den jüngeren Zwillingsschwestern für ihre Putz- und Vergnügungssucht. Jeder geht seinen selbstsüchtigen Weg, niemand fällt es ein, daß Paul etwas anderes sein könne als das Arbeitspferd, das selbst gar keinen Anspruch auf irgend welchen Lohn seiner Arbeit hat, alle — nur eine nicht, das ist seine Mutter, mit der ihn die innigste und zarteste Seelengemeinschaft verbindet. Frau Sorge hat sie aneinander gekettet, sie verstehen gegenseitig ihre Leiden und tragen sie, einer für den andern.

Und noch eins gibt ihm Stunden der Erhebung, das ist die allerdings noch kaum verstandne Liebe zu Elsbeth Douglas. Aber auch sie wird von dem Netze umschlungen, das Frau Sorge über sein Leben gebreitet hat. Elsbeth zu begehren, ist ihm ein schreckhafter Gedanke, und die Sorge um den Besitz überwuchert auch sie.

Mit der Wirtschaft geht es vorwärts, aber immer, wenn er zu einer gewissen Höhe gelangt ist, tritt ein Unglück ein, das wieder alles vernichtet. Als der Hof aufzublühen beginnt, wird er von einem Knechte, den der Vater bei jener brutalen Scene mit Douglas gleichfalls mißhandelt hatte, aus Rache

angesteckt; die ganze ungewöhnlich reiche Ernte ist verloren, die Wirtschaftsgebäude dazu: Paul muß von vorn anfangen. Die Mutter wird durch den Schreck bei dem Brande aufs letzte Siechbett geworfen. Zu den Sorgen um die Wirtschaft kommt die Pflege der Mutter, die er ebenfalls auf seine Schultern nimmt, da seine jüngeren, leichtlebigen Zwillingsschwestern dazu unfähig sind. Und bei dem allen läßt ihn der Gedanke nicht los, daß er die alte, vergessene, ruinierte Lokomobile zu neuem Leben erwecken müsse, um das Moor auszunutzen.

Mit bewundernswerter Energie studiert er die Nächte hindurch am Krankenbette der Mutter das Maschinenwesen, gewinnt auch einen geschickten Schlosser, und schließlich gelangt er ans Ziel.

Aber ehe er es wirklich erreicht, stirbt ihm die Mutter, sein einziger innerer Halt und Trost. Die Kosten des Begräbnisses, bei dem der unvernünftige Vater wieder den Großen spielt, verschlingen den letzten Sparpfennig, und endlich bringt ihn die Entdeckung, daß seine Zwillingsschwestern ihre Ehre an zwei Brüder, seine alten Widersacher, verloren haben, fast zur Verzweiflung; er macht sich auch hierfür selbstquälerisch verantwortlich. Dies aber treibt ihn auch zu einem heroischen Entschluß. Nach tiefer Selbsterniedrigung vor den Verführern, die er durch Bitten zur Erfüllung ihrer Pflicht bewegen wollte, zwingt er sie mit Gewalt, die Schwestern zu heiraten.

Und nun geht es wieder bergauf.

Der Torfstich gibt ungeahnten Ertrag, die Gebäude erstehen neu und stattlich, die Ernten gedeihen, und in gesichertem Wohlstand scheint endlich die Zeit der Ruhe, des Glückes gekommen zu sein, aber — Paul hat die Fähigkeit, Freude zu empfinden, verloren. Stumpf und gleichgültig geht er an allem vorüber, er ist der Welt abgestorben. Aber auch dabei soll es nicht bleiben. Jetzt erst tritt die Katastrophe ein.

Der alte Meyhöfer hat seit dem Brande die fixe Idee, daß Douglas der eigentliche Brandstifter gewesen sei, und sinnt auf Rache. An ihrer Ausführung ist er nur dadurch verhindert, daß er bei dem Brande ein Bein gebrochen hat. Als

er aber leidlich wiederhergestellt ist, führt er die geplante Tat aus. Er wird selbst zum Brandstifter. Im letzten Augenblicke entdeckt Paul das wahnsinnige Vorhaben. Der Alte ist fort; jeden Augenblick kann die Flamme aus Helenental aufschlagen, denn die Stunde, die der Alte, wie Paul jetzt aus früheren Äußerungen ahnt, seiner Tat bestimmt hat, ist da — ein Uhr Nachts. Nur etwas Unerhörtes kann da noch helfen, und eine seltsame Inspiration zeigt ihm plötzlich die rettende Tat. Wenn das eigene Gehöft plötzlich in Flammen aufginge, könnte der Alte, durch den Schreck gelähmt, an der Ausführung verhindert werden. Kaum gedacht, ist es auch schon getan. Im Nu ist die Petroleumkanne, die ihm im Speicher den Plan des Alten verraten hat, über die Garben ausgegossen, im nächsten Augenblicke schlägt die Flamme heraus, und in wenigen Stunden ist das ganze neuerstandene, schöne Besitztum ein rauchender Trümmerhaufen.

Der Zweck ist erreicht. Helenental bleibt verschont. Die Leiche des vom Schlag getroffenen Alten findet man neben den Zeugen seiner verbrecherischen Absicht.

Diese unerhörte Tat wird aber Pauls innere Rettung. Wie ein Alp fällt es von ihm, er ist innerlich frei; er steht jetzt für sich allein, los von Druck und Sorge, er ist genesen und bereit, in die weite Welt zu gehen.

Aber Rettung war ihm noch von anderer Seite bereitet. Er liegt an schweren Brandwunden darnieder, in Helenental wird er gepflegt, und seine Pflegerin ist Elsbeth, die den ganzen Zusammenhang durchschaut und aus ihrer Liebe zu Paul kein Hehl mehr macht. Nach seiner Genesung hat sich dieser vor Gericht zu verantworten. Er weist alle mildernden Umstände zurück, er will die gesetzliche Strafe, er ist stolz darauf und mit ihm Elsbeth und ihr Vater.

Nach zwei Jahren holen ihn beide, Vater und Tochter, aus dem Gefängnisse ab, und als Eidam und Erbe zieht er in Helenental, seine einstige Heimat, ein.

Dies ist der Bestand der Tatsachen, die den Rahmen geben für das eigenartige Lebensbild, das der Dichter in den einzelnen

Charakteren entwickelt. Sind auch in dieser Inhaltsangabe schon wesentliche Grundzüge der Charaktere berührt, so kann doch die Betrachtung im einzelnen erst zeigen, welche Fülle von Beobachtung und welche Tiefe der Auffassung der Lebensverhältnisse, endlich welche Kunst der Gestaltung dem Dichter zu Gebote steht.

II.

Charakteristik.

Die vorstehende Skizze mußte verhältnismäßig am weitesten auf den Charakter Meyhöfers, des Vaters, eingehen, weil in ihm die äußere Entwicklung der Handlung liegt. Die Grundzüge sind gegeben, doch ist noch einiges Einzelne der Beachtung wert.

Meyhöfer ist ein geradezu vollendeter Typus des innerlich halt- und zuchtlosen Menschen, dessen größte Stärke in maßloser Selbstsucht, Dünkel und Rücksichtslosigkeit besteht, gemischt mit vorübergehenden Anfällen von Sentimentalität und Rührseligkeit, wie sie solchen charakterlosen Menschen, besonders Trinkern, eigen sind.

Gleich bei seiner Einführung haben wir den ganzen Menschen vor uns.

Fünf Tage liegt Frau Meyhöfer bereits im Wochenbett, ehe er sich blicken läßt, denn er hat vom Arzt gehört, daß ihr Aufregung ferngehalten werden sollte. Als er nun aber endlich, von ihr gebeten, zu ihr kommt, ist von Zartheit und Rücksichtnahme nichts zu spüren. Polternd gefällt er sich darin, ihre Lage so erbärmlich als möglich hinzustellen, und immer in dem Sinne, daß ihm das größte Unrecht geschehen sei, und daß ihn der Douglas, „den er wegen seiner Breitspurigkeit am liebsten vom Hofe gejagt hätte“, durch den Ankauf des Gutes persönlich beleidigt habe. In seinem Dünkel fehlt ihm jedes Urteil, jede Objektivität, denn wir lernen später Douglas als einen der edelsten Menschenfreunde kennen.

Zweitausend Taler sind aus dem Konkurs übriggeblieben.

Für ihn ist das nur ein Trinkgeld. Jede vernünftige Überlegung, jede Besonnenheit fehlt ihm; Arbeit ist unter seiner Würde.

In roher Rücksichtslosigkeit stößt er mit dem Fuße gegen die Wiege: „Wenn du gewußt hättest, Junge, wie schlecht und niederträchtig diese Welt ist, wie die Unverschämtheit darin siegt und die Rechtlichkeit zu Grunde geht, du wärst wahrhaftig geblieben, wo du warst!"

Und nun kommt er auf die Idee, sein Unglück zu ironisieren, „darauf zu pfeifen", was er sofort in natura derart tut, daß die Wöchnerin erschrocken auffährt, — und eilt in rosigster Stimmung davon, um den Heidehof Mussainen zu kaufen. Das ist die Art, mit der er seine vermeintliche Rücksicht auf die schwache, sorgengebeugte Frau betätigt, und so wie hier zeigt er sich gegen die schwache, aber edel denkende Frau in allen späteren Lebenslagen wieder.

Als die Geldnot da ist, die Frau Meyhöfer schließlich zu dem Besuche bei Douglas drängt, läßt er seine Stimmung auch an ihr aus: „Weine nicht, du Tränensack, du bist bloß dazu da, um mir mein Elend noch größer zu machen." Doch das hindert ihn nicht, sie im nächsten Augenblick, als sie ihn bittet, sie alles mittragen zu lassen, sein braves Weib zu nennen und über sich selbst zu schimpfen. Aber in einem Atem poltert er wieder los, als sie ihn ermahnt, tapfer zu sein: „Ja, tapfer sein — tapfer sein! Ihr Weiber habt klug reden, ihr sitzt zu Hause und breitet demütig die Schürze aus, damit euch Glück oder Unglück in den Schoß falle, wie's der liebe Himmel beschert; wir Männer müssen hinaus ins feindliche Leben, müssen kämpfen und streben und uns mit allerhand Gesindel herumschlagen. Geht mir mit euren Mahnungen! Tapfer sein, ja, ja — tapfer sein!"

Frau Elsbeth hat das Geld von Douglas geliehen, und Meyhöfer ist wieder obenauf. Nun kommt er auf die Idee, das Moor mit der Lokomobile auszubaggern. Er ersteht sie um den Preis seiner gesamten Ernte vom Juden und wird betrogen, weil er keine Ahnung von Sachkenntnis hat und in

seinem Dünkel auch niemand danach fragt. Als die Lokomobile ankommt, springt er übermütig wie ein Kind umher und phantasiert von den Reichtümern, die nun hereinströmen werden. Um den betrunkenen Heizer, den Löb Levy ihm mitgegeben hat und der sein „Pflegekind“ zärtlich streichelt, geht er stolz herum und meint, hier sähe man, was deutsche Treue bedeute.

Meyhöfers Leichtsinn und Unfähigkeit zu jedem soliden Betriebe tritt dabei ins hellste Licht. Und wie er in allen Himmeln schwelgt, als „die schwarze Suse“ ankam, so ist er auch wieder völlig fertig damit, als er sich nun betrogen sieht. Aber nicht etwa wie einer, der sich in Unvermeidliches fügt und frisch wieder anfängt, sich darüber hinwegzuhelfen, sondern wie ein Kind, das das zerbrochene Spielzeug beiseite wirft und nach neuem Zeitvertreib ausschaut. Nur eine Rache gönnt er sich noch; er prügelt Löb Levy, als er gegen Weihnachten erscheint, um den Rest des Getreides zu holen, vom Hofe und — muß dafür schließlich noch Schmerzensgeld zahlen.

An diese verfehlte Spekulation reihen sich andere. Statt seine Landwirtschaft nun gründlich und ehrlich in die Hand zu nehmen, sucht er eine Aktiengesellschaft zur Hebung der Torfschätze zusammenzubringen. Dazu fährt er fast täglich Morgens aus und kommt schließlich betrunken wieder, auf die Schlechtigkeit und den Eigennutz der Menschen schimpfend. Und seine üble Laune müssen Weib und Kind entgelten.

Sein Verhältnis zu diesen ist lediglich Rücksichtslosigkeit, Zank und Streit; es ist nie anders gewesen. Wie er seine Frau innerlich mißhandelt, ist oben bereits gezeigt, noch schlimmer macht er es natürlich mit den übrigen.

Schon zu Anfang der Übernahme des Heidehofes spült er sich den Mißmut wöchentlich drei- bis viermal in der Stadt herunter. Wenn er dann nach Hause kam, „hatte sein Gesicht eine dunkelrote Farbe wie ein überheizter Kessel, und sein Gang lief kreuz und quer von einer Diele auf die andere. Dann spielte sich immer dieselbe Geschichte ab: zuerst liebkoste er die beiden Zwillinge, die er ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, und schaukelte sie auf seinen Armen, während

die Mutter nicht dabei stand und mit angstvollem Blicke alle seine Bewegungen verfolgte: dann legte er sich zum Essen, schleckte ein wenig in den Schüsseln herum und schob sie dann beiseite, indem er den „Fraß" verwünschte und nichtswürdig nannte. Riß auch wohl Tuch oder Geschirr eins mit der Decke über den Boden, warf die Türe hinter sich und ging schließlich hinaus, um mit den Knechten Händel anzufangen. Weithin hallte dann seine wetternde Stimme über den Hofraum, so daß selbst der Hund in einer Ecke des Schuppens zwischen die Beine kniff und sich in den hintersten Winkel seiner Bude zurückzog. — Kehrte er nach einer Weile in das Zimmer zurück, so war seine Stimmung meistens von Zorn in Verzweiflung umgeschlagen. Er rang die Hände, klagte über das Elend, in dem er hier hausen müsse, und sprach zu sich selber von allerhand großen Dingen, die er unternommen haben würde, wenn nicht dies oder das ihn verhindert hätte, und wenn Himmel und Erde nicht miteinander verschworen wären, ihn zu Grunde zu richten."

Später wird Paul immer mehr der auserkorene Prügelknabe. In seinem Wesen fühlt er den [illegible] Gegensatz, das sanfte, feinfühlige Wesen der Mutter, und fühlt vor allem den heranreifenden Kritiker seines ganzen unheilvollen Treibens.

Den sorgenden, arbeitsamen Sinn Pauls verlacht und verachtet er als kleinlich. Ja, er schämt sich nicht, wenn er die von Paul sauer ersparten Groschen vertrunken oder verschleudert hat, ihn vor den Ohren der Knechte einen Pinsel, einen Dummkopf zu schelten und sich bitter zu beklagen, „die Wirtschaft in so unfähigen Händen zurücklassen zu müssen, wenn die Pflicht — niemand wußte, welche Pflicht dies war — ihn in die Ferne rief."

Diese kindische Verkennung seines Sohnes hält er bis zuletzt und bis zum äußersten eigensinnig fest. Je hilfloser er wird, um so verbissener. Er bekommt zwar nach jener Szene mit Douglas Furcht vor Paul, aber sein Widerwille bleibt, und er macht ihm Luft, wo er kann, ja, es macht ihm eine hämische Freude, wenn er Paul in Verlegenheit setzen kann, wie z. B. beim Begräbnis der Mutter, wo er sich einmal

[illegible]

[illegible]

er aber leidlich wiederhergestellt ist, führt er die geplante Tat aus. Er wird selbst zum Brandstifter. Im letzten Augenblicke entdeckt Paul das wahnsinnige Vorhaben. Der Alte ist fort; jeden Augenblick kann die Flamme aus Helenental aufschlagen, denn die Stunde, die der Alte, wie Paul jetzt aus früheren Äußerungen ahnt, seiner Tat bestimmt hat, ist da — ein Uhr Nachts. Nur etwas Unerhörtes kann da noch helfen, und eine seltsame Inspiration zeigt ihm plötzlich die rettende Tat. Wenn das eigene Gehöft plötzlich in Flammen aufginge, könnte der Alte, durch den Schreck gelähmt, an der Ausführung verhindert werden. Kaum gedacht, ist es auch schon getan. Im Nu ist die Petroleumkanne, die ihm im Speicher den Plan des Alten verraten hat, über die Garben ausgegossen, im nächsten Augenblicke schlägt die Flamme heraus, und in wenigen Stunden ist das ganze neuerstandene, schöne Besitztum ein rauchender Trümmerhaufen.

Der Zweck ist erreicht. Helenental bleibt verschont. Die Leiche des vom Schlag getroffenen Alten findet man neben den Zeugen seiner verbrecherischen Absicht.

Diese unerhörte Tat wird aber Pauls innere Rettung. Wie ein Alp fällt es von ihm, er ist innerlich frei; er steht jetzt für sich allein, los von Druck und Sorge, er ist genesen und bereit, in die weite Welt zu gehen.

Aber Rettung war ihm noch von anderer Seite bereitet. Er liegt an schweren Brandwunden darnieder, in Helenental wird er gepflegt, und seine Pflegerin ist Elsbeth, die den ganzen Zusammenhang durchschaut und aus ihrer Liebe zu Paul kein Hehl mehr macht. Nach seiner Genesung hat sich dieser vor Gericht zu verantworten. Er weist alle mildernden Umstände zurück, er *will* die gesetzliche Strafe, er ist stolz darauf und mit ihm Elsbeth und ihr Vater.

Nach zwei Jahren holen ihn beide, Vater und Tochter, aus dem Gefängnisse ab, und als Eidam und Erbe zieht er in Helenental, seine einstige Heimat, ein.

Dies ist der Bestand der Tatsachen, die den Rahmen geben für das eigenartige Lebensbild, das der Dichter in den einzelnen

Charakteren entwickelt. Sind auch in dieser Inhaltsangabe schon wesentliche Grundzüge der Charaktere berührt, so kann doch die Betrachtung im einzelnen erst zeigen, welche Fülle von Beobachtung und welche Tiefe der Auffassung der Lebensverhältnisse, endlich welche Kunst der Gestaltung dem Dichter zu Gebote steht.

II.

Charakteristik.

Die vorstehende Skizze mußte verhältnismäßig am weitesten auf den Charakter Meyhöfers, des Vaters, eingehen, weil in ihm die äußere Entwicklung der Handlung liegt. Die Grundzüge sind gegeben, doch ist noch einiges Einzelne der Beachtung wert.

Meyhöfer ist ein geradezu vollendeter Typus des innerlich halt- und zuchtlosen Menschen, dessen größte Stärke in maßloser Selbstsucht, Dünkel und Rücksichtslosigkeit besteht, gemischt mit vorübergehenden Anfällen von Sentimentalität und Rührseligkeit, wie sie solchen charakterlosen Menschen, besonders Trinkern, eigen sind.

Gleich bei seiner Einführung haben wir den ganzen Menschen vor uns.

Fünf Tage liegt Frau Meyhöfer bereits im Wochenbett, ehe er sich blicken läßt, denn er hat vom Arzt gehört, daß ihr Aufregung ferngehalten werden sollte. Als er nun aber endlich, von ihr gebeten, zu ihr kommt, ist von Zartheit und Rücksichtnahme nichts zu spüren. Polternd gefällt er sich darin, ihre Lage so erbärmlich als möglich hinzustellen, und immer in dem Sinne, daß ihm das größte Unrecht geschehen sei, und daß ihn der Douglas, „den er wegen seiner Breitspurigkeit am liebsten vom Hofe gejagt hätte“, durch den Ankauf des Gutes persönlich beleidigt habe. In seinem Dünkel fehlt ihm jedes Urteil, jede Objektivität, denn wir lernen später Douglas als einen der edelsten Menschenfreunde kennen.

Zweitausend Taler sind aus dem Konkurs übriggeblieben.

Für ihn ist das nur ein Trinkgeld. Jede vernünftige Überlegung, jede Besonnenheit fehlt ihm; Arbeit ist unter seiner Würde.

In roher Rücksichtslosigkeit stößt er mit dem Fuße gegen die Wiege: „Wenn du gewußt hättest, Junge, wie schlecht und niederträchtig diese Welt ist, wie die Unverschämtheit darin siegt und die Rechtlichkeit zu Grunde geht, du wärst wahrhaftig geblieben, wo du warst!"

Und nun kommt er auf die Idee, sein Unglück zu ironisieren, „darauf zu pfeifen", was er sofort in natura derart tut, daß die Wöchnerin erschrocken auffährt, — und eilt in rosigster Stimmung davon, um den Heidehof Mussainen zu kaufen. Das ist die Art, mit der er seine vermeintliche Rücksicht auf die schwache, sorgengebeugte Frau betätigt, und so wie hier zeigt er sich gegen die schwache, aber edel denkende Frau in allen späteren Lebenslagen wieder.

Als die Geldnot da ist, die Frau Meyhöfer schließlich zu dem Besuche bei Douglas drängt, läßt er seine Stimmung auch an ihr aus: „Weine nicht, du Tränensack, du bist bloß dazu da, um mir mein Elend noch größer zu machen." Doch das hindert ihn nicht, sie im nächsten Augenblick, als sie ihn bittet, sie alles mittragen zu lassen, sein braves Weib zu nennen und über sich selbst zu schimpfen. Aber in einem Atem poltert er wieder los, als sie ihn ermahnt, tapfer zu sein: „Ja, tapfer sein — tapfer sein! Ihr Weiber habt klug reden, ihr sitzt zu Hause und breitet demütig die Schürze aus, damit euch Glück oder Unglück in den Schoß falle, wie's der liebe Himmel beschert; wir Männer müssen hinaus ins feindliche Leben, müssen kämpfen und streben und uns mit allerhand Gesindel herumschlagen. Geht mir mit euren Mahnungen! Tapfer sein, ja, ja — tapfer sein!"

Frau Elsbeth hat das Geld von Douglas geliehen, und Meyhöfer ist wieder obenauf. Nun kommt er auf die Idee, das Moor mit der Lokomobile auszubaggern. Er ersteht sie um den Preis seiner gesamten Ernte vom Juden und wird betrogen, weil er keine Ahnung von Sachkenntnis hat und in

seinem Dünkel auch niemand danach fragt. Als die Lokomobile ankommt, springt er übermütig wie ein Kind umher und phantasiert von den Reichtümern, die nun hereinströmen werden. Um den betrunkenen Heizer, den Löb Levy ihm mitgegeben hat und der sein „Pflegekind“ zärtlich streichelt, geht er stolz herum und meint, hier sähe man, was deutsche Treue bedeute.

Meyhöfers Leichtsinn und Unfähigkeit zu jedem soliden Betriebe tritt dabei ins hellste Licht. Und wie er in allen Himmeln schwelgt, als „die schwarze Suse“ ankam, so ist er auch wieder völlig fertig damit, als er sich nun betrogen sieht. Aber nicht etwa wie einer, der sich in Unvermeidliches fügt und frisch wieder anfängt, sich darüber hinwegzuhelfen, sondern wie ein Kind, das das zerbrochene Spielzeug beiseite wirft und nach neuem Zeitvertreib ausschaut. Nur eine Rache gönnt er sich noch; er prügelt Löb Levy, als er gegen Weihnachten erscheint, um den Rest des Getreides zu holen, vom Hofe und — muß dafür schließlich noch Schmerzensgeld zahlen.

An diese verfehlte Spekulation reihen sich andere. Statt seine Landwirtschaft nun gründlich und ehrlich in die Hand zu nehmen, sucht er eine Aktiengesellschaft zur Hebung der Torfschätze zusammenzubringen. Dazu fährt er fast täglich Morgens aus und kommt schließlich betrunken wieder, auf die Schlechtigkeit und den Eigennutz der Menschen schimpfend. Und seine üble Laune müssen Weib und Kind entgelten.

Sein Verhältnis zu diesen ist lediglich Rücksichtslosigkeit, Zank und Streit; es ist nie anders gewesen. Wie er seine Frau innerlich mißhandelt, ist oben bereits gezeigt, noch schlimmer macht er es natürlich mit den übrigen.

Schon zu Anfang der Übernahme des Heidehofes spült er sich den Mißmut wöchentlich drei- bis viermal in der Stadt herunter. Wenn er dann nach Hause kam, „hatte sein Gesicht eine dunkelrote Farbe wie ein überheizter Kessel, und sein Gang lief kreuz und quer von einer Diele auf die andere. Dann spielte sich immer dieselbe Geschichte ab: zuerst liebkoste er die beiden Zwillinge, die er ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, und schaukelte sie auf seinen Armen, während

die Mutter dicht dabei stand und mit angstvollem Blicke alle seine Bewegungen verfolgte; dann setzte er sich zum Essen, stöckerte ein wenig in den Schüsseln herum und schob sie dann beiseite, indem er den „Fraß" pauvre und unschmackhaft nannte, riß auch wohl Max oder Gottfried eins mit der Gerte über den Nacken, war auf die Mutter böse und ging schließlich hinaus, um mit den Knechten Händel anzufangen. Weithin hallte dann seine wetternde Stimme über den Hofraum, so daß selbst der Karo an seiner Kette den Schwanz zwischen die Beine kniff und sich in den hintersten Winkel seiner Bude zurückzog. — Kehrte er nach einer Weile in das Zimmer zurück, so war seine Stimmung meistens von Zorn in Verzweiflung umgeschlagen. Er rang die Hände, klagte über das Elend, in dem er hier hausen müßte, und sprach zu sich selber von allerhand großen Dingen, die er unternommen haben würde, wenn nicht dies oder das ihn verhindert hätte, und wenn Himmel und Erde nicht miteinander verschworen wären, ihn zu Grunde zu richten."

Später wird Paul immer mehr der auserkorene Prügelknabe. In seinem Wesen fühlt er den diametralen Gegensatz, das sanfte, feinfühlige Wesen der Mutter, und fühlt vor allem den heranreifenden Kritiker seines ganzen unheilvollen Treibens.

Den sorgenden, arbeitsamen Sinn Pauls verlacht und verachtet er als kleinlich. Ja, er scheut sich nicht, wenn er die von Paul sauer ersparten Groschen vertrunken oder verspekuliert hat, ihn vor den Ohren der Knechte einen Pinsel, einen Dummkopf zu schelten und sich bitter zu beklagen, „die Wirtschaft in so unfähigen Händen zurücklassen zu müssen, wenn die Pflicht — niemand wußte, welche Pflicht dies war — ihn in die Ferne rief."

Diese kindische Verkennung seines Sohnes hält er bis zuletzt und bis zum äußersten eigensinnig fest. Je hilfloser er wird, um so verbissener. Er bekommt zwar nach jener Scene mit Douglas Furcht vor Paul, aber sein Widerwille bleibt, und er macht ihm Luft, wo er kann, ja, es macht ihm eine hämische Freude, wenn er Paul in Verlegenheit setzen kann, wie z. B. beim Begräbnis der Mutter, wo er sich einmal

wieder als den Mittelpunkt des Interesses fühlt und dementsprechend unsinnige Wünsche für die Bewirtung der Trauergesellschaft und den sonstigen Aufwand äußert, trotzdem der Brand kurz vorhergegangen ist, der alle Hoffnungen Pauls auf bessere Zeit vernichtete. Höchst charakteristisch trifft hier der Dichter auch den dem Trauerfalle angepaßten elegischen Ton des Alten, der dadurch um so verächtlicher wird: „Der Vater hatte heute wieder einmal seinen großen Tag. Er saß in seinem Tragsessel wie auf einem Throne — seine beiden ältesten Söhne wie Vasallen um sich her — und ließ sich in seinem Schmerze bewundern. Wenn ein neuer Gast auf ihn zutrat, preßte er die dargebotene Rechte mit seinen beiden Händen, als ob er derjenige wäre, welcher zu kondolieren hätte, neigte gramvoll das Haupt und sprach mit schmerzerstickter Stimme abgebrochene Worte, wie: Ja, sie ist dahin! — Hin ist hin! — Es gibt keinen Balsam für die Wunden des Herzens! — Möge der Himmel an ihr gutmachen, was die Erde verschuldete — und dergleichen mehr. Dazwischen rief er zu Paul hinüber: Mein Sohn, du sorgst nicht für Wein! — Mein Sohn, Herr Wegmann wünscht eine Cigarre! — Mein Sohn, denke daran, daß unsere Gäste sich erlaben.“ — Er, der der armen Frau nur böse Tage bereitet und sie ins Grab gebracht hatte, läßt sich als der am schwersten Betroffene huldigen, und Paul, der einzige Trost der Mutter in ihrem schweren Schicksal, ist bei dem allen — der Kellner!

Der alte Meyhöfer im Verkehr mit andern wird erschöpfend charakterisiert in seinem Verhältnis zur Familie Douglas. Hierüber mußte das Wesentliche bereits oben in der Inhaltsangabe bemerkt werden. Der kindische Haß, mit dem er den vermeintlichen Räuber seines Eigentums verfolgt, ist schon höchst bezeichnend, noch mehr aber, daß er Geld von ihm sehr gern nimmt, natürlich immer mit dem Charakter der Herablassung. Die Scene auf dem Sommerfest, wie Meyhöfer in taktlosester Weise Douglas zur Zeichnung einer Summe für sein Torfunternehmen preßt und dann, noch taktloser, seinen Namen in der Öffentlichkeit mißbraucht, ist hierfür vortrefflich erfunden

und zugleich zum Knotenpunkt der späteren Entwicklung gemacht. Denn dies führt zu der oben skizzierten Scene, in der er den Wohltäter in unsinnigster Wut aufs gemeinste beschimpft und den Hofhund auf ihn hetzt. Pauls Eingreifen zerbricht ihn innerlich, und von da an sinkt er bis zum Verbrecher. Wie er als Brandstifter endigt, ist oben erzählt.

Nicht unabsichtlich hat wohl Sudermann diesen verlotterten Menschen zum Landwirt gemacht. Der ostpreußische „Agrarier" im schlimmen Sinne, mit den nobeln Passionen, mit rücksichtslosem Egoismus, mit der ererbten Selbstverständlichkeit der übertriebensten Lebensansprüche, mit der Neigung zum Spiel und Trunk ist Gegenstand seiner eingehenden Beobachtungen gewesen; er tritt in „Fritzchen", im „Glück im Winkel", in „Es lebe das Leben", vor allem auch im Roman „Es war" und auch im „Katzensteg" wieder auf. Wer könnte leugnen, daß hier in der Tat ein Charaktertypus getroffen ist, dem man gerade in solchen Kreisen vielfach begegnet? Greift man die einzelnen Züge heraus, wie wir es oben getan haben, so erscheint vieles übertrieben. Aber das Ganze trägt das Gepräge feinster und wahrster Beobachtung und lebensvollster Gestaltung.

Aber Sudermann hat ja keineswegs hier Gesellschaftsschichten charakterisieren oder soziale Zustände schildern wollen, es dient ihm nur als Mittel zu dem höheren Zwecke, die Gegensätze der Charakteranlagen unter dem Gesichtspunkte des Titels so scharf als möglich hervortreten zu lassen.

Daß er auch die tüchtigen Vertreter der Landwirtschaft kennt, die wahre innere Noblesse der Gesinnung, die solide Wirtschaft und edelste Vornehmheit, das zeigt sein Douglas, der im vorangehenden wohl schon hinreichend charakterisiert ist, und vor allem, wenigstens nach der Seite der reellen, erfolgreichen Arbeit, sein Paul, dem wir uns nunmehr zuwenden.

In Pauls Charakter liegt das eigentliche psychologische Problem des Romans. Es ist schwer, dies Problem auf einen thematischen Ausdruck zu bringen. Der „Segen der Frau Sorge"

im Widmungsgedicht ist ja dem Dichter nur ein symbolischer Ausdruck, und wir haben uns zu fragen: Was meint er damit? Pauls Geschwister sind ja unter denselben Verhältnissen geboren und haben am Segen der Frau Sorge gar keinen Anteil. Die älteren Brüder haben den selbstischen, herzlosen Zug des Vaters, und es fehlt nicht an ganz vortrefflichen Einzelheiten, in denen er greifbar hervortritt, so in ihren fortwährenden Forderungen an Paul ohne die geringsten Gedanken an dessen Lage.

Wie sie schon als Knaben Paul nur ausnutzten und es als selbstverständlich betrachteten, daß er nie und nirgends mit in Betracht kam, so taten sie es als Jünglinge und Männer. Für ihre Weiterbildung hatte Paul das Geld zu liefern, wie? das war ihnen gleich, und als sie bei dem Begräbnisse der Mutter zu Hause erscheinen, da sind sie wieder die Hauptpersonen, die sich als die Stützen des Hauses feiern lassen, um das sie sich nie gekümmert haben, während Paul sie und die Gäste wie ein Kellner bedient. Obendrein erdreisten sie sich auch noch, Paul zu examinieren, ob er es auch der Mutter an nichts habe fehlen lassen u. s. w.

Mit den Zwillingen ist es nicht anders. Sie leben ebenso leichtsinnig dahin, sind zwar gutherzig, aber haben keine Spur von ernstem, wirtschaftlichem Sinn, keine Ahnung von Pauls Sorgen und sind zufrieden, wenn er ihnen neue Kleider und Vergnügen schafft. Über seinen Ernst und seine Spießbürgerlichkeit machen sie sich lustig, und von den Gebrüdern Erdmann, Pauls Widersachern von Kindheit an, lassen sie sich verführen und verhöhnen ihren Wohltäter. Erst als Paul sie aus Schimpf und Schande gerettet und die Verführer zur Heirat gezwungen hat, kommen sie zu besserer Erkenntnis.

In dieser ganzen Familie also hat Frau Sorge keinen, der ihr untertan wäre; alle sind durch ihren leichtlebigen Egoismus vor ihr geschützt. Nur Paul und seine Mutter sind ihr verfallen, weil sie eben jenen Charakterzug nicht besitzen und das Leben ernst auffassen und tief auf sich wirken lassen. Es kann daher auch keine Rede von irgend welcher fatalistischen

Tendenz sein, der Dichter wollte lediglich eine unglückliche Charakterveranlagung und deren Folgen zeichnen — unglücklich und doch auch nicht unglücklich, unglücklich in Bezug auf alles, was das Leben angenehm und genußreich machen kann, glücklich aber schließlich doch in Bezug auf den inneren Besitz, der dadurch gewonnen wird, ein Leben voll Inhalt, ein Leben für andere, dessen Frucht doch schließlich köstlicher ist als aller Genuß. Mutter und Sohn sind von einer Natur, nur ist die Mutter durchaus passiv, während Paul mit dem Los des Leidens und Tragens auch den Trieb zum Handeln erhalten hat, mit der verderblichen Mutlosigkeit auch eine bewunderns-werte Energie, und das psychologische Problem besteht haupt-sächlich darin, daß dieser gänzliche Mangel an Selbstvertrauen durch die entgegengesetzte Eigenschaft der Energie schließlich überwunden wird.

Näher betrachtet setzen sich diese beiden Hauptcharakter-züge Pauls wieder aus je zwei Eigenschaften zusammen, deren eine mehr passiven, die andere mehr aktiven Charakter hat, so daß also als der Grundzug des Ganzen eine eigentümliche Mischung von Passivität und Aktivität erscheint, verbunden mit Schwermut im eigentlichen Sinne des Worts, nämlich mit der Schwere des Gemüts, die alle Dinge von der ernstesten und drückendsten Seite nimmt und darum des Lebens nie froh wird.

Wie sich diese Mischung von klein auf bei Paul zeigt und wie sie in allen Stadien seiner Entwicklung in eigenartiger Weise hervortritt, das macht den Charakter so fesselnd, und das müssen wir nun im einzelnen verfolgen.

Wie der Dichter bei Pauls Geburt die Sorge unter dem Druck der äußeren Verhältnisse von Mutter und Kind Besitz ergreifen läßt, so führt er sie auch in das erste erwachende Innenleben des Kindes als die sein ganzes Sinnen und Denken bestimmende Macht ein.

Die Mutter erzählt dem Fünfjährigen in seiner Wiege, seine Händchen haltend, das Märchen von der Frau Sorge; von einer grauen Frau, welche in allen trüben Stunden die Mutter besucht hatte, einer Frau mit bleichem, hagerem Gesichte

und dunkeln, verweinten Augen. „Sie hatte die Hände über der Mutter Haupt gebreitet, ungewiß, ob zum Segen oder zum Fluche, und allerhand Worte gesprochen, die auch auf ihn, den kleinen Paul, Bezug hatten. Es war darin von einem Opfer und einer Erlösung die Rede gewesen, aber die Worte vergaß er wieder."

Mit lebhafter Phantasie erfaßt das Kind die Geschichte, so lebhaft, daß es die Gestalt leibhaftig zu sehen meint und dieses Bild festhält, trotzdem die Mutter ihm erklärt hat, daß es Papas grauen Reisemantel dafür angesehen habe. Die Aktivität der Gemütsanlage des Kindes zeigt sich hier in der lebhaften, gestaltenden Phantasie, in dem poetischen Elemente seines Wesens. Mit derselben poetischen Kraft erfaßt er die Erscheinung des „weißen Hauses", das er täglich vom Fenster aus sehen konnte, nach welchem die Mutter oft so sehnsüchtig und inbrünstig hinschaute, „daß ihm, der still daneben stand, gar oft ein Schauer heiß über den Nacken lief". Solange er denken kann, erscheint ihm jenes Haus als der Inbegriff alles Schönen und Herrlichen. Endlich hat er die Mutter dazu gebracht, ihm davon zu erzählen, und nun gestaltet er sich alle Andeutungen und Schilderungen der Mutter, den grünumbuschten Weiher mit der spiegelnden Glaskugel davor, die Sonnenuhr auf der Terrasse — „man denke, eine Uhr, auf welcher die liebe Sonne selbst die Stunden anzeigen mußte!" — jedes Zimmer, jede Laube im Garten, zu einem so lebensvollen Bilde, daß er auch mit geschlossenen Augen darin hätte umhergehen können. Und als er gar hört, daß seine Eltern einst dort gewohnt und daß er selbst dort geboren sei, „da war Helenental für ihn dasselbe, was dem Menschengeschlechte das verlorene Paradies". Das sind tiefe Blicke, die uns der Dichter in das Kinderherz tun läßt.

Diese geschäftige und schaffende Phantasie aber treibt ihn auch zu wirklichem Handeln. Er will dem weißen Hause ganz auf eigene Faust einen Besuch abstatten — aber da macht sich die andere Seite seines Wesens, die schüchterne Passivität, der Mangel an Selbstvertrauen geltend. „Er verschob es auf

den Frühling, als aber der Frühling kam, fand er nicht den Mut dazu. Er verschob es auf den Sommer, aber auch dann kamen allerhand Hindernisse dazwischen. Einmal hatte er einen großen Hund allein auf der Wiese umherstreichen sehen — wer konnte wissen, ob es nicht ein toller war? — und ein andermal war ihm der Bulle mit gesenkten Hörnern auf den Leib gerückt. Er tröstet sich damit, wenn er erst groß sein werde, wie die Brüder, und in die Schule gehe, dann werde er die Bestien totschlagen. Und er verschob es auf das nächste Jahr, denn dann sollte er beginnen zur Schule zu gehen, ganz wie die großen Brüder."

Die Brüder sind Gegenstand seiner Anbetung mit ihrem ganzen Gebaren. In stummer Bewunderung für sie findet er alles gut und selbstverständlich, was sie tun, auch wenn sie ihn prügeln und ihn nicht mitnehmen wollen, weil er ihnen lästig ist. „Dann setzte er sich auf den Pumpenschwengel, und während er sich leise hin und her schaukelte, träumte er von den Zeiten, da er's den Brüdern gleichtun wollte." So geht sein Tatendrang nach innen, in die Welt der Phantasie, so entsteht das Grüblerische, Selbstverzehrende und der Mangel an Selbstvertrauen, die Unschlüssigkeit, das Hinausschieben, die ihm die Lebensfreude rauben. Dagegen greift er zu, wo andere nicht wollen, und macht sich so selbst zum Packesel der andern.

Als die Zwillinge anfangen zu laufen, steht er plötzlich „gebannt in einen Kreis von Pflichten, der ihn so bald nicht freilassen sollte". „Niemand hatte ihm aufgetragen, die ersten Schritte der kleinen Schwestern zu bewachen; aber so selbstverständlich es stets gewesen, daß er seine Schuhe schon am Abend putzte und die der Brüder dazu, daß er sein Röckchen viereckig zusammengefaltet zu Kopfenden des Bettes niederlegte und die beiden Strümpfe kreuzweise darüber, daß er nie einen Flecken ins Tischtuch machte, und daß e r vom Vater einen Denkzettel erhielt, wenn das Unglück einem der Brüder passierte, so selbstverständlich war es auch, daß er sich fortan der kleinen Schwestern annahm und mit altkluger Sorge über ihren toll-

kühnen Steh- und Gehkunststücken wachte." Welche Fülle der Beobachtung und Vertiefung in das Kindergemüt liegt in solchen Sätzen! Und wie vertraut berührt es uns, wenn gleichzeitig in Paul die Sehnsucht erwacht, — pfeifen zu können, wie Jons, der Knecht, wie er erst die Luft einzieht und damit Töne hervorbringt, aber zu dem Ziele, die Luft zum Pfeifen auszustoßen, nicht gelangen kann. „Auch hierin tröstete er sich mit dem Gedanken: Wenn ich erst groß sein werde." Dieses Pfeifen wird aber vom Dichter nicht bloß als vorübergehende kindliche Regung eingeführt, sondern er macht es, wie eigentlich alles, was er berührt, zu einem poetischen Motive, das später einigen der hervorragendsten Schönheiten des Romans dient.

Paul kommt zur Schule — mit großer Angst. Daß ihm die Jungen das Frühstück wegnehmen, ihn beim Nachhausegehen prügeln, nimmt er als selbstverständlich hin; er glaubt, es müsse so sein. „Wenn er aber einsam den Weg zur Schule über die sonnenbeglänzte Heide verfolgte, dann weinte er bitterlich, warf sich unter einem Wacholderbusche nieder und starrte zum blauen Himmel in die Höhe, wo die Schwalben hin und her schossen." Dann regt sich wieder seine schaffende Phantasie: „Ach, wenn du doch auch so fliegen könntest!" und das weiße Haus fällt ihm ein und mit ihm der früher gefaßte und nur aufgeschobene Plan, es zu besuchen. Noch einen inneren Kampf gegen die gefürchteten Schwierigkeiten, noch einen Aufschub bis zum nächsten Sonntag — dann ist er wirklich so weit, er wagt es. Die Ausführung seines Entschlusses ist köstlich geschildert und für die oben gezeichnete Mischung von Energie und Zaghaftigkeit höchst bezeichnend.

Der Gang erscheint ihm wie eine Ehrenpflicht, die er jetzt, da er groß sei, zu erfüllen habe. Aber er geht nicht auf der Fahrstraße, weil sie durch den Wald führt, sondern quer über die Wiesen, um das Vaterhaus nicht aus den Augen zu verlieren.

Abgesehen von der höchst anschaulichen Schilderung sei ferner aufmerksam gemacht auf die Mutlosigkeit, die Paul ergreift, als er noch nicht richtig pfeifen kann, neben dem tapferen Vorwärtsdringen durch das Moor, die unerklärliche Lust zu weinen,

und unter Tränen der trotzige Entschluß, den breiten Graben zu nehmen, trotz der Gewißheit des Mißlingens. Dazu die zarte Mahnung des Herzens an die Mutter, die übertäubt wird von dem Tatendrange, der ihm eine Ehrenpflicht geworden ist. Das alles sind ganz vortreffliche Studien der Kinderseele überhaupt und eine wohldurchdachte Disposition des Charakters Pauls insbesondere.

Das nächste große, für Paul bedeutsame Ereignis ist der Besuch mit seiner Mutter bei der Familie Douglas, als jene keinen andern Ausweg mehr sieht, als die Freundschaft der edlen Frau in Anspruch zu nehmen und Geld zu leihen.

Die Aufforderung, er solle mitkommen, versetzt Paul in die höchste Aufregung; „er flog zur Kleiderkammer empor — und plötzlich! — auf welcher Stufe es war, ist ihm niemals klar geworden — ein langgezogener, schriller Ton quoll aus seinem Munde; da war kein Zweifel mehr — er konnte pfeifen — er probierte es zum zweiten, zum dritten Male — es ging vorzüglich!“

Die plötzliche Erregung über die unerwartete Erfüllung seines sehnsüchtigsten Wunsches hat auch diese Kunst in ihm gezeitigt, und auf dem ganzen Wege an der Hand der Mutter übt er sich in ihr, nur verwundert, daß die Mutter so wenig Verständnis dafür zeigte — alles echt kindlich und seinem Tatendrange entsprechend. Seine Enttäuschung dann bei dem Eintritt in Helenental, wie das alles so weit hinter seiner Phantasie zurückblieb, wie das Haus lange nicht so weiß und gar nicht prächtig war, wie die Sonnenuhr gar nichts von Sonnenglanz an sich hatte und unscheinbar im Gestrüpp versteckt lag — wer erinnerte sich nicht solcher Momente aus seiner Kindheit? Für Paul bedeutete es die Zerstörung einer ganzen Welt, die er sich in seinem Innern aufgebaut hatte, und diese scheucht ihn immer mehr von der Außenwelt zurück.

Nicht gerade charakteristisch, aber eine neue, vortreffliche Beobachtung aus dem Kindesleben überhaupt ist es, daß Paul auf die Frage der Frau Douglas, was er denn schon alles könne, stolz antwortet: „Ich kann pfeifen,“ dann aber, als

er es zeigen soll, es in der Erregung wieder verlernt hat. Als er dann seiner Beschämung durch Weinen und Strampeln Luft gemacht und sich wieder beruhigt hat, geht es ans Scheiden. „Paul wurde es schwer ums Herz, er fühlte, daß er ihr (der kleinen Elsbeth Douglas) noch etwas zu sagen habe, daher lief er ihr nach und, als er sie eingeholt hatte, raunte er ihr ins Ohr: Du — und ich kann doch pfeifen!"

Hier knüpft sich die erste Beziehung zwischen der fast gleichaltrigen Elsbeth Douglas und ihm, die für sein Leben entscheidend wird.

Die Kindheit Pauls findet ihren Abschluß mit der Konfirmation.

Außerordentlich genußreich ist die Darstellung der Übergangszeit im Konfirmandenunterricht, in der Konfirmation und der Zeit, die unmittelbar darauf folgt: dieselben Elemente des Charakters in gereifterem Stadium.

Gar manches aus den früheren Jahren sowohl als auch aus dieser Zeit ist nur erklärlich durch die außergewöhnliche Frühreife des Knaben, und der Dichter versäumt nicht, dies in einer kurzen Zusammenfassung hervorzuheben:

„Paul wurde ein stiller, anspruchsloser Knabe mit schüchternem Blick und schwerfälligem Gebaren. Er war meistens allein für sich, und dieweil er auf die Zwillinge achtgab, konnte er stundenlang mit irgend einer Holzschnitzerei beschäftigt dasitzen, ohne einen Laut von sich zu geben. Er war, was man in seiner Heimat „kniwlig" nennt, ein für das Kleine beanlagter, peinlich sorgsamer, still in sich hineingrübelnder Geist."

Daß ihn seine Mitschüler prügelten, sah er immer noch als selbstverständlich an; nur wenn sie seinen Vater verhöhnten, ergriff ihn blinde Wut, aber wenn er sich dadurch Respekt verschafft hatte, verlor er ihn wieder dadurch, daß er sich darüber schämte und sie um Verzeihung bat. Natürlich lachte man ihn aus. Aber in der Wirtschaft wußte er Bescheid, wie wenn er der Hausherr selber gewesen wäre; an ihr hing all sein Streben und Bangen. Um alles macht er sich Gedanken, um ein verlornes Huhn, um die Krankheit eines Tieres, um das Heu, um

die jungen Stare: „Das Sorgen war ihm angeboren, nur für sich selber sorgte er nie."

Damit verbunden ist der immer klarere Einblick in die Mißwirtschaft des Vaters. „Was war es gewesen, das ihn so frühzeitig hatte reifen lassen? Ob die Hilfsbedürftigkeit der einsamen Mutter, die ihn so bald in alle Kümmernisse eingeweiht hatte? Ob der grübelnde, strebende, in die Zukunft hinausschauende Geist, der ihm eigen war?"

Für Gemütserregungen, besonders die ungerechte und harte Behandlung des Vaters, hat er einen Trost gefunden: das Pfeifen. „So wußte seine gedrückte, schüchterne Seele sich Luft zu machen. Ganze Sinfonien führte er auf — schrill und schreiend zum Beginn, sanfter und sanfter werdend und endlich dahinschmelzend in Wehmut und Entsagung. Welche Macht ihm in diesen Tönen gegeben war, davon ahnte er nichts." So entwickelt sich das poetisch aktive Element seines Wesens. Die praktisch tätige Energie ist auf die Wirtschaft gerichtet. Das verlotterte Besitztum zu Ehren zu bringen, dann der Mutter frohe Tage zu schaffen und die Brüder mit Geld zu versorgen, „damit sie frei von Not und Bedrängnis weiterschreiten könnten nach ihren erhabenen Zielen", das ist sein Sehnen.

Darum wünscht er auch die Konfirmation herbei, den Abschluß der Schule, und in solchen frommen und selbstlosen Gedanken tritt er den Weg zur ersten Konfirmandenstunde an.

Das ist für einen vierzehnjährigen Knaben allerdings sehr ungewöhnlich, aber er hat auch noch kindliche Züge genug, so daß das Gesamtbild nicht unmöglich ist.

Die Schilderung der ersten Konfirmandenstunde zeugt wieder von ausgezeichneter Beobachtungsgabe, doch ist hier das Verhalten Pauls vielleicht am wenigsten gut getroffen. Es geht doch über den kindlichen Vorstellungskreis hinaus, daß er sich bei der Aufstellung der Platzordnung Gedanken darüber macht, ob es im Himmel auch so sein werde, und an den Spruch denkt: Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden, daß er, als der Pfarrer von der Demut und der Gleichheit aller Menschen vor Gott spricht, den Arm seines zerlumpten Nachbarn liebevoll

faßt, daß er stolz darauf ist, nicht getollt und getanzt zu haben, und dabei denkt: aber schade war's doch!

Hier in der Konfirmandenstunde führt der Dichter Paul auch wieder mit Elsbeth Douglas zusammen, und hier wird der Grund zu ihrem ganzen späteren Verhältnis zueinander gelegt. Die Mischung der Gegensätze tritt in Paul wieder sehr bezeichnend hervor.

Ganz prächtig ist die Schilderung ihrer Annäherung in der folgenden Zeit ihres gemeinsamen Unterrichts.

Auf die ersten Versuche, die nähere Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, sei nur hingewiesen. Elsbeth ist entschieden die mutigere — Paul durch den ganzen Gegensatz seines und ihres Heimwesens bedrückt. Aber eine Scene voll zartester Poesie entwickelt sich, als sie einst genötigt sind, zusammen über die Heide nach Hause zu gehen. Elsbeth ist müde, und die Kinder lassen sich unter einem Wacholderstrauche auf der sonnendurchfluteten Heide nieder. Sie lehnt sich in das Geästel des Strauchs zurück, Paul liegt zu ihren Füßen, mit dem Kopf noch im Schatten des Busches, auf einem Maulwurfshügel, die Stirn vom Saum ihres Kleides bedeckt. Er sieht in den blauen Himmel, sieht eine Schwalbe fliegen und pfeift ihr nach, als ob er sie heranlocken wollte. Er pfeift zum zweiten und dritten Male:

„Elsbeth lachte, er aber pfiff weiter — erst ohne zu wissen, wie? und ohne nachzudenken, warum? Aber als ein Ton nach dem andern seinen Lippen entquoll, ward ihm zu Sinn, als sei er plötzlich sehr beredsam geworden, und als ob er auf diese Weise alles sagen könnte, was ihm das Herz bedrückte und wozu er in Worten nimmer den Mut gefunden haben würde. All das, was ihn traurig machte und um was er sich sorgte, kam zum Vorschein. Er schloß die Augen und hörte gleichsam zu, wie die Töne für ihn sprachen. Er glaubte, der liebe Gott im Himmel hätte statt seiner das Wort genommen und erzählte alles, was ihn anging, sogar das, worüber er selbst nie klar geworden. — Als er die Augen aufschlug, wußte er nicht, wie lange er so dagelegen und gepfiffen hatte, aber er sah, daß Elsbeth weinte."

Paul geleitet Elsbeth noch bis zum Waldrande, dann kehrt er um. „Wie er den Wacholderbusch wiedersah, unter dem sie beide gesessen, kam ihm alles wie ein Traum vor, und so blieb es fortan.“

Das Erlebnis bleibt beiden eine heilige Erinnerung, ein zartes Geheimnis, woran nicht gerührt werden darf.

In solcher zwischen innerem Tatendrange und äußerer Verzagtheit schwankenden Weise geht die Konfirmandenzeit hin. Die Brüder Erdmann peinigen ihn, wo sie können; in verhaltener Wut schleift Paul sogar sein Taschenmesser haarscharf; „aber, als er am nächsten Montag aufs neue durchgeprügelt wurde, fand er nicht den Mut, es aus der Tasche zu ziehen, und mußte sich aufs neue ob seiner Feigheit Vorwürfe machen. Er verschob es auf das nächste Mal — aber dabei blieb es.“

Pauls tiefe Gemütsanlage will der Dichter besonders nach der religiösen Seite hin am Konfirmationstage hervortreten lassen, leider wieder etwas zu stark aufgetragen, über das Kindliche zum Teil hinausgehend. So, wenn Paul in erster Frühe auf das blumige Moor hinausgeht und im Angesicht der aufgehenden Sonne ein inbrünstiges Gebet spricht, daß er alle Feinde lieben wolle, wie Jesus Christus, wenn er dann das Messer, das er in seinem kindlichen Zorn für die Erdmänner geschliffen hatte, mitten ins Moor schleudert und kaum wagt, sich zum Kirchgange zu rüsten, wenn er endlich seine Widersacher vor der Kirche im Bewußtsein großer Schuld gegen sie unter Tränen bittet: Vergebt mir! Ich habe euch viel Übles getan! Die Brüder machen sich natürlich lustig darüber, aber Pauls Herz „war so voll Andacht und Liebe, daß ihm kein Hohn der Welt etwas anhaben konnte.“ Während der heiligen Handlung selbst fragt er sich, als er Elsbeth weinen sieht, „warum die Menschen wohl alle so viel lachten, während es doch im ganzen so wenig Lächerliches auf Erden gäbe“. Er wendet den Blick auf die bunten Kirchenfenster und erblickt über dem Altar in ungeheurer Größe eine düstere, in Grau gekleidete Frau, die mit großen, hohlen Augen auf ihn niederschaute — die Büßerin Magdalena:

„Er fühlte, wie es ihn kalt durchschauerte. Frau Sorge, murmelte er und beugte das Haupt, als wollte er in Demut empfangen, was sie ihm fürs Leben bescherte. Und als er das Auge wieder erhob, strahlte die Sonne noch herrlicher als zuvor. Glührot und smaragden gleißten und glimmten die Flammen und woben eine Strahlenglorie um das Haupt der grauen Frau. Die aber stand traurig inmitten der farbenfrohen Pracht und starrte aus großen, hohlen Augen auf ihn nieder."

Das alles geht über die Vorstellungs- und Ideenwelt eines fünfzehnjährigen, auch überreifen Knaben hinaus. So überraschend die Beobachtungen des Dichters im Kindesalter sind, so ergreifend er uns das Seelenleben des Erwachsenen vorzuführen weiß, so wenig nahe bringt er uns den Konfirmanden. Man merkt hier zu sehr die Absicht des Dichters, Pauls unglückliche Gemütsanlage allmählich zu wirklicher Krankheit werden zu lassen.

Dies geschieht in der Folgezeit, während sich Paul ganz und gar der Wirtschaft widmet und rastlos mit den Knechten um die Wette arbeitet, um gutzumachen, was der Vater verdorben. Elsbeth geht inzwischen in eine Pension. Nach ihrer Rückkehr trifft sie absichtlich mit Paul auf dem Felde zusammen. Die Scene hat ihre Reize, an Elsbeth das Gemisch von Naivität und frisch angelernter Pensionsbildung, mit der sie ihm Heines „Buch der Lieder" empfiehlt, und bei Paul wieder die unbeholfene Schüchternheit, der Schreck darüber, wenn Elsbeth die Studenten im Vergleich zu ihm grüne Jungen nennt, das „seltsame Gefühl von Glück und Frieden", das ihn überkommt, als Elsbeth sagt: „Ich komme mir so geborgen vor, wenn du dabei bist." Nicht minder die Nachwirkungen, wie Paul die Zusammenkunft der Mutter, die das Ungewöhnliche sogleich an seinem leuchtenden Auge erkennt, zuerst verschweigen will, dann aber ihr nacheilt, gesteht und mit glühenden Backen verschämt von dannen schleicht — eine Scene, die an Hermann und die Mutter in „Hermann und Dorothea" erinnert, wie er dann in seiner Kammer in der Nacht das Buch der Lieder auf den Knien hält und aus Furcht vor dem Vater nicht wagt, Licht anzustecken,

während er sich so fern von Elsbeth gerückt fühlt, weil sie — so lachen kann, wie er endlich an den folgenden Tagen das weiße Kleid vom Hof aus am Waldsaume schimmern sieht und es doch nicht übers Herz bringt, seine Arbeit zu verlassen. Das Buch der Lieder aber liest er am nächsten Sonntagvormittag im Walde, er bleibt den ganzen Tag draußen, und „am Abend finden ihn die Zwillinge pfeifend unter einem Wacholderbusche liegen, während ihm die Tränen über die Wangen liefen". Das alles trägt offenbar schon den Charakter des Krankhaften an sich.

Fünf Jahre läßt der Dichter so vergehen, und diese sind dazu angetan, den Helden voll ausreifen zu lassen.

Ein neues Moment der Charakterbildung tritt hinzu: die boshafte Verkleinerungssucht des Vaters, mit der er den treuen, selbstlosen Sohn, der ihm ganz allein sein Leben ermöglicht, vor den Knechten zu schmähen pflegt. Wie Paul es über sich gewinnt, eingedenk des vierten Gebotes, dazu zu schweigen und auch den größten Undank über sich ergehen zu lassen und doch seine Autorität den Knechten gegenüber durch Pflichterfüllung einerseits und durch Strenge anderseits zu wahren, das ist fesselnd und überzeugend dargestellt — eine neue Seite zu dem Thema der Mischung von Zaghaftigkeit und Energie: die Zaghaftigkeit geht hier selbst in Kraft über, die Ehrfurcht vor dem Vater ist nicht mehr Furcht, sondern Selbstüberwindung, und so wird er in dem beschränkten Kreise seines Berufes ein ganzer Mann. In diesem ist die Schüchternheit und der Mangel an Selbstvertrauen überwunden, nur, sobald er darüber hinausgeht und andere Kreise an ihn herantreten, zeigt sich die alte Schwäche, und solche Konflikte beherrschen nun das Folgende.

Aber eins fehlt ihm auch in dem eigensten Berufskreise, was allerdings seinem Verhalten zum Vater auch mit zu Grunde liegt, nämlich die Fähigkeit, unberechtigte Ansprüche seiner Geschwister in das rechte Maß zurückzuweisen, um ein Vorwärtskommen der Wirtschaft zu ermöglichen. Dies ist die alte Zaghaftigkeit, der krankhafte „Altruismus". Die beiden älteren Brüder brauchen fortwährend Geld, und er spart es sich am

Munde ab, um ihnen zu helfen, ohne nur danach zu fragen, ob die Forderungen berechtigt sind oder nicht. Er hat sich Geld zurückgelegt für einen neuen Sonntagsrock, da ihm sein alter ausgewachsen ist. Als aber Gottfried, der Probekandidat, einen neuen Sommeranzug braucht, schickt er ihm seufzend das zurückgelegte Geld und erhält dafür Gottfrieds abgelegten Anzug, den er in seiner anspruchslosen Stellung wohl werde verwerten können. Die Zwillinge läßt er in einer Privatschule unterrichten und stattet sie mit der entsprechenden Kleidung aus, denn „er hatte das Gefühl, über die Achsel angesehen zu werden, allzusehr kennen gelernt, um es den Schwestern zu gönnen".

Alle eigenen Neigungen sind ihm natürlich so gut wie nicht vorhanden. Elsbeth verbannt er aus seinem Sinnen und Denken, Vergnügungen und Feste existieren nicht. An jenem Waldfeste läßt er die Seinigen, als der Vater sie großspurig einlädt, teilnehmen, er selbst bleibt in der Wirtschaft und entschließt sich erst am späten Abend nachzugehen, in der stillen, uneingestandenen Hoffnung, Elsbeth dort zu sehen, die nach längerer Abwesenheit mit ihrer Mutter aus dem Süden zurückgekehrt ist. Das Zögern, das Hin- und Herdenken, das Überlegen, ob er dahin passe mit seinem abgetragenen Anzuge, dann das zaghafte Heranschleichen an die Gesellschaft, — Familie Douglas sitzt mit der seinigen zusammen — wie er dann im Hintergrunde in der Dunkelheit steht und sich nicht heranwagt, weil er Elsbeth sieht und bei ihr einen flotten Vetter, das alles ist mit feinster Beobachtung und höchst echt dargestellt. Endlich ist er entdeckt. Elsbeth fordert ihn im Laufe des Abends zu einem einsamen Spaziergange auf, um ihm so vieles zu sagen, — ihre schlichte, wahre Natur ist sehr wohltuend gezeichnet — aber mitten aus dem Wonnegefühl, das ihn an ihrer Seite überkommt, reißt ihn die Sorge um die Schwestern, die er vorher in wilder Ausgelassenheit mit den Brüdern Erdmann gesehen hat. Er führt Elsbeth zurück und überrascht die Schwestern noch rechtzeitig, als sie mit den Brüdern in den Wald eilen wollen. Nachher „denkt er darüber nach, was er Elsbeth wohl alles hätte sagen können, aber es sollte ja nicht sein — es kam

immer was dazwischen". So wird ihm durch das krankhafte Sorgen um andere jede Gelegenheit, einmal dem eigenen Bedürfnis zu leben, verkümmert.

Kein Zweifel: daß sich dies immer wiederholt, verstimmt den Leser und erkältet schließlich durch das Übermaß das herzliche Mitgefühl.

Eine einzige ungetrübte Zusammenkunft mit Elsbeth folgt. In der Johannisnacht — deren geheimnisvollen Zauber Sudermann so gern und so reizvoll schildert — als alles schwärmt und liebt, wandelt auch Paul, von unbewußtem Sehnen getrieben, vor das weiße Haus und, in seine Gefühle verstrickt, fängt er an zu pfeifen und vergißt darüber alles. Die Erinnerung an mittelalterliches Minnewerben liegt nahe, und doch wirkt es hier ganz originell in dem neugeschaffenen Gewande. An dem einsam erleuchteten Fenster in der Ferne sieht er eine Gestalt sich bewegen, und bald erscheint wirklich Elsbeth, den Tönen nachgehend, — zu seinem Schrecken, der ihm die Glieder lähmt. Noch trennt sie der Zaun, aber sie kommt zu ihm heraus, furchtlos und sicher in ihrem reinen Empfinden. Nun ist eine Stunde der rückhaltlosen Aussprache da. Elsbeth klagt ihm ihr Leid um die kranke, der Schwindsucht verfallene Mutter, deren Zustand sie allein kennt, er tröstet sie, so gut er kann, und fühlt ein neues Band sich um sie schlingen: den Segen der Frau Sorge, von dem er ihr erzählt.

„Und wie erlöst man sich von diesem Segen?" fragt Elsbeth.

„Ich weiß es nicht, die Mutter hat mir das Ende des Märchens niemals erzählen wollen. Ich glaube auch nicht, daß es eine Erlösung gibt. Solche Menschen wie wir, die müssen gutwillig auf das Glück verzichten und, wenn es ihnen noch so nahe ist, sie sehen es nicht — es kommt ihnen immer was Trübes dazwischen. Das einzige, was sie können, ist, über dem Glück der andern zu wachen und zu sorgen, daß es ihnen so gut wie möglich gehe."

„Beide schwiegen. Lange saßen sie regungslos da, die zwanzigjährigen Häupter sorgenvoll in die Hände gestützt. Der Mondenglanz lag silbern auf ihren Haaren, die der weiche Heidewind leis tändelnd bewegte.

Dann fuhr ein Wolkenschatten über sie hin. Sie erbebten beide. Ihnen war zu Mute, als breitete jene traurige Fee, die sie Frau Sorge nannten, den düsteren Fittich über sie."

Die an jenem Waldfeste gelungene Annäherung der beiden Familien, die aber den alten Meyhöfer nur zu dem Mißbrauch des Namens Douglas verleitet, hat eine Einladung Pauls und seiner Schwestern zu einem Gartenfeste bei Douglas zur Folge. Es dient dazu, Pauls völlige Unfähigkeit zu zeigen, sich in der „Gesellschaft" zu bewegen. Er macht sich gesellschaftlich so lächerlich, und das ist sehr naturgetreu geschildert, daß er sich beschämt von dannen stiehlt, mit Eifersucht im Herzen gegen den Vetter Elsbeths, der dort das große Wort führte, mit Wehmut um Elsbeth, die, von der Gesellschaft in Anspruch genommen, ihm in unerreichbare Ferne gerückt schien, und als er seinen Heidehof wiedersieht, da breitet er die Arme aus und ruft in den Sturm hinein:

„Hier ist mein Platz — hier gehör' ich her — und ein Schuft will ich sein, wenn ich mir noch einmal in der Fremde meine Freuden suche. Hiermit schwör' ich es, daß ich alle Eitelkeit abtun will und allem törichten Streben entsage. Jetzt weiß ich, was ich bin, und, was nicht zu mir paßt, das soll mir verloren sein. Amen!

So nahm er Abschied von seiner Jugend und von seinem Jugendtraum."

Am andern Tage schickt ihm Elsbeth die schon so lange versprochene Flöte. Scham und Freude erfüllen ihn, aber: „Es ist zu spät — ich habe jetzt anderes vor" — er will mit allen seinen süßen Träumen fertig sein.

Das Unheil lauert auch schon wieder vor der Tür. Kurz darauf erfolgt die für den ganzen folgenden Verlauf entscheidende Scene zwischen Douglas und Meyhöfer, die den alten Meyhöfer zum gebrochenen Manne, Paul zum Herrn des Hofes, den finstern Knecht zum Feinde macht und später zu den beiden Brandstiftungen führt.

Dadurch ist auch äußerlich die Unmöglichkeit, Elsbeth noch einmal näher zu treten, gegeben. Nur gutmachen möchte er,

nur Elsbeth noch einmal sehen, um ihre Verzeihung zu erflehen. Dies treibt ihn Nachts hinaus, er irrt ruhelos umher, und in einer Nacht findet er sich im Garten von Helenental, sehnsüchtig nach dem einen erleuchteten Fenster blickend, wo Elsbeth bei ihrer Mutter wacht. Da schreckt ihn der Feuerschein aus seinem Grübeln und Sinnen, der ihm die Vernichtung der Früchte seines Fleißes ankündigt.

Hier nun kommt die andere Seite seines Wesens, die bewundernswerte Energie, die Klarheit des Urteils, die Tatkraft und Leistungsfähigkeit seines ganzen Wesens zu höchster Entfaltung. Er ist der Mittelpunkt in der grenzenlosen Verwirrung, der besonnene, klare und feste Befehle gibt, selbst immer an der wichtigsten Stelle eingreift, an alles denkt, die Leute anstellt und dabei in sich selbst eine immer größer werdende Ruhe und Kühle fühlt. Er ist völlig Herr der Situation — an dieser Stelle ein ganzer Mann. Aber — der Brand ist kaum vorüber, da kommt seine Krankheit wieder, stärker als zuvor.

Er klagt sich an, schuld an dem ganzen Unglück zu sein, und wagt niemand in die Augen zu sehen, weil er „sich herumgetrieben hatte". „All sein geheimes Sehnen erschien ihm nun wie ein Verbrechen, das er am Vaterhofe begangen." Diese Selbstquälerei ist nur unter dem Gesichtspunkte wirklicher Krankheit erträglich.

Es folgt die Gerichtsverhandlung gegen den Knecht. Sie bringt wieder ein Moment der Gefahr für Paul mit sich, der Gefahr nämlich, Elsbeth zu kompromittieren. Auch hier spannen sich ihm alle Kräfte an, und es gelingt ihm, eine befriedigende Aussage zu formulieren, freilich, um nachher wieder unter ganz grundlosen Gewissensbissen zu leiden, daß er, wenn auch objektiv Wahres, doch subjektiv Unvollständiges ausgesagt habe.

Während sich so die Krankheit steigert, bereitet der Dichter auch Krisis und Heilung vor. Momente besserer Erkenntnis und einer Ahnung dessen, was ihm not tut, treten auf. Nach Monaten wird es ihm klar, „daß sein Grämen nichts weiter ist als müßige Tüftelei, die seinem verängstigten, wortklauberischen Sinne entsprungen war". — „Nein, ein Meineidiger bin

ich nicht — sprach er zu sich — ich bin nur ein Feigling, ein Pinsel, der vor dem bloßen Schatten einer Tat zurückschreckt. Hätte ich nicht stolz und freudig den falschen Eid schwören müssen um Elsbeths willen? Dann wäre ich doch etwas, dann hätte ich doch etwas getan, während ich nun stumpf und mutlos dahinlebe, ein Knecht und weiter nichts." — Und in dem Hirne dieses Musterknaben stieg der glühende Wunsch auf, ein großer Verbrecher zu sein, nur weil es ihn drängte, sein „Ich" zu betätigen. „Die beiden Stunden, da er auf dem Dach und vor den Schranken gestanden, galten ihm jetzt als der Inbegriff irdischer Glückseligkeit, und je mehr er arbeitete und schuf, desto träger und nutzloser erschien er sich nur."

Gerade dieser Gegensatz seines Verlangens und seiner wirklichen Tätigkeit, die ihm, obwohl würdig und groß genug, das Schicksal, die Frau Sorge, wie ein Sklavenjoch aufgelegt hat, steigert die Krankheit immer mehr. Er fängt mit der Wirtschaft von vorn an, arbeitet und entbehrt, sorgt und sinnt wie im Wahnsinn, während sich sein natürlich menschliches Empfinden immer mehr abstumpft. Dazu kommt die neue Sorge um die immer mehr verfallende Mutter, die, von dem Schreck bei dem Brande ganz gebrochen, durch des Vaters Roheit völlig verängstigt und verschüchtert, an nichts mehr teilnimmt und stumpf dahinsiecht, allein von Paul verstanden und gepflegt, da auch die Zwillinge in ihrer Leichtlebigkeit kein Verständnis für sie haben.

Nach der schweren Tagesarbeit wacht Paul die Nächte bei der Mutter, aber darin findet er auch eine Linderung der Seelenqual: „In den Maiennächten, wenn draußen im Garten die Blüten flüsterten und der Fliederduft durch die Ritzen quoll, saßen die beiden oft stundenlang Hand in Hand und sahen sich an, als ob sie sich wunder was zu sagen hätten. So war es schon immer zwischen Mutter und Sohn gewesen. Die Fülle ihrer Liebe suchte nach Worten, aber die Sorge hatte ihnen die Sprache geraubt" — eine sehr feine und herzandringende Beobachtung.

die jungen Stare: „Das Sorgen war ihm angeboren, nur für sich selber sorgte er nie.“

Damit verbunden ist der immer klarere Einblick in die Mißwirtschaft des Vaters. „Was war es gewesen, das ihn so frühzeitig hatte reifen lassen? Ob die Hilfsbedürftigkeit der einsamen Mutter, die ihn so bald in alle Kümmernisse eingeweiht hatte? Ob der grübelnde, strebende, in die Zukunft hinausschauende Geist, der ihm eigen war?“

Für Gemütserregungen, besonders die ungerechte und harte Behandlung des Vaters, hat er einen Trost gefunden: das Pfeifen. „So wußte seine gedrückte, schüchterne Seele sich Luft zu machen. Ganze Sinfonien führte er auf — schrill und schreiend zum Beginn, sanfter und sanfter werdend und endlich dahinschmelzend in Wehmut und Entsagung. Welche Macht ihm in diesen Tönen gegeben war, davon ahnte er nichts.“ So entwickelt sich das poetisch aktive Element seines Wesens. Die praktisch tätige Energie ist auf die Wirtschaft gerichtet. Das verlotterte Besitztum zu Ehren zu bringen, dann der Mutter frohe Tage zu schaffen und die Brüder mit Geld zu versorgen, „damit sie frei von Not und Bedrängnis weiterschreiten könnten nach ihren erhabenen Zielen“, das ist sein Sehnen.

Darum wünscht er auch die Konfirmation herbei, den Abschluß der Schule, und in solchen frommen und selbstlosen Gedanken tritt er den Weg zur ersten Konfirmandenstunde an.

Das ist für einen vierzehnjährigen Knaben allerdings sehr ungewöhnlich, aber er hat auch noch kindliche Züge genug, so daß das Gesamtbild nicht unmöglich ist.

Die Schilderung der ersten Konfirmandenstunde zeugt wieder von ausgezeichneter Beobachtungsgabe, doch ist hier das Verhalten Pauls vielleicht am wenigsten gut getroffen. Es geht doch über den kindlichen Vorstellungskreis hinaus, daß er sich bei der Aufstellung der Platzordnung Gedanken darüber macht, ob es im Himmel auch so sein werde, und an den Spruch denkt: Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden, daß er, als der Pfarrer von der Demut und der Gleichheit aller Menschen vor Gott spricht, den Arm seines zerlumpten Nachbarn liebevoll

faßt, daß er stolz darauf ist, nicht getollt und getanzt zu haben, und dabei denkt: aber schade war's doch!

Hier in der Konfirmandenstunde führt der Dichter Paul auch wieder mit Elsbeth Douglas zusammen, und hier wird der Grund zu ihrem ganzen späteren Verhältnis zueinander gelegt. Die Mischung der Gegensätze tritt in Paul wieder sehr bezeichnend hervor.

Ganz prächtig ist die Schilderung ihrer Annäherung in der folgenden Zeit ihres gemeinsamen Unterrichts.

Auf die ersten Versuche, die nähere Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, sei nur hingewiesen. Elsbeth ist entschieden die mutigere — Paul durch den ganzen Gegensatz seines und ihres Heimwesens bedrückt. Aber eine Scene voll zartester Poesie entwickelt sich, als sie einst genötigt sind, zusammen über die Heide nach Hause zu gehen. Elsbeth ist müde, und die Kinder lassen sich unter einem Wacholderstrauche auf der sonnendurchfluteten Heide nieder. Sie lehnt sich in das Geästel des Strauchs zurück, Paul liegt zu ihren Füßen, mit dem Kopf noch im Schatten des Busches, auf einem Maulwurfshügel, die Stirn vom Saum ihres Kleides bedeckt. Er sieht in den blauen Himmel, sieht eine Schwalbe fliegen und pfeift ihr nach, als ob er sie heranlocken wollte. Er pfeift zum zweiten und dritten Male:

„Elsbeth lachte, er aber pfiff weiter — erst ohne zu wissen, wie? und ohne nachzudenken, warum? Aber als ein Ton nach dem andern seinen Lippen entquoll, ward ihm zu Sinn, als sei er plötzlich sehr beredsam geworden, und als ob er auf diese Weise alles sagen könnte, was ihm das Herz bedrückte und wozu er in Worten nimmer den Mut gefunden haben würde. All das, was ihn traurig machte und um was er sich sorgte, kam zum Vorschein. Er schloß die Augen und hörte gleichsam zu, wie die Töne für ihn sprachen. Er glaubte, der liebe Gott im Himmel hätte statt seiner das Wort genommen und erzählte alles, was ihn anging, sogar das, worüber er selbst nie klar geworden. — Als er die Augen aufschlug, wußte er nicht, wie lange er so dagelegen und gepfiffen hatte, aber er sah, daß Elsbeth weinte.“

Paul geleitet Elsbeth noch bis zum Waldrande, dann kehrt er um. „Wie er den Wacholderbusch wiedersah, unter dem sie beide gesessen, kam ihm alles wie ein Traum vor, und so blieb es fortan."

Das Erlebnis bleibt beiden eine heilige Erinnerung, ein zartes Geheimnis, woran nicht gerührt werden darf.

In solcher zwischen innerem Tatendrange und äußerer Verzagtheit schwankenden Weise geht die Konfirmandenzeit hin. Die Brüder Erdmann peinigen ihn, wo sie können; in verhaltener Wut schleift Paul sogar sein Taschenmesser haarscharf; „aber, als er am nächsten Montag aufs neue durchgeprügelt wurde, fand er nicht den Mut, es aus der Tasche zu ziehen, und mußte sich aufs neue ob seiner Feigheit Vorwürfe machen. Er verschob es auf das nächste Mal — aber dabei blieb es."

Pauls tiefe Gemütsanlage will der Dichter besonders nach der religiösen Seite hin am Konfirmationstage hervortreten lassen, leider wieder etwas zu stark aufgetragen, über das Kindliche zum Teil hinausgehend. So, wenn Paul in erster Frühe auf das blumige Moor hinausgeht und im Angesicht der aufgehenden Sonne ein inbrünstiges Gebet spricht, daß er alle Feinde lieben wolle, wie Jesus Christus, wenn er dann das Messer, das er in seinem kindlichen Zorn für die Erdmänner geschliffen hatte, mitten ins Moor schleudert und kaum wagt, sich zum Kirchgange zu rüsten, wenn er endlich seine Widersacher vor der Kirche im Bewußtsein großer Schuld gegen sie unter Tränen bittet: Vergebt mir! Ich habe euch viel Übles getan! Die Brüder machen sich natürlich lustig darüber, aber Pauls Herz „war so voll Andacht und Liebe, daß ihm kein Hohn der Welt etwas anhaben konnte." Während der heiligen Handlung selbst fragt er sich, als er Elsbeth weinen sieht, „warum die Menschen wohl alle so viel lachten, während es doch im ganzen so wenig Lächerliches auf Erden gäbe". Er wendet den Blick auf die bunten Kirchenfenster und erblickt über dem Altar in ungeheurer Größe eine düstere, in Grau gekleidete Frau, die mit großen, hohlen Augen auf ihn niederschaute — die Büßerin Magdalena:

„Er fühlte, wie es ihn kalt durchschauerte. Frau Sorge, murmelte er und beugte das Haupt, als wollte er in Demut empfangen, was sie ihm fürs Leben bescherte. Und als er das Auge wieder erhob, strahlte die Sonne noch herrlicher als zuvor. Glührot und smaragden gleißten und glimmten die Flammen und woben eine Strahlenglorie um das Haupt der grauen Frau. Die aber stand traurig inmitten der farbenfrohen Pracht und starrte aus großen, hohlen Augen auf ihn nieder."

Das alles geht über die Vorstellungs- und Ideenwelt eines fünfzehnjährigen, auch überreifen Knaben hinaus. So überraschend die Beobachtungen des Dichters im Kindesalter sind, so ergreifend er uns das Seelenleben des Erwachsenen vorzuführen weiß, so wenig nahe bringt er uns den Konfirmanden. Man merkt hier zu sehr die Absicht des Dichters, Pauls unglückliche Gemütsanlage allmählich zu wirklicher Krankheit werden zu lassen.

Dies geschieht in der Folgezeit, während sich Paul ganz und gar der Wirtschaft widmet und rastlos mit den Knechten um die Wette arbeitet, um gutzumachen, was der Vater verdorben. Elsbeth geht inzwischen in eine Pension. Nach ihrer Rückkehr trifft sie absichtlich mit Paul auf dem Felde zusammen. Die Scene hat ihre Reize, an Elsbeth das Gemisch von Naivität und frisch angelernter Pensionsbildung, mit der sie ihm Heines „Buch der Lieder" empfiehlt, und bei Paul wieder die unbeholfene Schüchternheit, der Schreck darüber, wenn Elsbeth die Studenten im Vergleich zu ihm grüne Jungen nennt, das „seltsame Gefühl von Glück und Frieden", das ihn überkommt, als Elsbeth sagt: „Ich komme mir so geborgen vor, wenn du dabei bist." Nicht minder die Nachwirkungen, wie Paul die Zusammenkunft der Mutter, die das Ungewöhnliche sogleich an seinem leuchtenden Auge erkennt, zuerst verschweigen will, dann aber ihr nacheilt, gesteht und mit glühenden Backen verschämt von dannen schleicht — eine Scene, die an Hermann und die Mutter in „Hermann und Dorothea" erinnert, wie er dann in seiner Kammer in der Nacht das Buch der Lieder auf den Knien hält und aus Furcht vor dem Vater nicht wagt, Licht anzustecken,

während er sich so fern von Elsbeth gerückt fühlt, weil sie — so lachen kann, wie er endlich an den folgenden Tagen das weiße Kleid vom Hof aus am Waldsaume schimmern sieht und es doch nicht übers Herz bringt, seine Arbeit zu verlassen. Das Buch der Lieder aber liest er am nächsten Sonntagvormittag im Walde, er bleibt den ganzen Tag draußen, und „am Abend finden ihn die Zwillinge pfeifend unter einem Wacholderbusche liegen, während ihm die Tränen über die Wangen liefen“. Das alles trägt offenbar schon den Charakter des Krankhaften an sich.

Fünf Jahre läßt der Dichter so vergehen, und diese sind dazu angetan, den Helden voll ausreifen zu lassen.

Ein neues Moment der Charakterbildung tritt hinzu: die boshafte Verkleinerungssucht des Vaters, mit der er den treuen, selbstlosen Sohn, der ihm ganz allein sein Leben ermöglicht, vor den Knechten zu schmähen pflegt. Wie Paul es über sich gewinnt, eingedenk des vierten Gebotes, dazu zu schweigen und auch den größten Undank über sich ergehen zu lassen und doch seine Autorität den Knechten gegenüber durch Pflichterfüllung einerseits und durch Strenge anderseits zu wahren, das ist fesselnd und überzeugend dargestellt — eine neue Seite zu dem Thema der Mischung von Zaghaftigkeit und Energie: die Zaghaftigkeit geht hier selbst in Kraft über, die Ehrfurcht vor dem Vater ist nicht mehr Furcht, sondern Selbstüberwindung, und so wird er in dem beschränkten Kreise seines Berufes ein ganzer Mann. In diesem ist die Schüchternheit und der Mangel an Selbstvertrauen überwunden, nur, sobald er darüber hinausgeht und andere Kreise an ihn herantreten, zeigt sich die alte Schwäche, und solche Konflikte beherrschen nun das Folgende.

Aber eins fehlt ihm auch in dem eigensten Berufskreise, was allerdings seinem Verhalten zum Vater auch mit zu Grunde liegt, nämlich die Fähigkeit, unberechtigte Ansprüche seiner Geschwister in das rechte Maß zurückzuweisen, um ein Vorwärtskommen der Wirtschaft zu ermöglichen. Dies ist die alte Zaghaftigkeit, der krankhafte „Altruismus“. Die beiden älteren Brüder brauchen fortwährend Geld, und er spart es sich am

Munde ab, um ihnen zu helfen, ohne nur danach zu fragen, ob die Forderungen berechtigt sind oder nicht. Er hat sich Geld zurückgelegt für einen neuen Sonntagsrock, da ihm sein alter ausgewachsen ist. Als aber Gottfried, der Probekandidat, einen neuen Sommeranzug braucht, schickt er ihm seufzend das zurückgelegte Geld und erhält dafür Gottfrieds abgelegten Anzug, den er in seiner anspruchslosen Stellung wohl werde verwerten können. Die Zwillinge läßt er in einer Privatschule unterrichten und stattet sie mit der entsprechenden Kleidung aus, denn „er hatte das Gefühl, über die Achsel angesehen zu werden, allzusehr kennen gelernt, um es den Schwestern zu gönnen".

Alle eigenen Neigungen sind ihm natürlich so gut wie nicht vorhanden. Elsbeth verbannt er aus seinem Sinnen und Denken, Vergnügungen und Feste existieren nicht. An jenem Waldfeste läßt er die Seinigen, als der Vater sie großspurig einlädt, teilnehmen, er selbst bleibt in der Wirtschaft und entschließt sich erst am späten Abend nachzugehen, in der stillen, uneingestandenen Hoffnung, Elsbeth dort zu sehen, die nach längerer Abwesenheit mit ihrer Mutter aus dem Süden zurückgekehrt ist. Das Zögern, das Hin- und Herdenken, das Überlegen, ob er dahin passe mit seinem abgetragenen Anzuge, dann das zaghafte Heranschleichen an die Gesellschaft, — Familie Douglas sitzt mit der seinigen zusammen — wie er dann im Hintergrunde in der Dunkelheit steht und sich nicht heranwagt, weil er Elsbeth sieht und bei ihr einen flotten Vetter, das alles ist mit feinster Beobachtung und höchst echt dargestellt. Endlich ist er entdeckt. Elsbeth fordert ihn im Laufe des Abends zu einem einsamen Spaziergange auf, um ihm so vieles zu sagen, — ihre schlichte, wahre Natur ist sehr wohltuend gezeichnet — aber mitten aus dem Wonnegefühl, das ihn an ihrer Seite überkommt, reißt ihn die Sorge um die Schwestern, die er vorher in wilder Ausgelassenheit mit den Brüdern Erdmann gesehen hat. Er führt Elsbeth zurück und überrascht die Schwestern noch rechtzeitig, als sie mit den Brüdern in den Wald eilen wollen. Nachher „denkt er darüber nach, was er Elsbeth wohl alles hätte sagen können, aber es sollte ja nicht sein — es kam

immer was dazwischen". So wird ihm durch das krankhafte Sorgen um andere jede Gelegenheit, einmal dem eigenen Bedürfnis zu leben, verkümmert.

Kein Zweifel: daß sich dies immer wiederholt, verstimmt den Leser und erkältet schließlich durch das Übermaß das herzliche Mitgefühl.

Eine einzige ungetrübte Zusammenkunft mit Elsbeth folgt. In der Johannisnacht — deren geheimnisvollen Zauber Sudermann so gern und so reizvoll schildert — als alles schwärmt und liebt, wandelt auch Paul, von unbewußtem Sehnen getrieben, vor das weiße Haus und, in seine Gefühle verstrickt, fängt er an zu pfeifen und vergißt darüber alles. Die Erinnerung an mittelalterliches Minnewerben liegt nahe, und doch wirkt es hier ganz originell in dem neugeschaffenen Gewande. An dem einsam erleuchteten Fenster in der Ferne sieht er eine Gestalt sich bewegen, und bald erscheint wirklich Elsbeth, den Tönen nachgehend, — zu seinem Schrecken, der ihm die Glieder lähmt. Noch trennt sie der Zaun, aber sie kommt zu ihm heraus, furchtlos und sicher in ihrem reinen Empfinden. Nun ist eine Stunde der rückhaltlosen Aussprache da. Elsbeth klagt ihm ihr Leid um die kranke, der Schwindsucht verfallene Mutter, deren Zustand sie allein kennt, er tröstet sie, so gut er kann, und fühlt ein neues Band sich um sie schlingen: den Segen der Frau Sorge, von dem er ihr erzählt.

„Und wie erlöst man sich von diesem Segen?" fragt Elsbeth.

„Ich weiß es nicht, die Mutter hat mir das Ende des Märchens niemals erzählen wollen. Ich glaube auch nicht, daß es eine Erlösung gibt. Solche Menschen wie wir, die müssen gutwillig auf das Glück verzichten und, wenn es ihnen noch so nahe ist, sie sehen es nicht — es kommt ihnen immer was Trübes dazwischen. Das einzige, was sie können, ist, über dem Glück der andern zu wachen und zu sorgen, daß es ihnen so gut wie möglich gehe."

„Beide schwiegen. Lange saßen sie regungslos da, die zwanzigjährigen Häupter sorgenvoll in die Hände gestützt. Der Mondenglanz lag silbern auf ihren Haaren, die der weiche Heidewind leis tändelnd bewegte.

Dann fuhr ein Wolkenschatten über sie hin. Sie erbebten beide. Ihnen war zu Mute, als breitete jene traurige Fee, die sie Frau Sorge nannten, den düsteren Fittich über sie."

Die an jenem Waldfeste gelungene Annäherung der beiden Familien, die aber den alten Meyhöfer nur zu dem Mißbrauch des Namens Douglas verleitet, hat eine Einladung Pauls und seiner Schwestern zu einem Gartenfeste bei Douglas zur Folge. Es dient dazu, Pauls völlige Unfähigkeit zu zeigen, sich in der „Gesellschaft" zu bewegen. Er macht sich gesellschaftlich so lächerlich, und das ist sehr naturgetreu geschildert, daß er sich beschämt von dannen stiehlt, mit Eifersucht im Herzen gegen den Vetter Elsbeths, der dort das große Wort führte, mit Wehmut um Elsbeth, die, von der Gesellschaft in Anspruch genommen, ihm in unerreichbare Ferne gerückt schien, und als er seinen Heidehof wiedersieht, da breitet er die Arme aus und ruft in den Sturm hinein:

„Hier ist mein Platz — hier gehör' ich her — und ein Schuft will ich sein, wenn ich mir noch einmal in der Fremde meine Freuden suche. Hiermit schwör' ich es, daß ich alle Eitelkeit abtun will und allem törichten Streben entsage. Jetzt weiß ich, was ich bin, und, was nicht zu mir paßt, das soll mir verloren sein. Amen!

So nahm er Abschied von seiner Jugend und von seinem Jugendtraum."

Am andern Tage schickt ihm Elsbeth die schon so lange versprochene Flöte. Scham und Freude erfüllen ihn, aber: „Es ist zu spät — ich habe jetzt anderes vor" — er will mit allen seinen süßen Träumen fertig sein.

Das Unheil lauert auch schon wieder vor der Tür. Kurz darauf erfolgt die für den ganzen folgenden Verlauf entscheidende Scene zwischen Douglas und Meyhöfer, die den alten Meyhöfer zum gebrochenen Manne, Paul zum Herrn des Hofes, den finstern Knecht zum Feinde macht und später zu den beiden Brandstiftungen führt.

Dadurch ist auch äußerlich die Unmöglichkeit, Elsbeth noch einmal näher zu treten, gegeben. Nur gutmachen möchte er,

nur Elsbeth noch einmal sehen, um ihre Verzeihung zu erflehen. Dies treibt ihn Nachts hinaus, er irrt ruhelos umher, und in einer Nacht findet er sich im Garten von Helenental, sehnsüchtig nach dem einen erleuchteten Fenster blickend, wo Elsbeth bei ihrer Mutter wacht. Da schreckt ihn der Feuerschein aus seinem Grübeln und Sinnen, der ihm die Vernichtung der Früchte seines Fleißes ankündigt.

Hier nun kommt die andere Seite seines Wesens, die bewundernswerte Energie, die Klarheit des Urteils, die Tatkraft und Leistungsfähigkeit seines ganzen Wesens zu höchster Entfaltung. Er ist der Mittelpunkt in der grenzenlosen Verwirrung, der besonnene, klare und feste Befehle gibt, selbst immer an der wichtigsten Stelle eingreift, an alles denkt, die Leute anstellt und dabei in sich selbst eine immer größer werdende Ruhe und Kühle fühlt. Er ist völlig Herr der Situation — an dieser Stelle ein ganzer Mann. Aber — der Brand ist kaum vorüber, da kommt seine Krankheit wieder, stärker als zuvor.

Er klagt sich an, schuld an dem ganzen Unglück zu sein, und wagt niemand in die Augen zu sehen, weil er „sich herumgetrieben hatte“. „All sein geheimes Sehnen erschien ihm nun wie ein Verbrechen, das er am Vaterhofe begangen.“ Diese Selbstquälerei ist nur unter dem Gesichtspunkte wirklicher Krankheit erträglich.

Es folgt die Gerichtsverhandlung gegen den Knecht. Sie bringt wieder ein Moment der Gefahr für Paul mit sich, der Gefahr nämlich, Elsbeth zu kompromittieren. Auch hier spannen sich ihm alle Kräfte an, und es gelingt ihm, eine befriedigende Aussage zu formulieren, freilich, um nachher wieder unter ganz grundlosen Gewissensbissen zu leiden, daß er, wenn auch objektiv Wahres, doch subjektiv Unvollständiges ausgesagt habe.

Während sich so die Krankheit steigert, bereitet der Dichter auch Krisis und Heilung vor. Momente besserer Erkenntnis und einer Ahnung dessen, was ihm not tut, treten auf. Nach Monaten wird es ihm klar, „daß sein Grämen nichts weiter ist als müßige Tüftelei, die seinem verängstigten, wortklauberischen Sinne entsprungen war“. — „Nein, ein Meineidiger bin

ich nicht — sprach er zu sich — ich bin nur ein Feigling, ein Pinsel, der vor dem bloßen Schatten einer Tat zurückschreckt. Hätte ich nicht stolz und freudig den falschen Eid schwören müssen um Elsbeths willen? Dann wäre ich doch etwas, dann hätte ich doch etwas getan, während ich nun stumpf und mutlos dahinlebe, ein Knecht und weiter nichts." — Und in dem Hirne dieses Musterknaben stieg der glühende Wunsch auf, ein großer Verbrecher zu sein, nur weil es ihn drängte, sein „Ich" zu betätigen. „Die beiden Stunden, da er auf dem Dach und vor den Schranken gestanden, galten ihm jetzt als der Inbegriff irdischer Glückseligkeit, und je mehr er arbeitete und schuf, desto träger und nutzloser erschien er sich nur."

Gerade dieser Gegensatz seines Verlangens und seiner wirklichen Tätigkeit, die ihm, obwohl würdig und groß genug, das Schicksal, die Frau Sorge, wie ein Sklavenjoch aufgelegt hat, steigert die Krankheit immer mehr. Er fängt mit der Wirtschaft von vorn an, arbeitet und entbehrt, sorgt und sinnt wie im Wahnsinn, während sich sein natürlich menschliches Empfinden immer mehr abstumpft. Dazu kommt die neue Sorge um die immer mehr verfallende Mutter, die, von dem Schreck bei dem Brande ganz gebrochen, durch des Vaters Roheit völlig verängstigt und verschüchtert, an nichts mehr teilnimmt und stumpf dahinsiecht, allein von Paul verstanden und gepflegt, da auch die Zwillinge in ihrer Leichtlebigkeit kein Verständnis für sie haben.

Nach der schweren Tagesarbeit wacht Paul die Nächte bei der Mutter, aber darin findet er auch eine Linderung der Seelenqual: „In den Maiennächten, wenn draußen im Garten die Blüten flüsterten und der Fliederduft durch die Ritzen quoll, saßen die beiden oft stundenlang Hand in Hand und sahen sich an, als ob sie sich wunder was zu sagen hätten. So war es schon immer zwischen Mutter und Sohn gewesen. Die Fülle ihrer Liebe suchte nach Worten, aber die Sorge hatte ihnen die Sprache geraubt" — eine sehr feine und herzandringende Beobachtung.

Hat die Mutter wirklich einmal Schlaf gefunden, dann macht sich Paul über maschinentechnische Bücher her, die er sich teuer erkauft hat, um den Kampf mit der Lokomobile wieder aufzunehmen, denn er hat es sich in den Kopf gesetzt, sie noch einmal zur Ausnutzung des Torfstichs zu verwenden.

Es ist — wir können es nicht leugnen — wieder etwas überreichlich, was der Dichter hier seinem Helden auferlegt, und dies wirkt, wie schon oben gezeigt, erkältend. Was Paul hier leistet, ist einfach übermenschlich. Wir fragen uns vergebens: Wann schläft der arme Mensch? Ein solches Leben kann auch der Stärkste nicht vierzehn Tage hintereinander aushalten.

Die Mutter stirbt. Die Wirkung, die dies Ereignis auf Paul ausübt, ist wieder ein Muster psychologischer Feinheit. Während die übrigen, der Vater und die Zwillinge, sich äußerlich erschöpfen, zeigt sich Paul kaum verändert. Die Tatsache lastet dumpf auf ihm, aber Trauer empfindet er nicht: die Sorgen um die Wirtschaft, um die Aufgaben, die ihm gerade jetzt zufallen, lassen alles persönliche Empfinden zurücktreten. Er schleicht sich in der Nacht allein an das Totenbett, aber über das Rechnen und Überschlagen kommt er nicht hinweg. Er berechnet auf dem Papier die Kosten des Begräbnisses, das der Vater natürlich so großartig wie möglich hergerichtet wissen will, ohne nach den Mitteln zu fragen. Er rechnet, die Situation ganz vergessend, eifrig, und die Taxe will nicht stimmen. Unwillkürlich denkt er: „Die Mutter wird's schon wissen," da sieht er die Tote. „Er erschrak heftig. Erst jetzt, da seine Phantasie sie wieder lebendig gemacht hatte, begriff er, daß er sie verloren. Er wollte aufschreien, aber er bezwang sich, denn er mußte weiterrechnen.

Verzeih mir, Mütterchen, sagte er, mit der Rechten ihre kalten Wangen streichelnd, ich kann noch nicht um dich trauern, ich muß dich erst unter die Erde bringen."

Schlimmer als je tritt die Krankheit am Begräbnistage hervor. Paul spielt eine geradezu klägliche Rolle, als Bedienter

der Geschwister und der Gäste, von vielen in seinem unscheinbaren grauen Anzuge gar nicht gekannt und daher als Diener behandelt, vom Vater nur immer ermahnt, reichlich zu bewirten, von den Brüdern zu allem Möglichen ausgenutzt und salbaderisch fast examiniert, ob er auch stets seine Pflicht gegen die Mutter getan habe, vom Pfarrer in der Leichenrede nur nebenbei berührt, während die älteren Brüder als die Stützen des Hauses gefeiert werden, schließlich noch vom älteren Bruder Gottfried ermahnt, sich wenigstens einen Flor um den Arm zu binden: „man könnte sonst denken, du wolltest nicht trauern". Auch Elsbeth ist gekommen, aber er kann für sie keine Minute erübrigen.

Der Zug geht nach dem Friedhof. „Paul starrte vor sich nieder; dachte an den Sand, in dem er watete ... an den Wein — an Elsbeth — an Vaters Tragestuhl — und an den Erikakranz, der sich halb vom Sarge gelöst hatte und hinterdrein hing. Er nahm sich vor, wohl aufzupassen, daß er nicht mit in die Gruft hinabgesenkt würde. — Am Grabe fühlte er nichts wie ein heftiges Brennen in den Schläfen, und während der Pfarrer den Segen sprach, fiel ihm plötzlich ein, daß er statt des Weines ganz ruhig hätte Bier verschenken können."

Nachher sprechen Max und Gottfried in leisem, feierlichem Tone von ihren frühsten Erinnerungen an die Verblichene, Paul aber schweigt still und denkt: Gott sei Dank, daß ich sie unter der Erde hab'!

„Noch immer raste die krankhafte Geschäftigkeit in seinem Hirn, noch immer hatte er nicht begriffen, nicht begreifen wollen — — doch, als er nun den Hof betrat, der mit seinem schindelgedeckten Stalle und seinen Brandspuren grau und trostlos vor ihm lag, da kam es plötzlich mit der Gewalt eines Blitzstrahls wie eine funkelnagelneue Erkenntnis über ihn: „Die Mutter ist fort!" Er drehte sich um, griff mit den Händen in die Luft, und wie vom Blitze getroffen, sank er zu Boden ..."

Es dürfte weniges in der deutschen Literatur geben, das

dieser Gegenüberstellung von Äußerlichkeit und Innerlichkeit, insbesondere aber dieser Wahrheit des Nachempfindens psychologischer Vorgänge in einer grüblerisch-geschäftigen Natur, wie die Pauls nun einmal angelegt ist, gleichkäme, und doch fühlen wir auch hier: es ist in den äußeren Umständen ein Zuviel aufgehäuft. Der Drang nach Betätigung des Ich und diese völlige Selbstvernichtung den äußeren Anforderungen gegenüber ist nicht normal, ist eine weitere Steigerung der Krankheit, an der Paul leidet. —

Die Lokomobile ist wieder in Ordnung, und aus dem Torfstich ergibt sich eine neue Einnahmequelle, der Hof erhebt sich neu aus den Trümmern, schöner als zuvor, oder vielmehr jetzt erst würdig und stattlich. Da wirft ihn ein neuer Schlag unter die Geißel der Sorge: die Entdeckung des Liebesverhältnisses der Zwillinge mit den Brüdern Erdmann, das die Schwestern der Schande preisgibt, wenn jene ihr Eheversprechen nicht einlösen, wozu sie natürlich nicht die geringste Lust verspüren, da auf Mitgift nicht zu rechnen ist. Dies wird ihm klar bei seinen vergeblichen Versuchen, sie in ihrem Hause zu finden.

Jetzt ist ihm alles andere gleichgültig. Er fühlt sich schuldig, ganz allein schuldig, weil er nicht acht auf sie gegeben habe. Am Weihnachtsabend geht er zum Grabe der Mutter, wühlt es aus dem alles überdeckenden Schnee heraus und tut, das Gesicht im Schnee vergraben, ein heißes Gelübde. Es ist ihm, als wäre die Schande auf ihn abgewälzt, welche die Schwestern betroffen. Er schilt sich feige, selbstsüchtig und faul, daß er so lange untätig geruht habe, ohne ein Äußerstes zu wagen. „Ich will's tun, Mutter, noch diese Nacht. Auf mich soll's nicht ankommen, mein letztes Restchen Stolz will ich daran geben, wenn nur die Schwestern gerettet werden.“

So eilt er in der Winternacht auf den Hof der Verführer, den er wie immer verschlossen findet. Wie ein Hund kriecht er unter den Staketen durch und erscheint plötzlich vor den zechenden Brüdern im Zimmer. Es folgt eine Scene tiefster Erniedrigung.

Paul, der zu fordern hat, wird der würdeloseste Bettler, der sich zum Knechte für die Mitgift machen will, wenn sie nur die Schande vom Hause abwenden wollen — vergeblich. Schließlich muß er die unverhohlene Verachtung der Brüder über sich ergehen lassen. Da erst kommt ihm zum Bewußtsein, wie er sich erniedrigt, wie er seinen Stolz, seine Ehre im Kote gewälzt habe. Er taumelt hinaus, um auf demselben Wege, wie er gekommen war, den Hof zu verlassen — „auf dem Bauche kriechend wie ein Hund."

Aber je schlimmer die Krankheit wird, um so mehr regt sich die Reaktion seiner Kraft. Die erfahrene Schmach ruft den Entschluß hervor, mit Gewalt zu erzwingen, was seinen Bitten verweigert wurde, und, was er nun ersinnt und schließlich ausführt, das ist ein weiterer Schritt zur Genesung. Vor die Wahl will er die Brüder stellen, zu sterben oder seine Schwestern zu heiraten. Fast scheitert die Ausführung dieses Entschlusses wieder an der unseligen Zerrissenheit seiner Doppelnatur, aber endlich dringt er siegreich durch, und bei dem Überfall, den er in der Ballnacht auf dem Schneefelde gegen sie ausführt, wird er um eine Erfahrung reicher. Zu seiner grenzenlosen Überraschung zeigen sich die Brüder als erbärmliche und verächtliche Feiglinge, die ihn fußfällig um ihr Leben flehen und alles versprechen, was er will.

„Also so wird's gemacht! Baust du auf Recht und Ehrgefühl und willst im guten alles zum guten wenden, so nennt man dich feige und wirst behandelt wie ein Hund. Behandelst du aber die andern wie Hunde, gleich von vornherein, ohne zu bedenken, ob du im Recht bist oder nicht, so nennt man dich mutig, und alles gelingt dir, und du wirst ein Held." — Das hat Paul gelernt.

Und doch macht ihm seine Tat, daß er es nun auch einmal so gemacht hat, nachher noch Skrupel. „So schmutzig erschien er sich, als ob nichts auf Erden ihn wieder rein waschen könnte," und Elsbeth glaubt er nie wieder ins Auge sehen zu können — „er, der des Nachts am Wege lagere, um seinen liederlichen Schwestern Männer zu besorgen". Die Krankheit ergreift ihn von neuem.

Nicht Elsbeth, nicht irgend etwas, das ihn angeht, ist für ihn vorhanden, er muß ja die versprochene Mitgift für die Schwestern schaffen. Er hat unabsichtlich mit anhören müssen, wie der Vater zu den werbenden Brüdern Erdmann über ihn in der gehässigsten Weise spricht als den undankbarsten, rücksichtslosesten, verlorenen Sohn, der seinen armen, alten Vater verhungern und verdursten lasse, wie er sich solche Söhne wünscht wie die sauberen Brüder, und wie er von seinen Töchtern als Perlen ihres Geschlechts spricht, natürlich von ihm zu solchen erzogen. Gegen all derartiges ist er stumpf geworden. Nur rastlos arbeiten, schaffen, das Versprochene einlösen, das füllt ihn aus.

Und es gelingt ihm. Die Lokomobile ist fertig, der Ertrag aus dem Torfstich über Erwarten, Wohlstand kehrt ein, herrlich stehen die neuen Wirtschaftsgebäude, üppig blüht der Viehstand; alle Verpflichtungen sind erledigt, die Schwestern verheiratet und das Verhältnis zu den Schwägern leidlich. Nun könnte endlich die Zeit der Ruhe und des Genießens für Paul kommen, und Elsbeth wartet ja nur darauf, ihn zu beglücken. Aber die Krankheit hält ihn noch in ihren Fängen: „Dumpf und stumpf lebte Paul seine Tage dahin. Sein ganzes Innenleben war der platten Sorge um Gut und Geld verfallen, doch ohne daß er je an dem Erworbenen Freude gefunden. Er besaß niemand mehr, den er glücklich zu machen hatte, und arbeitete, ohne zu wissen, warum — wie der Ackergaul an seinen Strängen zieht, unwissend, was der Pflug tut, den er durch die Dornen schleppt. — Monate vergingen manchmal, ohne daß er einen Blick in seine Seele warf. Auch pfeifen tat er nicht mehr. Er fürchtete die Qualen, welche die überströmende Empfindung ins Leben rief, aber auf die Zeiten, da er noch in Tönen mit sich zu sprechen vermocht hatte, sah er wie auf ein verlorenes Paradies zurück." Er vergleicht das Jetzt mit dem Einst und hat die Empfindung, daß er etwas Großes und Reiches besessen und geopfert habe — wofür? Er weiß es nicht. Zeitweise vergißt er die Seelenqual in der Arbeit, aber die Krankheit packt ihn immer wieder. Sie erreicht jetzt ihren höchsten Punkt,

sie wird zur ausgesprochenen Schwermut, über die er sich keine Rechenschaft mehr zu geben vermag. Auch Elsbeths Verlobung mit ihrem Vetter macht keinen Eindruck mehr auf ihn, er findet es natürlich und hat es nicht mehr anders erwartet — er ist abgestumpft gegen alles.

Da tritt die Krisis ein: die Rache des Vaters an Douglas. Wie Paul den Anschlag des Vaters im letzten Augenblicke, in dem es sich um Minuten handelt, in fieberhafter Erregung fast hellseherisch erkennt, wie dann die höchste Spannung seiner Gehirntätigkeit den rettenden Gedanken gebiert und alle Kräfte zu einer Tat zusammenrafft, die nicht bloß den Anschlag vereitelt, sondern in ihrer Ungeheuerlichkeit als höchste Energie ihn selbst aus der schleichenden Krankheit der Selbstverzehrung rettet: das alles kann hier auf dem beschränkten Raume nicht wiedergegeben werden.

Das Gehöft, sein ganzes sauer erworbenes Eigentum, geht in Flammen auf, von ihm selbst dem Verderben geweiht, um den Vater bei der Ausführung seines Vorhabens zu erschrecken, wie er selbst einst durch den Brand von seinem Besuche in Helenental aufgeschreckt war.

„Und plötzlich ging eine merkwürdige Veränderung in ihm vor. Ihm wurde ganz frei und leicht zu Sinn, der dumpfe Druck, der all die Jahre lang in seinem Kopfe gelastet hatte, schwand, und, hoch aufatmend, strich er sich über Schultern und Arme, als wollte er sinkende Ketten abstreifen.

So, sagte er, wie einer, dem eine Last vom Herzen fällt, jetzt hab ich nichts mehr, jetzt brauch ich auch nicht mehr zu sorgen! Frei bin ich, frei wie der Vogel in der Luft!

Ihm ist, als sei ein unverdientes, unerhörtes Glück plötzlich vom Himmel auf ihn herabgefallen.

Mutter! Mutter! rief er in wildem Jubel. Jetzt weiß ich, wie dein Märchen endet. — Erlöst bin ich — erlöst bin ich!“

Die letzte Kraft setzt er daran, das Vieh vor dem Flammentode zu retten, aber er bricht in dem brennenden Stalle zusammen.

Durch Elsbeth wird er gerettet und durch ihre Pflege dem Tode entrissen — ihre auf den folgenden Tag angesetzte Hochzeit ist für sie nicht mehr vorhanden.

Paul genest körperlich und seelisch, und die letzte Probe darauf, den klaren, sorgsam vorbereiteten Abschluß seiner Geschichte, bildet die Gerichtsverhandlung gegen ihn als Brandstifter. Es ist ihm ein Bedürfnis, sich auch hier die Seele frei zu sprechen. Er will sich durch keine Verteidigungskünste seine schöne Tat verkümmern lassen, er weist in seinem Schlußworte alle Versuche, ihn bei der Tat als unzurechnungsfähig hinzustellen, zurück und gibt eine Selbstcharakteristik, die der Schlüssel ist zu seinem ganzen rätselvollen Dasein. Wie von einer höheren Warte sieht er jetzt sein Leben vor sich und sieht in ihm seine Tat als das Heilmittel, das er zeitlebens als solches halten und ehren will.

Das Wesentliche der Rede muß hier seinen Platz finden als die kurze Zusammenfassung dessen, was uns unsere Betrachtungen über das von Sudermann gestellte psychologische Problem an die Hand gegeben haben.

Nachdem der Verteidiger alle Herzen für Paul gewonnen hat, beginnt dieser so:

„Ich habe mein ganzes Leben lang ein scheues, gedrücktes Dasein geführt und habe gemeint, ich könnte keinem Menschen ins Auge sehen, obwohl ich doch nichts zu verbergen hatte; wenn ich mich aber diesmal feige betrage, so glaub' ich, ich werd's noch weniger können als je, und diesmal werd' ich auch Grund genug dazu haben. — Der Herr Rechtsanwalt hat auch mein Vorleben als ein Muster aller Tugenden dargestellt. — Dem war aber nicht so. — Mir fehlte die Würde und das Selbstbewußtsein, — ich vergab mir zu viel gegenüber den Menschen und mir selber. — Und das hat mich stets gewurmt, obwohl ich nie recht darüber ins klare kommen konnte. — Es hat zu viel auf mir gelastet, als daß ich jemals hätte frei aufatmen können, wie der Mensch es muß, wenn er nicht stumpf werden und verkümmern soll.

Diese Tat aber hat mich frei gemacht und mir das ge-

schenkt, was mir so lange fehlte, — sie ist mir ein großes Glück gewesen; und ich soll so undankbar sein, daß ich sie heute verleugne? — Nein, das tu' ich nicht. — Sie mögen mich immerhin einsperren, solange Sie wollen, ich werde die Zeit schon überdauern und ein neues Leben anfangen. — Und so muß ich denn sagen: ich hab' mein Hab und Gut in vollem Bewußtsein angesteckt, ich war nie mehr bei Sinnen, als damals, als ich die Petroleumkanne über mein Getreide ausschüttete, und wenn ich heute in dieselbe Lage käme, weiß Gott, ich tät' es wieder. — — — Warum sollt' ich auch nicht? — Was ich zerstörte, war meiner Hände Werk — ich hatte es in langen Jahren durch harte Arbeit geschaffen und konnte damit machen, was ich wollte. Ich weiß wohl, das Gericht ist anderer Ansicht, und dafür werd' ich meine Zeit auch ruhig absitzen. Aber wer litt denn auch Schaden außer mir? — Meine Geschwister waren alle gut versorgt, und mein Vater" — — er hielt einen Augenblick inne, und seine Stimme zitterte, als er fortfuhr: „Ja, wär's nicht besser, mein alter Vater hätte seine letzten Lebensjahre in Ruh und Frieden bei einer seiner Töchter verbracht, als da, wo ich jetzt hingehe? . . .

Ich bereue es nicht, daß der Vater durch meine Tat gestorben ist. Ich hab' ihn lieber gehabt, da ich ihn tötete, als wenn ich ihn hätte leben lassen. Er war alt und schwach, und was seiner wartete, war Schmach und Schande — er lebte ein so ruhiges Leben und hätte so elend hinsiechen müssen. Da ist's besser, der Tod kam auf ihn herab, wie der Blitz, der den Menschen mitten in seinem Glücke erschlägt. Das ist meine Meinung, ich hab' mich mit meinem Gewissen abgefunden und brauche niemandem Rechenschaft abzulegen als Gott und mir selber. Und nun mögen Sie mich verurteilen."

Unter diesem Gesichtspunkte hat der glückliche Abschluß des Ganzen durch die Aufnahme Pauls in die Familie Douglas, nachdem er seine zweijährige Gefängnisstrafe verbüßt hat, nichts Triviales, wie es sonst leicht scheinen könnte. Aber freilich, man hätte das Schlußkapitel gern etwas reicher aus-

gestaltet gesehen. Der Gang Pauls und Elsbeths über die Heide, als sie ihn aus dem Gefängnisse geholt hat, ist inhaltlich etwas dürftig, und Paul erscheint noch immer nicht recht als der ganz Befreite, der sich in neu auflodernder Jugendlust dem Leben in die Arme wirft. Etwas Gedrücktes liegt noch immer über ihm. Warum? Fürchtete der Dichter, unpsychologisch zu werden, wenn nun alles von ihm genommen ist? Das brauchte er nicht, denn der Leser lechzt danach, endlich einmal ein Stück reiner Freude zu genießen, und wenn ihm diese auch jetzt noch vorenthalten wird, so scheidet er mit Mißmut von dem Werke.

Pauls Geschichte ist die Einkleidung einer Idee, wie wir oben bemerkten. Die Idee selbst ist in dem Gedicht von der Sorge ausgesprochen, aber nur halb. Auf die Frage der Erlösung von der Herrschaft der Sorge gibt es noch keine Antwort, ja, diese Frage wird darin nicht einmal gestellt. Aber nun gibt der Dichter den erwünschten Abschluß.

In den nachgelassenen und von Elsbeth geretteten und aufbewahrten Papieren der Mutter findet Paul neben Volksliedern, die der Dichter in sehr glücklicher Nachahmung hier einfügt, auch das „Märchen von der Frau Sorge".

Märchen nennt es der Dichter in ganz allgemeinem Sinne, genauer müßte er die Erzählung eine Fabel nennen, denn in ihr wird rein didaktisch die den Roman beherrschende Idee klar herausgehoben: dem der Sorge Verfallenen kann niemand helfen, er muß sich selbst befreien.

„Wie kann er das?" fragte die Mutter.

„Er muß mir alles opfern, was er lieb hat," sagte Frau Sorge. In der Fabel wird die Selbstbefreiung nicht vollzogen: „die Prinzessin wartet noch heute auf ihren Freiersmann." Aber Paul hat sich erlöst eben dadurch, daß er alles geopfert und sich dadurch zum Helden gemacht hat.

Schlusz.

Unsere Betrachtungen haben uns gezeigt, daß Sudermanns „Frau Sorge“ zu den inhaltlich tiefsten und bedeutsamsten Romanen der Neuzeit gehört, aber zum Schluß müssen wir doch die schon zu Anfang aufgeworfene Frage aufnehmen, ob ein solcher Charakter wie der Pauls, der unsere volle Teilnahme durch ein Zuviel immer wieder beeinträchtigt, wirklich ein glücklicher Gegenstand künstlerischer Darstellung ist. Wie wir diese Frage beantworten, kann nach dem Vorangegangenen nicht zweifelhaft sein.

Jedes „Zuviel“, jede Häufung von Umständen und Verhältnissen zur Erreichung gewisser vorher bestimmter Wirkungen schwächt die künstlerische Wirkung ab. Wir können es, ohne uns verdächtig zu machen, mit alten Schlagworten operieren zu wollen, ruhig aussprechen: Hier, in Pauls Charakter, hätte die alte Forderung, die Lessing an den tragischen Charakter stellt, daß er Furcht und Mitleid erregen müsse, mehr beachtet werden müssen. Seine Selbstquälereien und die unglücklichen Umstände, die auf ihn einstürmen, sind nicht immer derart, daß wir uns selbst mit der Person des Helden identifizieren können: wir haben, wie oben gezeigt, an mehreren Stellen nur ein Achselzucken für ihn übrig, und das ist der Urteilsspruch des gesunden, natürlichen Empfindens. Wir können krankhafte Gemütszustände gewiß bis zu einem gewissen Grade innerlich teilnehmend nachempfinden, aber sobald sie anfangen, das Gesetz vom zureichenden Grunde beiseite zu setzen, werden sie zu Gegenständen kühler, wenn auch vielleicht interessanter Beobachtung: sie werden pathologisch. Wir können Sudermanns Paul von diesem Fehler nicht ganz freisprechen: die Skrupel über den Meineid, die Gewissensbisse wegen der Zwillinge, vor allem die wahnsinnige Tat am eigenen Besitz gehören dahin. Über diese Tat noch ein paar Worte.

Schon das logische Zustandekommen des Entschlusses in seinen blitzartigen Erwägungen gibt zu Bedenken Anlaß. Weil

er, Paul, bei jenem nächtlichen Besuche in Helenental durch den Feuerschein wie gelähmt wurde, meint er den Vater bei seinem verbrecherischen Vorhaben in derselben Weise schrecken zu können: „Hier müßte es flammen!" Und dies wenige Minuten vor der vom Vater für seine Tat bestimmten Stunde! Wird der Feuerschein vom Heidehof wirklich den urteilslosen, von Haß erfüllten Mann so schrecken, daß er die Ausführung des Planes unterläßt? Paul kann das nach allem, was wir vom Vater wissen, kaum erwarten. Und ist nicht die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß trotz alledem alles zu spät ist? Es läßt sich nicht leugnen: die Größe des Opfers steht in keinem Verhältnis zu der Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Sie ist die Tat eines kranken Hirns, nicht viel anders als die Tat eines Irrsinnigen. Schließlich kommt die ganz prosaische, aber in unserem Zeitalter sehr selbstverständliche Erwägung dazu: Douglas wird doch versichert sein; wenn auch sein Gut abbrennt, er wird nicht viel Schaden davon haben. Das mußte sich auch der alte Meyhöfer sagen. Und dafür vernichtet Paul seinen noch unversicherten Besitz? Übrigens konnte ihn der Dichter auch ruhig versichert sein lassen, da er ja doch bei eigner Brandstiftung keinen Anspruch auf Ersatz hätte machen können und auch nicht gemacht hätte.

So erscheint bei näherer Betrachtung die Tat als eine solche, die des zureichenden logischen und tatsächlichen Grundes entbehrt, und der Verteidiger Pauls hat ganz recht, der sie lediglich als wahnsinnige Verzweiflungstat charakterisiert. Als solche aber läßt sie uns kalt. Sie ist nur dadurch zu erklären und zu verstehen, daß der Dichter, dem doch gewiß so naheliegende Einwürfe nicht entgangen sind, lediglich eine Krankheitsgeschichte hat schreiben wollen, die in den oben dargelegten Entwicklungsperioden verläuft und geheilt wird: die Vernichtung von Hab und Gut hat keine allgemein menschliche, sondern nur pathologische Bedeutung; sie ist für Paul das instinktmäßig erfaßte seelische Heilmittel, allerdings im Zusammenhange mit dem Grundzuge seines Wesens, dem Leiden und Opfern für andere, und mit dem Erfolge, daß dieser

zwar krankhafte, aber doch von den edelsten Motiven getragene Altruismus endlich zur Anerkennung gelangt.

Alles in allem: Wir müssen diese Entwicklung eines unglücklich veranlagten, doch ursprünglich unsere volle innere Teilnahme in Anspruch nehmenden Charakters zu einem Wesen, das nur noch sachliches Interesse erweckt, bedauern. Wir scheiden von dem Roman mit der Empfindung, daß wir allerdings bleibende Eindrücke mitnehmen und zweifellos einen Gewinn für unser inneres Leben davontragen; wir haben Egoismus und Altruismus in ihren Extremen kennen und den letzteren bewundern gelernt; aber wir empfinden auch, daß der Dichter eine reine, künstlerische Wirkung durch das „Zuviel" verfehlt hat und uns mit einem gewissen Mißbehagen entläßt.

Im engen Zusammenhange hiermit steht endlich die Schlußfrage: Ist Pauls Selbsterlösung durch jene Tat psychologisch begreiflich, und was meint der Dichter überhaupt mit der Selbsterlösung aus den Banden der Frau Sorge?

Zu Pauls Befreiung wirkt zweierlei, ein negatives und ein positives Moment. Das negative ist die Befreiung von allen äußeren Sorgen: der Vater ist tot, die Geschwister versorgt, alle Verpflichtungen sind erfüllt; zum ersten Male in seinem Leben ist Paul ganz auf sich allein gestellt. Wir können uns wohl denken, daß dies befreiend wirkt. Das positive ist das Außerordentliche der Tat, die Vernichtung alles dessen, was mit seinem bisherigen Leben verknüpft war, zur Rettung eines anderen Besitztums, an dem er immer noch glaubte gutmachen zu müssen. Auch hier können wir uns wohl einen Zustand der Ruhe und Befriedigung als die Wirkung vorstellen. Aber der Dichter will mehr. Paul soll auch zu neuer, fröhlicher Schaffenskraft aufleben, und dieser Eindruck wird nicht erreicht. Der Grundzug seines Wesens, so scheint es uns, wird Resignation sein müssen; wir könnten uns Paul in Zukunft nur als ruhig für sich dahinlebenden Knecht oder dergleichen denken. Fast scheint es, als habe der Dichter selbst sich davon nicht losmachen können und sei darum

zu einem so wenig befriedigenden Schlusse gekommen, wie er uns in dem letzten Gespräche zwischen Paul und Elsbeth entgegentritt.

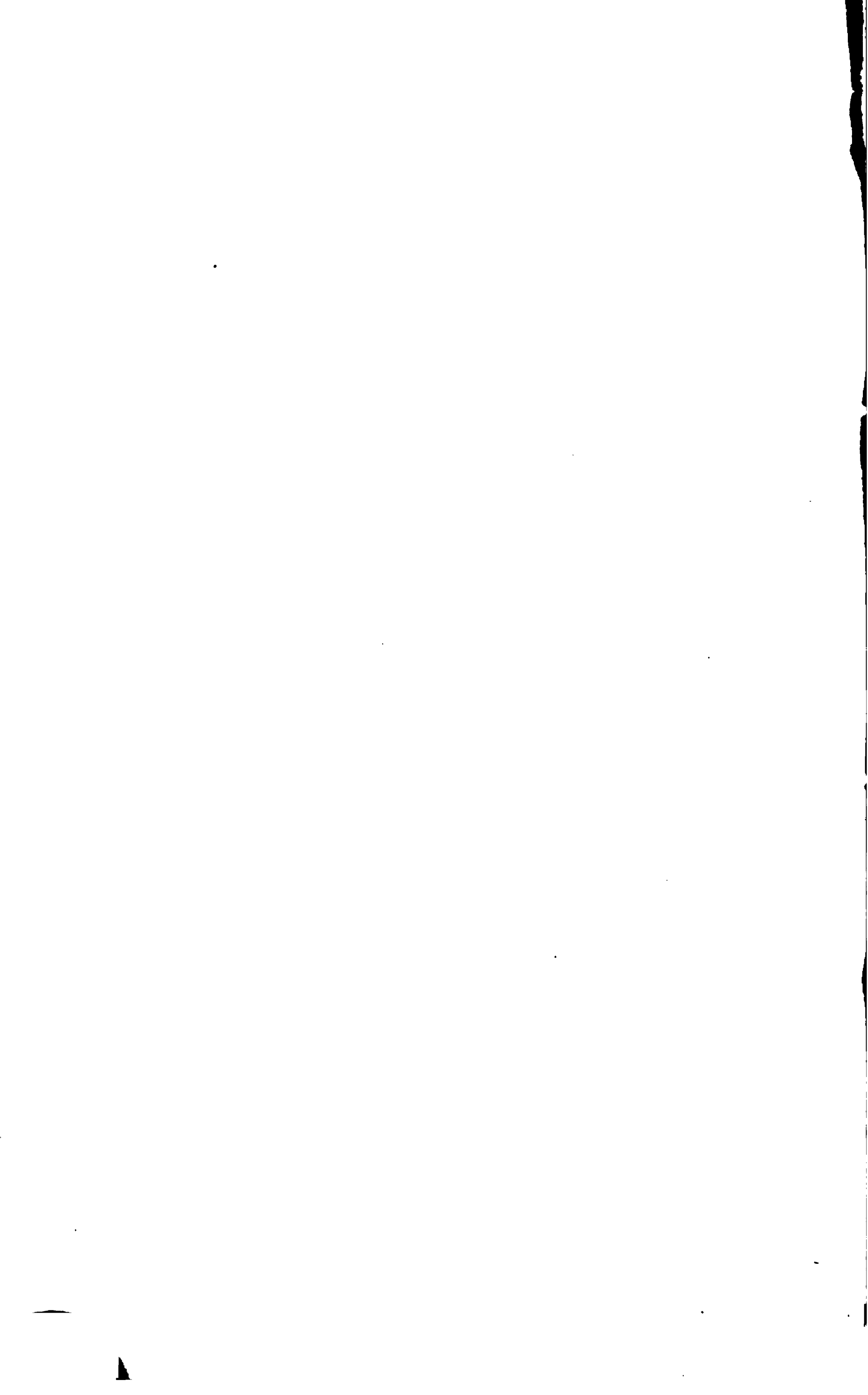
Und wie hier in Pauls Charakter selbst ein Fragezeichen bleibt, so auch in der allgemeinen Frage der Selbsterlösung aus den Banden der Sorge. Der Dichter gibt uns keinerlei Andeutung, wie er es meint. Selbsterlösung ist ein Lieblingsgedanke von ihm, wie er ihn besonders in dem Roman 'Es war' ausgeführt hat, aber weder dort noch hier findet der Gedanke greifbare Gestalt. Der Dichter bleibt zuletzt in den psychologischen Schwierigkeiten der Selbsterlösung stecken und gibt entweder gar keine oder eine unbefriedigende Antwort.

Warum läßt hier den Dichter seine Philosophie und seine Kunst im Stich? Wir fühlen es wohl: Tiefangelegte Naturen, die ernstlich danach streben, mit sich ins reine zu kommen, gelangen entweder zu pessimistischer Negierung alles Höheren oder zu platter Resignation oder endlich zu positivem, idealistischem Aufschwung.

Die ersteren beiden Möglichkeiten treten ein, wenn naturalistisches Denken und Fühlen herrscht, die letztere, wenn dem Ewigen neben dem Irdischen ein Platz eingeräumt wird. Sudermann hat sich zwischen beide Lebensanschauungen stellen wollen; er will nicht in den naturalistischen Pessimismus verfallen und erst recht nicht an religiöse Motive streifen — sie mögen so frei sein, wie sie wollen. So entstehen die Unklarheiten und das Unbefriedigte in den meisten seiner Dichtungen. Die ganze Anlage von „Frau Sorge“ drängt zu idealistischer Lösung, zu einem Hinwenden vom Irdischen zum Ewigen. Das aber liegt nicht in der Weltanschauung des Dichters; er hat es fast gewaltsam vermieden, und darin liegt die Schwäche des Werkes.

Die Sorge in den Mittelpunkt einer Dichtung zu stellen, hat Anklang gefunden. Der so beliebt und geradezu Mode

gewordene Dichter des „Jörn Uhl“, Gustav Frenssen, hat die Fabel seines Werkes Sudermanns „Frau Sorge“ augenscheinlich nachgebildet. Streicht man die breiten Abschweifungen in diesem Roman weg, so bleibt ein Kern, der „Frau Sorge“ als Mutter nicht verleugnen kann. An Schärfe der Charakteristik, Geschlossenheit und Folgerichtigkeit der Handlung bleibt dieser Kern nicht unerheblich hinter Sudermann zurück, aber er hat den Vorzug, einen befriedigenderen Abschluß der Entwicklung des Helden herbeizuführen.





Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon

4

Theodor Storm

Immensee

und

Ein grünes Blatt

Von

Dr. Otto Ladendorf
Nikolaigymnasium in Leipzig

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. **Otto Lyon**
4. Bändchen

Theodor Storm

Immensee
und
Ein grünes Blatt

Von

Dr. Otto Ladendorf
Nikolaigymnasium in Leipzig



Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903

Was der am 14. September 1817 zu Husum geborene Nordfriese Theodor Storm für die Poesie des deutschen Hauses geleistet hat, hat wohl niemand nachdrücklicher betont als des Dichters Freund Erich Schmidt in seinem feinsinnigen Essay.*) Und wer noch zweifeln sollte, ob ihm der Ehrentitel eines deutschen Hauspoeten wirklich gebührt, der braucht nur mit empfänglichem Gemüt die schlichte und doch so stimmungsvolle Wahrhaftigkeit seiner Poesie auf sich wirken zu lassen. Er wird Mörike gewiß recht geben, der schon in des Dichters ersten Gaben die liebevolle Innigkeit, womit Storm die einfachsten Verhältnisse zeichnet, und die Neigung zu träumerischem Stilleben so wohltuend empfand, gerade im Hinblick auf das „verwürzte Wesen der Modeliteratur". Zwar ist der Dichter in organischer Entwicklung zu immer energischerem Gestalten seelischer Probleme fortgeschritten, bis er in der letzten und großartigsten Novelle vom „Schimmelreiter" ein Stück Heimatskunst von erschütternder Tragik schuf — immer aber bewährt er die gleiche vornehme Künstlerhand, die nach einem schönen Bilde Detlevs von Liliencron das rohe Gold der Poesie zu edlem Geräte zwingt. Ein solcher Dichter, dem die Gesetze künstlerischer Begrenzung höher stehen als äußere Effekte, wird nie recht nach dem Geschmack der großen Menge sein. Um so eher verdient er seinen Platz in Schule und Haus. Schon um seines lauteren und tiefen Gemütes willen, das er in allen seinen Dichtungen offenbart. Nirgends anheimelnder als in den duftigen Märchen, die er für seine eigenen kleinen „Häwelmänner" niederschrieb, und in den zahlreichen prächtigen Kinderidyllen, über welche die Erinnerung an die eigene wonnevolle Jugendzeit einen sonnigen Nachglanz verbreitet. Aller-

*) Charakteristiken I (Berlin, 1886), S. 437 f.

dings ist es nur ein verhältnismäßig kleines Stück Land, in dem seine Poesie wurzelt, aber diese traut umschränkte Enge ist eben seine nordische Heimat, sein Vaterhaus. Land und Leute umfaßt er mit gleicher Liebe. Stammesbewußtsein und Familiengefühl, das sind die Quellen seiner Kraft. Gerade aus dem gesunden Wohlgefühl ehrwürdiger Familientradition, deren er sich ähnlich wie Goethe zumal von seiten der Mutter erfreute, erklärt sich seine besondere Vorliebe für die Zeit der Großväter und Urgroßväter, die er mit pietätvollem Sinn und feinem Verständnis so gern zu neuem Leben erweckte. Denn an Zeugen und Zeugnissen dieser Vergangenheit fehlte es in dem althusumischen Patrizierhause nirgends. Bei aller farbigen Gegenständlichkeit aber versteht er es doch meisterlich, seine Gestalten und Schilderungen vom Boden der Wirklichkeit zu lösen und poetisch zu verklären.

Dieser intime Stimmungsreiz hat schon seiner ersten größeren Prosadichtung, der jetzt in einem halben Hundert Auflagen verbreiteten Novelle „Immensee“, ihren ungewöhnlich großen Erfolg bereitet. Wenn für eine, trifft für diese das Wort von der lyrischen Novelle zu. Denn aus einem lyrischen Keim ist sie anscheinend erwachsen, und wie eine neue Variation der alten Weise vom Scheiden und Meiden stellt sie sich dar. Aber keine verzweifelte Klage wird laut, nur Töne wehmütiger Entsagung dringen an unser Herz und klingen leise nach. Still verhaltene Resignation oder die Sehnsucht nach einem entschwundenen Glück, das ist überhaupt der Grundaccord der Stormschen Novellen. Die Anregung zur Novelle „Immensee“ hat der Dichter laut eigener Mitteilung aus einem Gesellschaftsgespräch gewonnen über eine durch die Mutter gestiftete Verlobung eines jungen Mädchens mit einem älteren, aber reichen Manne. Dieses an sich so alltägliche Vorkommnis hat ihm das ergreifend schöne Lied gegeben, von dem sich dann die Fäden zur Geschichte selbst gesponnen haben mögen. Wir sehen aber zugleich an dieser Erinnerungsnovelle, wie durch die vom Helden gehaltene Rückschau in das verflossene Leben eine selten einheitliche und geschlossene Form der Erzählung geschaffen wird.

Ein Anfangs- und ein Endkapitel bilden den Rahmen für die Bilderreihe, die 'der Alte' im Geiste an sich vorüberziehen läßt. Wir erfahren zwar, daß er an einem Spätherbstnachmittage von einem Spaziergang nach Hause zurückkehrt, wir mustern auch seine altmodische Tracht und folgen ihm hinauf in seine einsame Stube, aber noch wissen wir nicht recht, mit wem wir es eigentlich zu tun haben. Nur so viel können wir mit Bestimmtheit vermuten, daß ihn ein geheimes Leid bekümmert. Denn in seine dunklen Augen schien sich „die ganze verlorne Jugend“ gerettet zu haben. Über seinen derzeitigen Wohnort werden wir nur andeutungsweise orientiert. Die Erwähnung des „Pesels“, eines breiten, mit steinernen Fliesen ausgelegten Hintergemachs, das der Heimkehrende nach seinem Eintritt ins Haus durchschreitet, erinnert an ein holsteinisches Städtchen. Die innere Einrichtung seines Zimmers aber mit ihren Repositorien und Bücherschränken läßt in dem stillen Mann einen Gelehrten vermuten. Der Abend ist indes hereingebrochen. Sinnend hat er sich im schwerfälligen Lehnstuhl niedergelassen, bis ein an der Wand hingleitender Mondstrahl eine magische Wirkung übt. Denn das schlichte, schwarz gerahmte Bild, welches er erleuchtet, zaubert mit einem Male die inhaltsreichsten Stunden seines Lebens in der Erinnerung zurück. Aber nicht in geschlossener Reihe, sondern nur wie eine Folge einzelner Momentbilder werden die Situationen seiner Vergangenheit lebendig. Wo die Zwischenglieder fehlen, werden wir, die Leser, unwillkürlich zum Mitdichten und Ergänzen angeregt. Das ist künstlerische Absicht des Verfassers. Denn in der ersten, wesentlich abweichenden Fassung, wie sie das Schleswig-Holsteinische Volksbuch auf das Jahr 1850 bietet, finden wir nicht wenige Verbindungslinien noch gezogen, die später getilgt wurden, eben um der nachschaffenden Phantasie größeren Spielraum zu lassen. Nicht immer ganz zu Dank des Lesers, da bei diesem gesteigerten Idealisieren auch manches Kolorit mit geopfert werden mußte. So sind zur Bestimmung des Schauplatzes der Handlung selbst nur noch wenig Anhaltspunkte übriggeblieben. Es genügt dem Dichter, durch den

im Einleitungskapitel eingestreuten Hinweis auf den etwas südlichen Accent des Fremden und eine gelegentlich auftauchende dialektische oder örtliche Anspielung im ganzen noch an die süddeutsche Gegend zu erinnern, die ihm wohl ursprünglich vorgeschwebt haben mag. Dafür aber wirkt jetzt die von flüssigsten Stimmungselementen gesättigte Novelle wie ein musikalisches Kunstwerk. Einer Sonate hat man sie wohl verglichen, in deren Pausen man sich freilich nicht verzählen dürfe.

Auch die Überschriften für die einzelnen Scenen, die übrigens erst seit der Veröffentlichung in den 1851 zu Berlin erschienenen „Sommer-Geschichten und Liedern" eingefügt worden sind, bekunden in der Form die Storm eigene zarte Schlichtheit. 'Die Kinder' ist das erste anmutige Idyll betitelt, das in der Erinnerung des Alten wieder auftaucht. „Elisabeth!" hatte er leise geseufzt, und alsbald wird ihm die Gestalt der kleinen fünfjährigen Spielkameradin gegenwärtig mit ihrem Lockenköpfchen und den hübschen braunen Augen, die es ihm, dem damals zehnjährigen Reinhard, schon angetan haben mochten. Wir erfahren, wie sie sich zusammen ein Haus aus Rasenstücken errichten, um es während der Sommerabende zu beziehen, wie namentlich er als Märchen- und Geschichtenerzähler sich um die kleine Freundin bemüht und in kindlicher Naivität sogar seine Frau schon in ihr sieht — aber doch deuten auch manche kleine Motive auf das zukünftige Verhängnis. Die Kleine will von ihrer Mutter nicht lassen. Er selbst, so heftig und ausgelassen er sein kann, glaubt nicht recht an seine jugendlichen Luftschlösser. Das zeigt uns sein ernstes Wort: „Es wird doch nichts daraus werden; du hast keine Courage." Man ahnt, daß es sich erfüllen wird. So wird in dieser einfachen Spielscene, wie wir sehen, ein gut Stück Exposition geboten. Erst im nächsten Kapitel, in welchem das Jugendidyll ausklingt, wird sie abgeschlossen.

'Im Walde' ist es überschrieben. Mit einem rekapitulierenden Einsatz beginnt es. Wir vernehmen aber auch bereits, wie in Reinhard die noch halb schlummernde Zuneigung allmählich aufkeimt und das dichterische Vermögen in ihm weckt.

Die gewählten Symbole entsprechen ganz dem ersten Flügelprüfen des jugendlichen Dichters. Der freundschaftliche Verkehr mit Elisabeth dauert auch fort, als er die Schule wechselt, bis nach einer größeren Reihe von Jahren die Abreise Reinhards bevorsteht, der sich anschickt, nunmehr in einer entfernten Stadt die Universität zu beziehen. Es läßt sich nach dem vorausgegangenen innigen Zusammenleben beider verstehen, daß eine solche Trennung doppelt schmerzlich sein mußte. Man wird aber vergeblich nach einem Wortausdruck für diese Empfindung suchen. Nur eine summarische Andeutung finden wir. Das genügt dem Dichter. Gerade in dieser Kunst des Zurückdrängens subjektiver Äußerungen und des Erratenlassens ist Storm Meister. Wir werden ihr wiederholt noch begegnen. Man hat aber nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß bei ihm das Schweigen oft mehr besage als bei anderen das Reden. Ganz besondere Beachtung verdient aber das Erlebnis im Walde bei Gelegenheit des letzten, vor der Abreise Reinhards veranstalteten Ausflugs. Denn hier sehen wir deutlich, wie sich die anfangs nur leise antönenden Zukunftsmotive zum leuchtenden Symbol verdichten. Das träumerische Paar, welches sich der geheimnisvollen Poesie der Waldeinsamkeit so unwiderstehlich gefangen gibt, so daß es darüber Weg und Ziel aus dem Auge verliert, geht allein leer aus, während das andere junge Volk Erdbeeren in Hülle und Fülle erntet. Sie haben es erfahren müssen, wie wahr der joviale alte Herr den Ungeschickten trocknes Brot prophezeite. Ob sie freilich den tieferen Sinn der wohlmeinenden Mahnung erkannt haben, daß im menschlichen Leben vor allem auch Tatkraft und Wirklichkeitssinn erforderlich sei — wir werden billig zweifeln. Reinhard, der Schwärmer und Poet, schaut anders in die Welt. Die Gabe, die er sich an der Bergeshalde gepflückt hat, ist die duftige Liebesblume von der holdseligen Waldeskönigin.

Eine längere Pause liegt zwischen der nächsten Scene, die durch die Verszeile charakterisiert wird 'Da stand das Kind am Wege'. Im Juni hatte Reinhard seinen Heimatsort ver-

lassen. Neue Verhältnisse stürmen auf ihn ein. Von dem bunten Leben und Treiben des Studententums verblaßt das Stilleben seiner Vergangenheit zusehends. Der Briefwechsel mit seiner Mutter wird immer spärlicher. Die der Elisabeth beim Abschied versprochenen Märchen bleiben sogar ganz aus. Sie schreibt ihm ebensowenig. Er scheint überhaupt im Begriff, sich ihr fast zu entfremden, ohne sich dessen recht bewußt zu werden. So etwa hätte man sich, wenn man die erste Fassung der Novelle heranzieht, die Lücke zu ergänzen. Über den Abschied selbst erfahren wir nichts. Wir finden jetzt Reinhard erst wieder, wie er am Weihnachtsabend im Kreise fröhlicher Studiengenossen im Ratskeller weilt. Die Szene trug in der anfänglichen Niederschrift ein weitaus burschikoseres Gepräge. Das hat schon Paul Schütze in seinem schönen Buche über Theodor Storm (Berlin, 1887) auf die Nachwirkung der Kieler Studentenzeit des Dichters zurückgeführt. Da repräsentieren sich uns Reinhards Korpsbrüder noch in roten oder blauen, silbergestickten Käppchen, mit langen, durch schwere Quasten verzierten Pfeifen in der Hand. Ein lateinisches Trinklied wird abgelöst von einem übermütigen Rundgesang. Und beim Refrain hören wir noch die Schläger der beiden an den Tischenden sitzenden Präsiden zusammenklirren. Sogar an einer improvisierten „Fuchsstunde" dürfen wir teilnehmen, die unter Vorsitz eines vom Dichter ganz ergötzlich ironisierten wohlhäbigen bemoosten Hauptes abgehalten wird, dem als des Lebens schönster Zweck das Kartenspiel zu gelten scheint. Es leuchtet ein, daß ein solches Bild, so farbenfrisch es sich darbietet, doch mit dem Grundton der Erzählung nicht gut harmonierte. Wir finden daher diese Szene auch sonst wesentlich abgedämpft vor. Die Situation ist natürlich geblieben. Ja, die Charakteristik der schwarzhaarigen, jungen Lore — so wenigstens heißt sie in der ersten Fassung, wo ihr außerdem noch als Kontrast ein älteres Zithermädchen Käthe beigesellt ist — hat sogar durch das neu eingelegte glutvolle Liebeslied der dem schmucken Studio zugetanen Zigeunerin ganz erheblich gewonnen. Mit einem Male erhalten wir den Schlüssel zur Umwandlung des

stillen Träumers. Auch ohne Reinhards ursprüngliches Geständnis beim Rundgesang zu kennen, ersehen wir doch deutlich genug, wie ihn die braune Dirne mit ihren sündhaft schönen Augen so dämonisch bestrickt hat, daß er darüber das sanfte Kind zu Hause vergaß.

Aber mit fast dramatischer Wendung wird er plötzlich dieser schwülen Atmosphäre entrissen. Die Nachricht vom Eintreffen der heimatlichen Christsendung bricht den Bann. Und man achte darauf, mit welch fein abgewogener Steigerung der Dichter in Reinhards Brust wieder die alten, halb ersterbenen Heimatserinnerungen zu wecken weiß, bis ihn eine unerbittliche Sehnsucht nach Hause überwältigt, die sich in dem schlichten Versbekenntnis lyrisch gestaltet.

Wichtig greift jetzt aber Elisabeths Brief in die Handlung ein. Wir merken, wie sich der Knoten schürzt und das Gegenspiel von neuem, aber viel beunruhigender auf den Plan tritt. Denn durch diesen Bericht aus dem Heimatorte Reinhards werden wir in bezeichnender Weise auf das Auftreten der beiden Personen vorbereitet, die dann die Entscheidung herbeiführen. Ein auch sonst beliebter technischer Kunstgriff. Wir werden nicht nur über die Annäherung unterrichtet, die Reinhards alter Schulfreund, der seinem braunen Überrock gleichsam ähnlich sehende Erich, gesucht und gefunden hat, sondern bleiben auch nicht im ungewissen, daß sie von Elisabeths Mutter begünstigt wird. Man beachte auch, wie sie die Tochter, die zwar versichert, daß sie bei Erichs Anblick manchmal ein stilles Lächeln zu unterdrücken habe, und überhaupt von diesem fremden Menschen im Grunde gar nichts wissen will, dennoch durch Zureden bestimmt, sich gehorsam von ihm in schwarzer Kreide zeichnen zu lassen. So fühlen wir unwillkürlich trotz des harmlosen Plaudertones das aufziehende Unheil. Doppelt innig ist darum Reinhards Mitgefühl mit dem armen Bettelkinde. Wer aber hilft ihm, dem einsam in der Ferne Weilenden, die bange Sorge verscheuchen? Wohl schreibt er jetzt mit bleichem, ernstem Antlitz die ganze stille, heilige Nacht hindurch an Mutter und Freundin, die ihn mit

leisem Vorwurf gemahnt hat. Aber ist es nicht bereits zu spät? Wohl schwerlich, wenn er die Gelegenheit wahrnimmt, die alten Beziehungen von neuem und immer inniger zu pflegen.

Aber erst zur Osterzeit des nächsten Jahres — Storm liebt solche zeitliche Einsätze ganz besonders — treffen wir Reinhard wieder 'Daheim'. Was er befürchtet hat, sieht er nun Schritt für Schritt sich bestätigen. Etwas Fremdes, den Gedanken kann er nicht loswerden, ist zwischen sie getreten. Wohl ahnt er, wodurch Elisabeth die alte Unbefangenheit verloren hat, die sie auch bei seinen späteren Besuchen in der Ferienzeit und bei den gemeinsamen botanischen Exkursionen nicht wiedergewinnt. Aber er vermeidet mit geheimer Scheu eine offene Aussprache. Um so schmerzlicher wird ihm die Gewißheit, daß Freund Erich, nach dem er sich absichtlich mit keinem Worte erkundigt hat, in dem Hause von Elisabeths Mutter doch schon recht festen Boden gefaßt hat. Zwar wird sein Auftreten vom Dichter auch jetzt noch retardiert, aber seine Gestalt tritt dennoch im Hintergrund schon recht deutlich hervor. Empfindet Reinhard bereits den Ersatz seines gestorbenen Hänflings durch den von Erich geschenkten Kanarienvogel als eine persönliche Kränkung, so macht ihn der Mutter Urteil über den „gar lieben, verständigen jungen Mann" erst recht nachdenklich und tief traurig. Noch hat er aber die Entscheidung in seiner Hand. Allerdings war ein kräftiges Handeln geboten. Wir sind gespannt auf sein weiteres Verhalten. Wird er dem geliebten Mädchen sein Herz ausschütten? Wird er dem Nebenbuhler entschieden entgegentreten? Wird er die Gunst der Mutter Elisabeths vor allem sich zu erwerben bemühen? So fragen wir wohl. Aber nichts von alledem geschieht. Nur zögernd läßt er Elisabeth in seine dichterischen Offenbarungen Einsicht nehmen und nimmt wehmütig bewegt das braune Erikareis als Andenken entgegen. Des erlösenden Wortes kann er sich trotz seiner inneren Erregung nicht bewußt werden. Auch die letzte entscheidende Gelegenheit sehen wir ihn versäumen. Wohl verkünden seine leuchtenden Augen

beim Abschied vor dem Postwagen ein schönes, beseligendes Geheimnis — aber das Geständnis kommt nicht über seine Lippen. Warum? Er, der Zaghafte, vertraut auf die Stärke des geliebten Mädchens, das ihm mit seinen Kinderaugen so treuherzig ins Gesicht schaut, ohne die Gefahr von seiten der Mutter in ihrer Bedeutung zu ermessen.

Überhaupt geht die Führung der Handlung jetzt allmählich an sie über. Wir erfahren zwar nicht allzuviel von ihr. Aber es genügt, um den beträchtlichen Fortschritt in der Entwicklung des Konfliktes zu erkennen. Man sieht schon deutlich die Verteilung der Parteien. Elisabeths Mutter und Erich auf der einen, Reinhard und seine Mutter, die freilich ganz zurücktritt, auf der anderen Seite, Elisabeth schwankend zwischen beiden. Von ihrer Stellungnahme hängt schließlich die Entscheidung ab. Wie muß sie fallen?

'Ein Brief' gibt nach zwei Jahren die jähe Antwort. Dieses kleine, prägnante Kapitel ist ein Meisterstück andeutender Kunstübung. Mit dramatischer Wucht trifft den Ahnungslosen der vernichtende Schlag. Würde man fragen, was Reinhard seit seinem schlichten, wortkargen Abschied aus der Heimat zur Befestigung der alten Beziehungen getan hat, man müßte erwidern — nichts! Wohl sehen wir ihn mit Eifer seinen wissenschaftlichen Studien obliegen, kein Brief aber hat dem lieben Mädchen in der Ferne ein treues Gedenken bezeugt. Was Wunder, wenn sie die Kraft und Zuversicht verlor? Seine eigene Mutter bringt ihm die bittere Kunde: Elisabeth hat auf die Dauer dem Werben Erichs und dem Drängen ihrer Mutter nicht zu widerstehen vermocht und sich das Jawort abringen lassen. Mit einem Schlage sieht Reinhard alle seine Jugendhoffnungen und Pläne zertrümmert. Wie wird er dieses erschütternde Leid ertragen? Kein Wort des Dichters gibt darüber Aufschluß. Wir vermissen es nicht. Denn um so mächtiger klingt die angeschlagene Saite im Gemüte des Lesers fort.

Erst nach Jahren finden wir Reinhard wieder, auf dem Wege nach Gut 'Immensee', dem Besitztum des glücklicheren

Freundes Erich. Von diesem Gute, dem Schauplatz der letzten und schmerzlichsten Ereignisse, haben wir schon durch gelegentliche Erwähnung gehört. Auch daraus, daß es der Novelle den Namen geliehen hat, können wir auf seine besondere Bedeutung für den Gang der Erzählung schließen. Mit feiner Farbengebung läßt der Dichter das idyllische Landschaftsbild vor unserem Auge entstehen. Wir schauen mit Reinhard vom Abhang hinunter auf den dunkelblauen See mit seiner sonnebeschienenen Waldumrahmung und dem stattlichen, rotbedachten Herrenhaus am Ufer, das sich im Wasser schimmernd widerspiegelt. Nur die blauen Berge in der Ferne und die dichtbelaubten Weinhügel am Wege fixieren die Örtlichkeit etwas genauer. Diese Stätte scheint wie geschaffen für ein glücklich liebendes Paar. Ein Bild des Wohlstandes und des Friedens — so ist man unwillkürlich geneigt zu schließen. Wir werden zum Teil eines anderen belehrt.

Über die wirkliche Veranlassung zu Reinhards Besuch erhalten wir, ja Reinhard selbst, erst Aufklärung aus Erichs Munde. Um seiner lieben Frau eine besonders freudige Überraschung zu bereiten, hat er sich den befreundeten Gast heimlich verschrieben. Es ist eins seiner „stillen Plänchen", das ihn in seiner wohlmeinenden, nichts ahnenden Gutherzigkeit vortrefflich charakterisiert. Anders Reinhard. Er hatte gewiß aus der an ihn ergangenen Einladung in erster Linie den Wunsch Elisabeths herausgelesen. Er mußte also hoffen, daß sie wenigstens die Festigkeit des Gemütes wiedergewonnen hatte, nach der er in den Stürmen des Lebens vergebens gerungen hatte. Zu spät erkennt er seinen Irrtum. Und doch gibt es nun für ihn kein Zurück, so schwer ihm der Atem wird. Wir fühlen, wie eine Art tragische Ironie Erichs Liebe zu Leid wandeln wird. Auf der Gartenterrasse sieht Reinhard zum ersten Male seit dem Abschied am Postwagen die Jugendgeliebte wieder — aber als Frau eines anderen. Nur wenige Worte verraten ihre tiefe, innere Erregung. Aber welche Summe von Wehmut und Hoffnungslosigkeit birgt das einfache: „Lange nicht gesehen". Eins nämlich empfindet Reinhard beim

ersten Klang ihrer Stimme: Elisabeth ist nicht glücklich. Wohl liebt der gute Erich sein Weib von Herzen, aber sie schaut ihn doch nur mit schwesterlichen Augen an. Das eine Wort erhellt uns die ganze Situation. Des Menschen Auge zum Spiegel seiner Seele zu machen, gehört zu Storms feinsten und eindrucksvollsten Stilmitteln. Elisabeth ist nicht frei gewesen, ihr Herz gehört auch jetzt noch ihm, dem Jugendfreunde, diese Gedanken mögen sich beim Anblick der stillen Frau schon leise in Reinhards Innerem regen, zum klaren Bewußtsein kommen sie ihm erst in der folgenden Scene, dem großen Enthüllungskapitel: 'Meine Mutter hat's gewollt', das den Höhepunkt der Handlung bezeichnet.

In bewußter Steigerung sehen wir den Dichter die entscheidende Situation vorbereiten. Schon in der vorausgegangenen Scene hat er den Übergang angebahnt. Wir erfahren, daß Reinhard Erichs Bitten nicht widerstanden hat und als Gast für einige Zeit auf Gut Immensee Wohnung genommen hat. Zugleich aber wird uns mitgeteilt, daß er neben den täglichen Spaziergängen zur Besichtigung des Gutes und seiner Umgebung auch zu bestimmten Tagesstunden seine wissenschaftliche Arbeit aufnimmt, die den im Volke lebenden Liedern und Reimen gewidmet ist. Daran knüpft der Dichter an. Mit weiser, künstlerischer Beherrschung hat er aber den vollen, lyrisch gehaltenen Eingang der ersten Fassung jetzt auf ein paar schlichte Situationsangaben herabgestimmt. Dadurch gewinnt er gerade die Möglichkeit zu eindrucksvollster Steigerung. Mit keiner Silbe gedenkt er mehr des schwarzäugigen venetianischen Fischerknabens, der gleich ihm, dem Erzähler, beim Anblick der im letzten Sonnenglanz leuchtenden Vaterstadt schönheitstrunken die Blicke über den Wasserspiegel schweifen läßt und eine jener anmutigen italienischen Volksweisen anstimmt. Nur die einfache Bitte um Mitteilung einiger neu erhaltenen Volkslieder ergeht an Reinhard, als man im Familienkreise zur Abendzeit im Gartensaale weilt. Auf gut Glück läßt ihn der Dichter aus den ihm selbst noch nicht vertrauten Schätzen vortragen.

Fast scheint es, als ob Reinhard dabei den Frieden

seines Gemütes wiederfinde. Die einleitenden lustigen Tiroler Schnadahüpferl erwecken sogar allgemeine Heiterkeit der Zuhörer. Aber schon das folgende tiefsinnige Lied: „Ich stand auf hohen Bergen . .", bei dem Elisabeths Altstimme seinem Tenor sekundiert, stimmt den Zuhörer zur Andacht. Wie in geheimer Harmonie antwortet nur das melodische Geläute der Herdenglocken vom Seeufer herauf und die klare Knabenstimme des Hirtenkaspars. Tiefe Abendstille erfüllt sonst die Natur ringsum. Da entnimmt Reinhard ein neues Blatt und liest nun jenes ergreifend schlichte Lied vor, in dem ihr ganzes Lieben und Leiden zu Worte kommt. Aber das erlösende war versäumt worden, und das anklagende kann nicht mehr befreien:

„Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt" —

wir fühlen's, der Vorwurf wird nicht verklingen. Mit größter Kunst hat der Dichter in diesem Liede aus dem Borne der Volkspoesie geschöpft. Unwillkürlich klingt beim Lesen die Melodie von dem alten Soldatenlied des Straßburger Deserteurs dazu an, das auch in der ersten Fassung unmittelbar vorausgeht. Auch in Elisabeths Herzen regt sich ein Gefühl des Heimwehs nach der verlorenen Jugendliebe, aber: Was sonst in Ehren stünde — Nun ist es worden Sünde! Darum stiehlt sie sich, ihre Bewegung zu bergen, wortlos hinaus in den einsamen Garten. Das Herz will ihr zerspringen.

Noch einmal aber faßt der Dichter den Stimmungsgehalt dieser Scene symbolisch zusammen in Reinhards nächtlichem Abenteuer. Die im silbernen Mondlicht glitzernde, einsame Wasserlilie, der er in rastlosem Schwimmen vergeblich zustrebt — was ist sie anders als ein Sinnbild des zerstörten Liebesglückes, eines ohne Elisabeths Besitz verfehlten, freudlosen Lebens! Das aber vermögen die beiden Widersacher, die er beim Betreten des Hauses in die prosaische Beschäftigung des Kofferpackens vertieft antrifft, nicht zu ermessen. „Das versteht wieder einmal kein Mensch!" hören wir selbst aus Erichs Munde.

Im folgenden Kapitel — 'Elisabeth' ist es vielsagend überschrieben — erfolgt langsam und schmerzlich die unausbleibliche Trennung der beiden Wiedergefundenen. Denn eine Katastrophe kann man nach dem Vorausgegangenen nicht erwarten. Aber wenn wir auch von ihrem Entschluß zur Entsagung überzeugt sind, die Kraft zur Überwindung des Geschehenen werden wir ihnen nicht zutrauen. Da ist ihnen die wehmütige Erinnerung an den Verlust viel zu tief „ins Mark gesenkt".

Elisabeth steht im Mittelpunkte der letzten Scene. Noch immer möchte man eine letzte Aussprache der beiden Liebenden erwarten. Umsonst. Von ihren Empfindungen überwältigt, bleiben ihnen die rechten Worte versagt. Statt dessen versteht es der Dichter vortrefflich, durch eine Reihe eindrucksvoller Parallelen aus der Vergangenheit die trostlose Gegenwart eigenartig zu beleuchten. Wie hinter blauen Bergen taucht ihre Jugend nochmals auf. Und bei dem gemeinsamen Seespaziergang in Abwesenheit der beiden anderen drängt sich ihnen wiederholt die Erinnerung auf: „Dies alles sei schon einmal ebenso gewesen." Die Situation unter der überhängenden Buche wird von neuem lebendig. Ein frisch gepflücktes Erikareis gemahnt Reinhard an das alte Liebeszeichen und rührt Elisabeth zu Tränen. Wo aber Worte fehlen, läßt der Dichter feinsinnig gewählte Symbole reden. Der geheime Schmerzenszug auf Elisabeths blasser Hand verrät Reinhard den tiefen Kummer eines kranken Frauenherzens. Sogar das Zigeunermädchen tritt ihm noch einmal in den Weg, aber als Gabe heischende Bettlerin, mit verstörten schönen Zügen und verirrten Augen. Auch ihr leidenschaftliches Lied braust ihm ein letztes Mal in den Ohren. Es ist ihm, als ob alle Geister der Vergangenheit beschworen würden, um ihn zu raschem, entscheidenden Entschlusse zu drängen.

Zwar fühlt er, daß an dieser Stätte seines Bleibens nicht länger sein kann. Aber schwer, furchtbar schwer wird ihm der Aufbruch auf — Nimmerwiedersehen. Umsonst versucht er sich durch Arbeiten, umsonst durch Umherstreifen am Seeufer

zu beruhigen. Die Stürme in seinem Inneren lassen sich nicht beschwichtigen. Noch die ganze Nacht hält er auf seinem Zimmer oben aus, ehe er beim Morgengrauen ein paar flüchtige Abschiedszeilen zu Papier bringt und sich behutsam zum Gehen schickt. Es ist begreiflich, daß ihn der Dichter nicht heimlich von dannen ziehen lassen konnte. Aber mit welch sparsamen Kunstmitteln bringt er uns die ganze Tragik dieses Scheidens zum Bewußtsein. Ein hoffnungsloses „Nie!“ ist sein Abschiedsgruß. Elisabeth weiß es, ehe er es sagt. Wie ein Bild der Verzweiflung schaut sie ihm mit toten Augen nach. Das eine Attribut verkündet auch hier wieder alles. Ihr Lebensglück, wir brauchen es nicht zu hören, gleicht einer Scherbenstätte.

Und Reinhard? Wohl sehen wir, wie er sich gewaltsam abkehrt und ohne Rückwärtsschauen in die weite, weite Welt hinausschreitet. Aber was wird er beginnen? Worin wird er Trost suchen? Wir erfahren es nicht mehr. Der Dichter bricht hier wohlweislich ab. Jedenfalls wird die Antwort anders lauten müssen und anders lauten sollen, als er sie selbst in der ersten Fassung gegeben hat. Danach läßt Storm den in die Ferne wandernden Reinhard ein Amt suchen und durch die Anregungen des Berufs und des Umgangs die Herbigkeit seines Gefühls sich mildern, bis er nach Jahren in einer braven und wirtschaftlichen Frau Ersatz findet und nach dem frühzeitigen Verlust eines einzigen geliebten Söhnchens eine ebenso stille und kinderlose Ehe führt wie Erich und Elisabeth, von denen er anfangs durch Briefe, später nur noch durch gelegentliche Erkundigungen eine Zeitlang etwas erfährt. Erst der Tod seiner Frau veranlaßt ihn, über die Grenze in das nördlichste deutsche Land zu ziehen, wo er dann in einer kleinen Stadt ganz seiner Vergangenheit lebt, die Erinnerung an seine Jugendgeliebte wie ein heiliges Vermächtnis hütend.

Noch einmal sieht 'der Alte' im Schlußkapitel wie aus einem breiten, dunklen See die einsame Wasserlilie, die unerreichte, auftauchen. Dann wird er von der mit dem Licht erscheinenden Haushälterin Brigitte aus seinem träumerischen

Sinnen und Gedankenspinnen aufgestört. Wir sehen ihn noch den Stuhl zum Tische rücken und sich in die Studien seiner Jugend vertiefen, um doch nur allzu gern wieder seinem hellseherischen Innenleben nachzuhängen, in süßer, wehmütiger Melancholie. —

Man wird nicht lange im Zweifel sein, mit welchem klassischen Vorbild diese Stormsche Novelle eine innere Verwandtschaft aufweist. Stimmung und Sprache, der Kultus des Herzens und des Gefühls, zumal die Gruppierung und Charakteristik der auftretenden Personen geben manche Gleichung zu Goethes „Werther" wie von selbst an die Hand. Gerade in der Charakteristik bewährt Storm seine ganze Kunst. Einer jeden Person leiht er ein ihr gerade eigentümliches Wesen. Dabei vermeidet er absichtlich die beliebte alte Technik der Charaktergemälde. Statt seine Gestalten gleich beim ersten Anblick im ausgeführten Bilde den Lesern zu repräsentieren, liebt er es, zunächst nur ein paar charakteristische Züge zu skizzieren. Erst allmählich rundet er sie möglichst zu anschaulichem, farbigem Gesamteindruck ab. Kein Mittel ist ihm hierbei fremd. Man beobachte nur, was er uns aus den Handlungen und Reden, dem Schweigen und den Gesten, den Gesichtseindrücken und der Tracht alles herauslesen läßt. Eben bei dem reichen Innenleben seiner Persönlichkeiten müssen wir doppelt sorgsam auf solche äußere Andeutungen unser Augenmerk richten. Was kann uns nicht ein blasses Antlitz, ein unmerkliches Zittern, ein strenger Blick verraten! Mit großem Geschick bemüht sich aber der Dichter, einzelne Charaktere in ihrem allmählichen, durch Jugendeindrücke wie spätere Lebensschicksale beeinflußten Entwicklungsgang den Lesern schrittweise nahezubringen.

Ein ganzes Menschenleben wird uns in Reinhards Persönlichkeit vor Augen gestellt. Wir begleiten den flinken Knaben zum Spiel wie zur Schule, wir sehen in seinem Herzen still und verborgen die erst so beglückende, aber nur allzu rasch bitter leidvoll endende junge Liebe aufkeimen, wir erleben mit ihm die schweren Enttäuschungen und aufreibenden Kämpfe, wie sie im vorausgegangenen dargelegt worden sind, und wir

folgen zuletzt auch dem gealterten Junggesellen mit den weißen Haaren, aber den leuchtenden Augen auf seine trauliche Studierstube. Als eine gemilderte Werthernatur hat man wohl diesen warmfühlenden Idealisten mit den feinen, geistigen Zügen bezeichnet. Gewiß mit Recht. Auch er ist ja ein guter und edler Mensch von weichem, tiefem Gemüt. Aber ihm scheint ebenso die kräftige Hand des Vaters, die im Gegensatz zur mütterlichen Gemütspflege vor allem den Charakter stählen soll, leider gefehlt zu haben. Denn wir finden nur die Mutter genannt. So wird auch er wohl ein empfindender, aber kein energisch und zielbewußt handelnder Mensch. Selbst das befreiende Wort vermag er nicht zur rechten Zeit auszusprechen. Verträumt und versäumt — so möchte man ihm immer warnend zurufen, ehe es zu spät ist. Ähnlich wie Werther hat auch er einmal Mädchenliebe erregt, ohne sie ernstlich zu erwidern, während die eigene Neigung zur Verlobten und späteren Frau eines anderen auf keine Erfüllung rechnen darf. Nur hat er das Unglück selbst verschuldet, da er dem drohenden Verhängnis nicht herzhaft und besonnen entgegentrat. Nicht minder muß er jene quälende innere Stimme vernehmen, die ihm sagt, daß auch Elisabeth in ihrer Ehe das Glück nicht gefunden hat, sondern im innersten Herzen nach ihm verlange, der gleichgestimmten Seele. Auch hier begegnen wir wieder einer verwandten dumpfen Spannung und einer geheimen Unruhe bei den Hauptpersonen. Aber es kommt zu keiner Katastrophe. Werthers heißblütiges, leidenschaftliches Temperament ist in Reinhards Persönlichkeit zu wehmütiger Entsagung gedämpft. Den nervösen, abgerissenen Fragen und Ausrufen entspricht hier etwa ein verhaltener Seufzer, eine stumme Geste. Fremd und vornehm wirkt diese zurückhaltende Natur auf den biederen Erich, als er in die ernsten grauen Augen des alten Schulfreundes sieht. Sollte vielleicht auch der jugendliche Poet und sinnende Träumer einen weniger stillen Mann versprochen haben? Im Grunde doch. Über den Beruf des Helden sind wir auf Mutmaßungen angewiesen. Wir wissen nicht recht, ob wir einen Botaniker oder nicht vielmehr einen Ger-

manisten in ihm suchen sollen. Für beides lassen sich Gründe beibringen. Man wird also Mörikes Urteil verstehen, der gerade für diese Novelle „etwas mehr individuelle Bestimmtheit" hier und da haben wollte. Aber wenn auch der Dichter anfangs die weichen Umrisse und das Dämmerungslicht bevorzugt, statt seine Gestalten in klaren und scharfen Konturen zu zeichnen, dem Stimmungszauber, von dem sie umwoben sind, werden sich nur wenige Leser entziehen.

Auch Elisabeth ist nur eine bleiche, schmächtige Schwester der gesünderen Lotte. Aber Liebreiz und Anmut, womit Storm seine Mädchen- und Frauengestalten so gern umkleidet, bleiben auch ihr nicht versagt. Wiederum sehen wir das stille, aber heitere Mädchen zur Jungfrau erblühen, die sich aber nach zögernd geschlossenem Ehebund in eine fast dehmütig scheue Gattin verwandelt. Herzensgüte, gepaart mit sanfter Nachgiebigkeit, darin zeigt sich ihr Vorzug und ihre Schwäche. Wie sie schon als Kind den Einschüchterungen des wilden Jungen weinend sich fügt, so werden wir auch von dem herangewachsenen Mädchen keinen ernsthaften Widerstand der Mutter gegenüber erwarten. Welche Rolle diese aber in dem Gemütsleben Elisabeths spielt, deutet bereits die Spielscene an. Ihre freundlichen Kinderaugen vermögen auch nicht zu trügen, als Reinhard zum ersten Male als Student ihr wieder begegnet. Denn ihr ganzes Wesen verrät die Befangenheit und innere Beklommenheit, die sich ihrer Seele bemächtigt hat. Zwar versucht sie ihn lächelnd zu bewillkommnen, aber das Wort erstirbt ihr im Munde. Errötend entzieht sie ihm die Hand. Wohl geht sie darauf bereitwillig auf alle seine Wünsche ein und bemüht sich sogar gelehrig um die Aneignung der lateinischen Pflanzennamen, doch verrät das zarte Rot, welches beim Einblick in Reinhards Pergamentband ihr klares Antlitz überzieht, deutlich genug die mühsam gewonnene Selbstbeherrschung.

Was Wunder, wenn wir sie langsam, aber sicher den feindlichen Mächten unterliegen sehen, zumal sie den Kampf allein auszufechten hat! Anfangs versucht sie noch, Reinhard

bei der Mutter in Schutz zu nehmen. Selbst zu einer abschlägigen Antwort auf Erichs Werben findet sie zweimal den Mut. Dann ist aber ihre Widerstandskraft gebrochen. Sie ergibt sich in ihr Geschick. Was sie gelitten hat, vermag sie nicht zu sagen. Aber wenn ihr auch an der Abendbank der Mut schließlich wieder entsinkt, aus dem Klang ihrer Stimme, ihrem scheuen Blick und ihrer schmalen, blassen Hand läßt es uns der Dichter erkennen. Überhaupt beachte man, wie sich die mannigfachen Einzelzüge ungezwungen zum einheitlichen Bilde gestalten. Wie wir nach Goethes Beschreibung die schöne, mittelgroße Lotte im einfachen Hauskleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust vor uns sehen und uns an dem ungekünstelten, gewinnenden Wesen des schwarzäugigen Mädchens von Herzen erquicken, so tritt uns auch die mädchenhafte, schlanke Frauengestalt Elisabeths greifbar nahe, wir lauschen ihrer verdeckten Altstimme, wir beobachten ihren anmutigen Gang, „als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde", und wir schauen ihr auch in die toten, hoffnungslosen Augen bei Reinhards Abschied auf immer.

Diesen beiden werdenden Persönlichkeiten stehen in Erich und Elisabeths Mutter zwei Charaktere gegenüber, die wir im wesentlichen als abgeschlossene kennen lernen. Der gute, praktische Realist Erich — eine altbeliebte Kontrastierung — bildet zu Reinhard genau so das Gegenstück, wie der brave und respektvolle Albert zu Werther. Insofern aber macht er eine bessere Figur als jener, als ihm das, was Reinhard an Energie und Wirklichkeitssinn genommen wurde, vom Dichter zugelegt wird. Man kann es der ruhig erwägenden Mutter im Grunde kaum verdenken, daß sie den strebsamen und rasch zugreifenden jungen Mann, mochte er auch im nüchternen braunen Überrock erscheinen, dennoch von vornherein entschieden bevorzugte, zumal ihm ein schönes Besitztum gewiß war. Gerade die Energie, welche Reinhard vermissen läßt, kommt ihm trefflich zu statten. Zwar im ebenen Tritt — um eine Stormsche Wendung zu gebrauchen — aber rastlos vorwärtsstrebend, schreitet er dem gesteckten Ziele zu. Er wußte wohl,

warum er das schöne, schlanke Mädchen so eingehend porträtierte. Und kaum erfährt er von dem Tode des Hänflings, als ein neuer Kanarienvogel, den er im vergoldeten Bauer übersendet, sein aufmerksames Gedenken beweist. Überdies gerade zu der Zeit, als Reinhards längst erhoffte Heimkehr Elisabeth mit banger Ahnung erfüllt. Selbst die anfänglichen Mißerfolge bei seinem anhaltenden Werben läßt sich Erich nicht verdrießen, wenn er nur den gewünschten Zweck erreicht.

Daß er aber nicht etwa ein hinterlistiger, treuloser Intrigant ist, wie man wohl auch vermuten könnte, zeigt er uns durch seine wohlmeinende Einladung und die jubelnde, aufrichtige Begrüßung beim Nahen des befreundeten Gastes. Ein herzliches: „Willkommen, Bruder Reinhard!" bekundet unzweideutig seinen schlichten Freundschaftssinn. Auch darin Albert ähnelnd, der durch keine launische Unart Werthers bescheidenes Glück stört, daß er sofort den seltsam fremden Gast am liebsten wieder heimisch machen möchte. Aber während Albert mit Gelassenheit Werthers Überschwenglichkeiten erträgt, scheint Erich nicht einmal zu ahnen, welches Herzeleid er unbewußt über Freund und Gattin gebracht hat. Mit freudestrahlendem Antlitz genießt er die gelungene Überraschung. In liebenswürdiger Heiterkeit macht er den Wirt. Das Herrenhaus und die Wirtschaftsgebäude, die Äcker und die Weinberge, den Hopfengarten und die Spritfabrik muß Reinhard mit ihm besichtigen.

Seiner Frau Elisabeth gegenüber beweist Erich jederzeit dieselbe freundliche und liebevolle Aufmerksamkeit. „Du bist so gut!" hören wir selbst aus ihrem Munde. Freilich neben Reinhards durchgeistigtem Gesicht wirken seine einfachen Züge nur um so schlichter. Auch aus seinen Bewegungen und seinem ganzen äußeren Gebaren dürfen wir auf seine urwüchsigere Art schließen. Schon von weitem empfängt er den willkommenen Gast mit Mützenschwenken. Und ein kräftiger Druck mit der Rechten erneuert die freudige Begrüßung. Dann aber sehen wir ihn vergnügt die Hände reiben, da ihm der Plan so trefflich geglückt ist. Auch der solide

Meerschaumkopf, den er sich im Gartensaal anzündet, um sich alsbald dampfend und diskurrierend an der Unterhaltung zu beteiligen, paßt durchaus zu seiner sonstigen Physiognomie. Er stellt sich eben dar als der biedere, tüchtige Landwirt, der sich auf seinen Beruf ordentlich versteht und durch Fleiß und Umsicht seinen Wohlstand mehrt. Er hat deshalb wohl ein Recht, sich des errungenen Fortschritts zu freuen und mit Genugtuung und Stolz auf die Ordnung und Gediegenheit im großen wie im kleinen herabzusehen. Von einem solchen praktisch denkenden Mann wird man nicht tieferen Sinn für poetische Interessen verlangen. Wenn er aber unmittelbar nach seinem gutmütig trockenen Scherzwort über die „Volksliederdinger" und die dichtenden Schneidergesellen und Friseure doch von der Macht dieser Melodien so ergriffen wird, daß er mit ineinandergelegten Händen andächtig zuhört, so beweist dies klar, wie eben auch in dieser rauheren Schale ein empfängliches Gemüt sich birgt.

Davon verrät uns jedoch Elisabeths Mutter so gut wie nichts. Sie ist vorzugsweise eine verstandesmäßige Natur, welche mit klugen, berechnenden Augen in die Welt schaut. Natürlich erstrebt auch sie das Glück ihres Kindes. Aber sie will nicht untätig die Hände in den Schoß legen, sondern lieber selbst mit herzhaft zufassen, allem sentimentalen Abwarten feind. Aus ihren Sympathien für den ihr seelenverwandteren Erich macht sie darum auch gar kein Hehl. Schon Elisabeth verweist sie das Lächeln über ihn als ungehörig und redet ihr das mädchenhafte Sträuben bald aus dem Sinn. Man sieht, sie hat von Anfang an die gute und sichere Versorgung der Tochter im Auge. Ganz naturgemäß arbeitet sie deswegen dem Einfluß Reinhards entgegen. Aber eben weil sie merkt, wie nötig ein rechtzeitiges, offenes Wort ist, verschlägt es ihr wenig, den begünstigten Rivalen sogar Reinhard ins Gesicht zu loben. Zwar erlaubt sie Elisabeth noch, den abreisenden Jugendfreund an den Postwagen zu begleiten, jedoch anscheinend nur weil die Tochter zu herzlich bat. Hatte sie doch schon am Abend vorher Reinhard gegen die Mutter zu verteidigen gehabt. Zudem mochte dieser die Unterredung

erneut gezeigt haben, daß weder von der Tochter ein ernstlicher Widerstand, noch auch von Reinhard eine wirksame Durchkreuzung ihrer Pläne zu gewärtigen sei. Daß sie sich dabei nicht verrechnet hatte, beweist die endgültige Verlobung.

Ebenso natürlich ist es, daß sie von dem Zeitpunkte ab Reinhard wieder mit freundlicher Höflichkeit begegnet. Freilich zu besonderer Herzlichkeit sieht sie keine Veranlassung. „Ei, ein ebenso lieber als unerwarteter Gast.“ Das ist alles, was sie ihm zu sagen weiß, als sie seiner zum ersten Male wieder ansichtig wird. Aber sie vermeidet auch taktvoll jegliche Anspielung auf die alte Bekanntschaft. Daß es ihr trotz alledem bei dem Besuche doch nicht so recht behaglich sein mag, können wir wohl aus dem geringen Anteil erschließen, den sie an den mit Reinhard geführten Gesprächen nimmt. Am liebsten vertieft sie sich in ihre Handarbeit. Selbst von der lebhaften Unterhaltung über die Volkslieder nimmt sie kaum Notiz. So wenig sie sich aber durch den seelenvollen Gesang der beiden Vortragenden in ihrer emsigen Näherei stören läßt, so sicher beherrscht sie doch die Situation, als das verhängnisvolle Lied verklungen ist. Was muß alles in dem einen, vielsagenden Blick gelegen haben, der den besorgten Erich zum Bleiben zwingt! Wir können es sagen: Reue, ja selbst tieferes Bedauern über die erfolgte Wendung der Dinge gewiß nicht. Wie hätte sie sonst die Fassung gefunden, ihrem nunmehrigen Schwiegersohne gleich unmittelbar darauf wieder so ruhig und geschäftig bei seinen Vorbereitungen für die kleine Geschäftsreise an die Hand zu gehen! Nicht einmal ein nachträgliches Unheil kann sie befürchtet haben, da sie sich nicht bedenkt, ihn sogar zu begleiten und so die beiden Liebenden sich selbst zu überlassen. So zeigt der Dichter an der prosaischen und hausbackenen Natur der Mutter Elisabeths, die mit den obwaltenden Verhältnissen rechnet, ohne sich durch allerlei Bedenken und Mutmaßungen beirren zu lassen, wie sie gerade zur führenden Person der Handlung berufen war. Überdies ist diese Charakteristik ein kleines Kabinettstück von sparsamster, aber anschaulichster Linienführung und psychologischer Wahrheit.

Damit ist die Reihe der auftretenden Gestalten noch nicht erschöpft. Doch werden die etwa noch zu nennenden Personen meist nur in leichten Konturen umrissen. Nur „die gute Frau Werner“ — die Namensnennung geschieht nur ganz nebenher, denn im allgemeinen genügen ihm die Vornamen — lernen wir aus ihrem schlichten Briefe etwas näher noch kennen als eine liebevolle, herzlich mit dem unglücklichen Sohne fühlende Mutter. So eindrucksvoll aber der Dichter in diesem Falle das Kunstmittel der indirekten Charakteristik verwendet, ähnlich wie bei Elisabeths Schreiben, und so große Vorliebe er für mimische Bemerkungen an den Tag legt, so entschiedene Beschränkung übt er in der Führung des Dialogs. Eine Zurückhaltung, die er auch in seinen späteren Novellen nie recht überwunden hat, und die um so mehr auffällt, als gerade sonst der Dialog eins der wichtigsten und beliebtesten Mittel zur Charakterisierung ist. Während aber bei den beiden Briefschreiberinnen in erster Linie die Ausdrucksweise derselben dient, eine Beobachtung, die wir z. B. auch an dem kurz angebundenen Bescheid des neben seinem Karrenfuhrwerk einherschreitenden Bauern machen können, der auf Reinhards Frage mit einem: „Keine halbe Pfeif' Tobak, so haben's den See“ erwidert, so legt der Dichter an einer anderen Stelle besonderen Nachdruck auf den Gedankenkreis einer redenden Person.

Wir meinen Reinhards feinsinnige Erörterung über das Wesen der Volkslieder. Dieses Gespräch ist eine Glanzstelle der Dichtung. Es gewährt einen eigenen Genuß, hier den fesselnden und sinnigen Ausführungen Storms zu lauschen. Nicht, daß dieselben unvermittelt kommen, etwa nach Art der besonders bei Wieland überaus beliebten gelehrten Unterredungen, der nicht leicht eine Gelegenheit versäumt, seine Personen reflektieren oder theoretisieren zu lassen, zumal über moralische Gegenstände. Vielmehr stehen die Darlegungen Reinhards in intimstem Zusammenhang mit der Handlung und sind mit großer Kunst motivierend vorbereitet. Schon den Knaben läßt der Dichter das Märchen von den drei Spinnfrauen anheben, das er übrigens selbst an anderem Orte

(Schleswig-Holsteinisches Volksb. für 1846) mitgeteilt hat. Seitdem wirkt das Motiv wie eine immer neue Senker treibende Pflanze. Immer wieder wird eine Anspielung darauf in die Erzählung verzahnt. Bald hören wir von der ersten Niederschrift der bis dahin nur erzählten Märchen durch den angehenden Dichter. Wir erfahren dabei zugleich von seiner heiligen Scheu, diesen naturwüchsigen Produkten der Volksphantasie „etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten". Eine Angabe, die deutlich an Werthers Vorsatz erinnert, sich nur an die Natur zu halten, die allein unendlich reich sei und allein den großen Künstler bilde. Bald wiederum freut sich Reinhard der anmutigen Wiedergabe seiner Geschichten durch Elisabeths Vorlesen. Damit nicht genug. Märchen verspricht er ihr bei der Abreise, um Märchen mahnt sie ihn in der Ferne, Märchen vermutet sie bei ihm nach der Rückkehr. Dann aber wird das Motiv ein wenig gewandelt, und die verwandten Volkslieder und Volksreime treten an die Stelle der Märchen. Auf ihre Sammlung ist Reinhard bei seinen Wanderungen bedacht gewesen. Ihnen gilt auch seine Beschäftigung auf Erichs Gut, so daß das Gespräch sich wie von selbst ergibt.

Dieses Gespräch aber ist ein nicht zu unterschätzendes poetisches Glaubensbekenntnis Storms. Nur ein Dichter, der selbst in seiner Jugend mit neugierklugen Kinderaugen und kleinem, horchendem Herzen in enger Tonne gekauert hatte, Märchen lauschend und Geschichten erzählend, und die Liebe zum Volke und seinem Dichten so in sich aufgenommen hatte, daß er im Verein mit Theodor Mommsen eine umfassende Sammlung der vaterländischen Sagen und Märchen in Angriff nahm, die freilich erst der große Sagenforscher Müllenhoff abschloß, konnte zu einem solchen begeisterten Herold der schlichten Volkspoesie werden. Gleich Reinhard war ja auch er im Lande umhergezogen und hatte den Leuten auf den Feldern und in den Dörfern ihre Geschichten abgefragt. Aber eben weil er ein vertrauter Kenner dieser Poesie ist, läßt er die Volkslieder nicht vorlesen, sondern vorsingen. Wort und Weise bilden hier

ein selten harmonisches Ganzes. Was wäre selbst das tiefsinnige Lied: „Ich stand auf hohen Bergen" doch ohne jene rätselhafte Melodie, von der man nicht recht glauben will, daß sie von Menschen erdacht worden sei? Das sind eben die in Waldesgründen schlafenden Urtöne, die nur wenigen zu finden wirklich vergönnt ist. Sagt man sogar Sebastian Bach und Mozart nach, daß sie für die Erfindung der wundersam getragenen Melodie des alten Abschiedsliedes: „Innsbruck, ich muß dich lassen" das beste ihrer Werke hätten opfern wollen. Kann es ferner eine poesievollere Definition vom Wesen des Volksliedes geben als Reinhards Antwort auf den Spott über das „lustige Gesindel"? Und wenn er hier nicht von gemachten, sondern von gewachsenen Liedern spricht oder sie wohl gar in schönem Bilde dem über das Land hierhin und dahin fliegenden Mariengarn vergleicht, so ergänzt diese Charakteristik ein Passus in der ersten Fassung recht bezeichnend: „Das Volkslied ist wie das Volk, es teilt seine Schönheit wie seine Gebrechen, bald grob, bald zierlich, lustig und traurig, närrisch und von seltsamer Tiefe."

So zeigt sich, wie Herders Weckruf, der bei den Romantikern ein so lebhaftes Echo fand und das große nationale Sammelwerk von Arnim und Brentano mit vorbereitete, das allerdings ein weithin tönendes „Wunderhorn" wurde, durch Vermittlung der Romantiker auch Storm zu Ohren kam. Denn auch er hat wie Bürger, Goethe, Uhland, Eichendorff und viele andere nach ihnen besonders vom Volksliede dankbar gelernt. Überhaupt ist er den Romantikern, Eichendorff insbesondere, in mancher Hinsicht verpflichtet. Sie bestärkten ihn in seiner Liebe zur Märchen- und Sagenpoesie der Heimat, sie vererbten auf ihn jene Sehnsucht nach einem versäumten oder erträumten Glück, sie lehrten ihn die Art seiner Naturauffassung. Nur daß der Schüler die Meister übertrifft. Beweis seine einzig schönen Naturschilderungen, in denen nicht Wälder oder Heiden überhaupt gezeichnet zu werden pflegen, sondern in der Regel im Kolorit des heimischen Grundes und Bodens. Man vergegenwärtige sich nur die Scene des Erd-

beersuchens, in welcher er uns mit größter Kunst die ganze bange Märchenpoesie der Waldeinsamkeit erschließt.

Immer versucht er, kleine Situationsbilder zu runden, die in bunter Folge an unserem Auge vorübergleiten, je tiefer sich das junge Paar in den Wald verirrt. Anfangs ein hastiges Vorwärtsstreben durch das dichte Gestrüpp, wo Zweige und Ranken den Weg versperren, so daß Elisabeth dem rüstigeren Pfadfinder nicht zu folgen vermag. Wir sehen ihr feines Köpfchen kaum noch über den Spitzen der Farnkräuter schwimmen, beobachten, wie ihr die feuchten Haare ins erhitzte Gesichtchen hereinfallen, und vernehmen ihren ängstlichen Ruf. Dann das fruchtlose Suchen an der windstillen, von Wohlgerüchen erfüllten Waldlichtung. Und schließlich das abgeschiedene, sonnige Ruheplätzchen an der Berghalde, wo sie das feine Schwirren und Summen der Insekten umtönt, kleine stahlblaue Fliegen die Luft durchblitzen und nur tief im Gehölz drinnen das Hämmern der Spechte und das Gekreisch der anderen Waldvögel hörbar wird. Da unterbrechen auch sie eine Zeitlang durch kein lautes Wort mehr die Feiertagsstille der Natur, bis sie wie aus einem schönen Traume erwachen. Wie man sieht, eine künstlerische Einheit von Gesichtsbild und Klangwirkungen, die letzteren in echt romantischer Weise besonders musikalisch abgestimmt. Nirgends aber leere Beschreibung oder gar ein Zerflattern in Einzelheiten. Das Naturbild ist dem Dichter nicht Staffage, sondern steht in geheimer Wechselbeziehung zum menschlichen Gemüt.

Das zeigt auch sein hingebendes Versenken in die Stille der mondbeglänzten Sommernacht. Wie aus verborgenen Tiefen sehen wir sie auch bei ihm heraufsteigen und auf den seelisch tief erregten Reinhard ihren bestrickenden Reiz üben. Die Klänge der Herdenglocken läuten sie stimmungsvoll ein. Allmählich aber weicht das die Wälderkronen umsäumende letzte Abendrot der milden, schwülen Mondesdämmerung. Wundersames Schweigen waltet ringsum. Kaum, daß noch ein paar Nachtschmetterlinge surrend vorüberschießen oder das Geschrei der Frösche die Klagen der Nachtigall eintönig unterbricht.

Man vermeint, jedes Blatt zur Erde fallen zu hören. In dieser romantischen Scenerie, wo uns der Dichter sogar den leisen Atemzügen der Sommernacht lauschen läßt, kann auch nur die geheimnisvolle Wasserlilie gedeihen, die aus dunkler Tiefe herüberlockt, der blauen Blume der Romantiker vergleichbar.

Mit der sanft verrinnenden Nacht kontrastiert er aber in der letzten Erinnerungsscene ein wahrhaft erquickendes Bild der Morgenfrühe. Die frische Luft, welche Reinhards fieberheiße Stirn kühlt, die jauchzend in die Höhe steigende Lerche, kurz — die gesundende, kräftigende Wirkung, die der junge Tag auf die Menschen zu üben pflegt, machen auch auf den Zögernden unwillkürlich ihren Einfluß geltend. Die große Hauskatze, die sich auf der Strohmatte sträubend dehnt, wird so wenig vergessen wie die zwitschernd predigenden (= priesternden) Spatzen und die Tauperlen in den Spinnweben der Gräser. Die gleiche Kunst, an besonders charakteristischen Merkmalen unser Auge haften zu lassen, beweist Storm auch in der Schilderung von Örtlichkeiten. Man denke nur an das einsame Gelehrtenhäuschen im Eingang der Novelle, in dem wir uns sofort auskennen, wenn wir mit dem Alten über die Hausdiele an dem grünverhangenen Guckfenster vorüber durch den geräumigen Pesel in den kleinen Flur und von dort die enge Treppe zum wohnlichen Oberstübchen hinaufgegangen sind. Oder man rufe sich das anschauliche Bild vom Gute Immensee ins Gedächtnis zurück, das uns der Dichter erst wie im Landschaftsausschnitt zeigt, um es darauf von Reinhard schrittweise durchwandern zu lassen bis ins Innere des Herrenhauses und des anstoßenden Gartens.

Man wird begreifen, daß er die Bezeichnung 'Aquarelle' für seine Situationsstücke als besonders treffend empfand. Aber die volle Wirkung dieser zarten, pastellartigen Poesie würde eben nicht erreicht werden, wenn nicht Stil und Sprache in harmonischem Einklang dazu ständen. Alle Schattierungen, das Andeuten und Fallenlassen, die heiteren und dunkeln Halbtöne rühmt ihm einmal Freund Heyse nach. Das Urteil trifft auch

für unsere Novelle zu. Denn die fein abgestimmten lyrischen Halbtöne sind es eben, die in diesem Prosastil wie latente Musik wirken. Dagegen sind alle rhetorischen oder reflektierenden Elemente zurückgedrängt. „Die Poesie hat es nicht mit Gedanken über das Leben, sondern wie jede Kunst mit der Darstellung des Lebens selbst zu tun, sei es in Empfindung, Zustand, Handlung." Getreu diesem künstlerischen Programm formte er auch seinen Stil. Dazu stimmen auch die der Prosaerzählung eingefügten lyrischen Einlagen, die nicht als äußerliche Schmuckstücke, sondern als Konzentrierung der vorwaltenden Grundstimmung aufzufassen sind. Auch die Sprache scheidet alle störenden Elemente wie von allein aus. Wir begegnen weder der Phrase, noch auch den derben Kernworten mehr, wie sie zumal in der ersten Fassung der Studentenscene erklangen. Nur hie und da stößt ein Dialektausdruck auf, der den eigentümlichen Duft des heimischen Erdreichs nicht verleugnet, oder ein altmodisches „erstan" fließt etwa der schreibenden Mutter in die Feder. Sonst verrät gerade der Adel und die Anmut der sprachlichen Form bei Storm weit eher eine an Goethe und Uhland geübte Schulung, an die schon sein Landsmann Klaus Groth erinnert.

Die zweite Novelle, die wir hier anreihen, führt den Titel: „Ein grünes Blatt". Sie kann geradezu als Musterbeispiel dafür dienen, wie Storms Novellistik sich aus der Lyrik entwickelt hat. Dasselbe weltverlassene, sommermüde Heideidyll, das er in seinem bekannten Gedichte „Abseits" mit so unübertrefflicher Anschaulichkeit vor unseren Blick zaubert, gewinnt auch in dieser Prosadichtung wieder Farbe und Leben. Während jedoch in jener träumerisch versunkenen Einsamkeit nur der Schlag der entfernten Dorfuhr die Mittagsruhe durchzittert, mahnt hier herangrollender Kanonendonner deutlich an die aufgeregte Zeit. Wir merken den kriegsgeschichtlichen Hintergrund, den dieses Stimmungsbild vor der erstgenannten Novelle

voraus hat. Vor Weihnachten 1850 ist es laut eigener Angabe des Dichters geschrieben worden. Also in der sturmbewegten Zeit, die dem am 2. Juli 1850 zwischen Preußen und Dänen geschlossenen Frieden folgte und die Herzogtümer Schleswig und Holstein der Willkür der letzteren preisgegeben sah. Theodor Storm hat damals mannesmutig seine Stimme für die Freiheit des Heimatlandes erhoben. Wie dröhnendes Erz klingen die zündenden Protestrufe, die er ins Volk hinausschmetterte. In ihnen will er nichts wissen von Resignation oder Verzweiflung, sondern nur von der Hoffnung auf künftige, bessere Tage, wie dies sein herrliches Oktoberlied so siegesgewiß verkündet:

„Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen."

Aber eben die „goldene Rücksichtslosigkeit", womit er seine nationale Gesinnung bekundete, war für ihn die Veranlassung, daß er Land und Amt räumen mußte. Die Feinde kassierten ihm die Bestallung als Advokat, und so suchte er in Preußen ein Unterkommen. Im November 1853 verließ er schweren Herzens den heimischen Boden, um mit seiner Gattin Konstanze und den drei Knaben nach Potsdam überzusiedeln, wo er eine Anstellung als Assessor gefunden hatte. Von dort aus knüpfte er bald Beziehungen an zu einer Reihe hervorragender Berliner Dichter und Künstler. Und in dem von diesem Freundeskreise 1854 herausgegebenen belletristischen Jahrbuch „Argo" ist denn auch unsere Sommergeschichte zuerst veröffentlicht worden. Erst von dort übernahm sie der Dichter nach leichter Überarbeitung zum Einzeldruck.

Die Komposition dieses Stimmungsbildes ist wie die der vorher besprochenen Novelle von seltener Einfachheit und Geschlossenheit. Während aber dort der Alte selbst in sinnender Rückschau die Vergangenheit noch einmal durchlebt, muß hier ein Freund das Tagebuch eines anderen reden lassen. Dadurch gewinnt der Dichter aber nur anscheinend eine etwas objektivere Einkleidung. Denn im Grunde werden uns eben

persönliche Erinnerungen mitgeteilt, mag auch der Berichterstatter nicht in der ersten, sondern in der dritten Person erzählen, eben um bei gewissenhafter Abschilderung sein Ich nicht zu verletzen. Schon die knappen einleitenden Bemerkungen des Waffenkameraden versetzen uns mitten in die militärische Atmosphäre. In einer Hütte des Feldlagers, wohin die beiden Freischärler vom Vorpostendienst zurückgekehrt sind, studiert der Erzähler, während draußen der Regen strömt, das seltsame Album des neben ihm mit dem Putzen der Büchse beschäftigten Freundes, in dem poetische Ergüsse, Lebensannalen und Zeichnungen von Schanzen und Befestigungen ein fesselndes Durcheinander bilden. Ein eingelegtes braunes Buchenblatt mit nebenstehendem kleinen Gedicht gibt ihm Rätsel auf. Die andere Seite bringt die Lösung.

Der Selbstbericht des jungen Kriegers behandelt nur ein schlichtes idyllisches Erlebnis, von dem ebenfalls gilt, daß es nur ein „unbedeutendes Geschichtchen oder eigentlich gar keins" ist. Was ihm aber seinen ganz eigenartigen Reiz verleiht, das ist der würzige Duft der sonnbeschienenen Heide, der es erfüllt. Denn diese Schilderung des über der einsamen Heide brütenden Sommertages ist nach Mörikes treffendem Ausspruch geradezu bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben. Kein Wunder, daß der junge Doktor, den der Dichter in der Junischwüle mit der schweren Kugelbüchse über dem Rücken auf schmalem Steige durch die rosig schimmernde Steppe schreiten läßt, schließlich der unbezwinglichen Sommermüdigkeit nicht widerstehen kann und sich auf dem von wilden Rosen und Brombeergebüsch umrankten Hügel neben dem alten Grabmal in die warmen Kräuter streckt. Pan schläft — diesen Eindruck träumerischer Abgeschiedenheit verstärkt der Dichter geradezu durch die Andeutungen von den leisen Geräuschen der zirpenden Heuschrecken und summenden Bienen oder der in den Lüften singenden Heidelerche. Aber er läßt seinen Träumer nicht allein. Wir sehen, wie ihn im Halbschlummer beim Anschauen der sich sonnenden Kreuzotter das liebliche Märchen von der verzauberten Prinzessin umgaukelt, die ihm beim Erwachen in der Gestalt Regines als ein Wesen von Fleisch und Blut

entgegentritt. Aber wenn uns nun auch der Schläfer Gabriel nach dem Gespräch mit der Bauerndirne wie aus Traumesbanden erlöst scheint, so läßt doch der Dichter den eigentümlichen Duft der weltfernen Heideromantik nicht verfliegen. Das kurze Gespräch wird nicht recht wieder aufgenommen. Ja, das frische soldatische Marschlied, das er in unwillkürlicher Selbstvergessenheit zu singen anhebt, will sich gar nicht mit der friedensstillen Umgebung vertragen. Schweigend sehen wir beide der Kathe, dem abgelegenen, einfachen Häuschen des alten Bienenzüchters, zuwandern.

Eine neue Situation setzt ein, die zweimal Gelegenheit zu liebevollster Detailschilderung bietet. Zunächst der Immenhof hinten im Garten, wo der Großvater oder Urgroßvater Regines — sie weiß es selbst nicht genau zu sagen — bei seinen Bienen ein geradezu patriarchalisches Stilleben führt. Welches entzückende Idyll zeigt sich schon Reinhards Blicken, als er über die Buchenheckenumzäunung zum ersten Male in das Heiligtum des Greises hineinschaut. Auch hier bietet der Dichter zunächst ein Fernbild der Örtlichkeit, ehe er uns näher mit ihr selbst vertraut macht. Erst nachdem Reinhard das hölzerne Bienenhäuschen mit den doppelt gereihten Strohkörben hinten an der Laubwand und das seitwärts befindliche Bänkchen mit der daneben auf dem Boden liegenden Drahtmaske und die anderen Geräte des Imkers gemustert hat, sehen wir ihn hereintreten und neben dem Alten Platz nehmen, dem milden Redefluß des greisen Erzählers lauschend, bis sie die Abendkühle in das Haus zu gehen nötigt.

Auch die Schilderung der einsamen Stube nennt Mörike schlechtweg unvergleichlich. Ehe wir es uns versehen, sind wir darin heimisch. Durch eine schmale Vordiele, die an den Wänden mit allerhand leeren Bienenkörben und Gartengeräten ausstaffiert ist, kommen wir herein in das niedrige Zimmer, das bereits von der hereinbrechenden Dämmerung erfüllt ist. Man hat deswegen den Tisch, auf dem die frugale Abendmahlzeit sauber gedeckt zu sehen ist, an die beiden Fenster herangerückt, wo stark duftende Levkoien auf den Brettern stehen. Vom Bücherbord

über der Tür grüßen neben anderen Kleinigkeiten eine Anzahl wohlerhaltener Werke, Erbstücke von Regines Vater. Und wenn man nun noch den Blick schweifen läßt zu dem Ofen mit den blanken Messingknöpfen und auch der alten Schwarzwälder Pendeluhr gedenkt, die zuletzt allein noch das Wort behält, als der Alte vom friedlichen Schlummer überrascht worden ist, so hat man sich hinreichend in dem lauschigen Zimmer umgesehen, um zugleich die Eigenart seines Besitzers zu ermessen.

Die Charakteristik des alten Bienenzüchters ist ebenfalls mit sichtlicher Liebe entworfen. Wer vermöchte dem guten, redseligen Großpapa nicht zugetan zu sein, wenn er wie ein rieselndes Bächlein die Worte rauschen läßt, mit treuem Sinn, wenn auch nicht immer mit ganz verläßlichem Gedächtnis, die reichen Familienerinnerungen hegend, zu denen seine geliebten Bienen so gut gehören wie seine Kinder und Kindeskinder. Er, der den Bienen Menschenverstand zuschreibt, hat auch ein Herz für die Nöte des kleinen Nachtgeziefers, das er vorsichtig aus seiner Milch herausfischt. Aber eben weil er mit seiner stillen Klause so fest verwachsen ist, glaubt man es ihm ohne weiteres, daß er die Luft zwischen den Häusern der Dorfstraße drunten nicht vertragen kann. Ebenso wird man begreifen, wie er an den Krieg nicht recht glauben will.

Aber sind wir nicht im Begriff, die Handlung ganz aus dem Auge zu verlieren? Wohin richtet denn eigentlich Gabriel sein Ziel? Warum folgte er ferner der jugendlichen Führerin an dieses abgeschiedene Erdenfleckchen? Die Antwort ist rasch gegeben. Er hatte sich auf dem Wege zur Fähre verirrt, die ihn bis zum nächsten Morgen in das jenseits des Flusses gelegene Städtchen übersetzen sollte. Daher war ihm Regines Einladung zum Vesperbrot bei dem alten Käthner ganz gelegen gekommen. Nicht nur, daß sich dies Häuschen von selbst zu kurzer Rast darbot, sondern weil es ihm auch einige flüchtige Stunden verhieß in Gegenwart der herzigen Dirne, die er gleich bei der ersten Begegnung so liebgewonnen hatte. Und ähnlich war es auch ihr ergangen. Sie fühlte sich nicht minder zu dem schmucken Gaste hingezogen, sie, die bisher nur in dieser Einsamkeit ver-

borgen herangeblüht war. Dies bringt uns der Dichter in der dem Aufbruch vorausgehenden Gartenscene mit feiner Kunst zur Erkenntnis. Man achte nur darauf, wie sie bei seinem Herantreten kaum die Augen aufzuschlagen wagt, wie innerlich beklommen dann beide das Schotenpflücken betreiben, „als sei es ihnen damit angetan", bis ihn der Kanonendonner in die nüchterne Wirklichkeit zurückruft. Und wenn er es nicht selbst empfunden gehabt hätte, daß sich ihre jungen Herzen verstanden, Regines große, glänzende Augen hätten es ihm sagen müssen. So gibt sie ihm denn das Geleit.

Noch ein letztes Bild folgt. Der heimlich-süße Nachtmarsch durch den schwarzen, schweigenden Wald. Die Schilderung erinnert in mancher Beziehung lebhaft an die Waldscene in der Novelle 'Immensee'. Nur daß die Rollen vertauscht sind. Regine eilt kundig voran. Es bezeichnet hübsch ihre kindlichharmlose Natur, daß sie gerade mit einem zahmen Rehkälbchen Kameradschaft geschlossen hat. Wiederum hat der Dichter ein feines Ohr für die geheimnisvolle Musik der Sommernacht, die alte Erinnerungen ans Vaterhaus in Gabriel weckt. Nicht einmal das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden oder das feine elektrische Knistern der Blätter entgeht ihm. Endlich sind die beiden Wanderer zur Stelle. Man vernimmt das Plätschern der Ruder, und das Fährboot naht. Dieser Augenblick des Scheidens gibt dem Dichter Anlaß zu einer um so innigeren Annäherung der beiden Liebenden, als sie ja beide das Gefühl haben, daß die Trennung unvermeidlich ist. Wohl regt sich in ihm beim Anblick des stolzen, jungfräulichen Mädchens noch einmal ein sehnsüchtiges Verlangen. Aber als sie ihn zögernd nach dem harten Muß fragt, das ihn in den Krieg treibt, da sehen wir ihn zuerst ihr tief ergriffen in die lieblichen Augen schauen, um ihr dann durch das vom Zweige gebrochene junigrüne Blatt symbolisch anzudeuten, wofür er Leben und Blut zu opfern in heiliger Begeisterung bereit ist.

Damit ist der Bericht des Tagebuchs zu Ende. Das Erlebnis nicht minder. Wenigstens vorläufig. Denn als der Freund zweifelnd forscht, verweist zwar Gabriel ihn auf ein

kleines Resignationsgedicht der 113. Seite. Doch kann der Dichter nicht abbrechen, ohne noch die tröstliche Perspektive auf eine glücklichere Zeit als die trübe Gegenwart zu eröffnen. So sehen wir, wie der Ausgang mit der Einleitung korrespondiert und die Erzählung sich zu einem einheitlichen Ganzen rundet. Obwohl aber der Kern der Handlung nur ein einfaches Begegnis ist, so hat doch der Dichter auch hier, wie er selbst einmal es ausgesprochen hat, danach gestrebt, durch andeutungsweise eingewebte Verbindungsglieder dem Leser die Möglichkeit zu bereiten, „sich ein größeres geschlossenes Ganzes, ein ganzes Menschenschicksal mit der bewegenden Ursache und seinem Verlaufe bis zum Schlusse vorzustellen“. Denn wenn auch nach dem schönen Bilde Erich Schmidts Gabriel die holde Waldblume, die er, ohne sie zu suchen, auf seiner sommerlichen Heidewanderung entdeckt hat, weder pflückt noch verpflanzt, sondern nur als Erinnerungszeichen an die unvergeßlich lieben Stunden ein Buchenblatt in sein Album legt, so läßt doch der Dichter die Möglichkeit offen, daß der junge Kriegsmann nach der Befreiung des Vaterlandes den Weg zurückfindet durch Moor und Feld, um dann vielleicht die Prinzessin des Waldes und der Heide aus ihrer märchenstillen Einsamkeit zu erlösen.

Ein paar Worte erfordert noch die Gestalt Regines. Man merkt, wie sie dem Dichter ans Herz gewachsen ist, und wie er mit besonderem Bemühen sie herauszuarbeiten sucht. Nicht nur die neu eingefügte Gartenscene dient diesem Zwecke, sondern auch in dem Abschiedsbilde hat er die Zeichnung weiter ausgeführt. Man versteht, wie das schmucke, flinke Mädchen mit den zwei aschblonden, dicken Zöpfen und dem bunten Mieder gleich beim ersten Erscheinen ihren Zauber übt, als Gabriel ihr in die blauen Augen schaut. Wie hätte er wohl dem lieblichen Schulmeistertöchterlein widerstehen können, als es ihn zum Großvater freundlich bittet, mit dem sie nach dem Tode des Vaters und der Wiederverheiratung der Mutter in herzlicher Gemeinschaft in der einsamen Kathe lebt. Und je länger nun Gabriel das anmutige Mädchen in seiner geschäftigen, häuslichen Art beobachtet, um so lieber muß er das Naturkind gewinnen. Was

Wunder, wenn der schelmische Wildfang, der dem Gaste selbst die roten Glaskirschen vom Baume holt und die näschigen Drosseln heimlich wieder aus dem Käfig entwischen läßt, es bei den Büchern in der Stube nicht aushält und nur dem Bettelfritz am Sonnabend bei seinen gruseligen Hexengeschichten eine willige Zuhörerin ist. Wie sollte sie sich auch hinaussehnen, da sie doch nur einmal im Norden geweilt hat, wo sie aber die Aussprache (Ausrede) der fremden Leute nicht verstehen konnte. Und als sie Gabriel dann ans Ziel geführt hat und ihm noch einmal im schwärzesten Tore des Waldes in ihrer hehren, jungfräulichen Reinheit erscheint, da fühlen auch wir, die Leser, unwillkürlich, daß diese schöne, kindliche Lichtgestalt den Dichter kein gewöhnliches Erdenkind mehr deucht, sondern geradezu — er hat es selbst gestanden — zu einem milden und mahnenden Genius der Heimat geworden ist. Das eben ist die tiefere Bedeutung dieser poetisch verklärten Mädchengestalt.

Dieses Stimmungsbild ist nicht die einzige Prosadichtung Storms, in welcher er seinen Blick auf das unglückliche Vaterland lenkt. Ja, er hat sogar in den beiden Weihnachtsidyllen, die er als landfremder Mann in der Verbannung dichtete, noch ergreifendere Töne für sein Holstenheimweh gefunden, in dem Klaus Groth überhaupt den Pulsschlag seiner Dichtungen sieht; aber eine schönere Bestätigung der Selbstcharakteristik, die er in seiner Lyrik gibt, wird sich in Prosa kaum finden lassen:

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.“

Denn wenn er einmal sagt, daß er sich in seiner Prosa von den Erregungen des Tages ausruhe und darin „grüne, stille Sommereinsamkeit“ suche — hier hat er sie gefunden.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon

5

Wilhelm Heinrich von Riehl

Fluch der Schönheit
Quell der Genesung
Gerechtigkeit Gottes

Von

Dr. Th. Matthias
Zwickau

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Deutsche Dichter
des neunzehnten Jahrhunderts

Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus

Herausgegeben von Prof. Dr. Lyon

Die Erläuterungen haben den Zweck, in sachkundiger und lebendiger Weise zu einem liebevollen Verständnis der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts hinzuführen. — Das Künstlerische steht im Mittelpunkte der Erklärung. Sie soll helfen, das Kunstwerk als Ganzes zu erfassen, indem sie Aufbau und Kunstmittel zu lebendigem Bewußtsein bringt und Grundbegriffe des künstlerischen Schaffens am konkreten Beispiel entwickelt. — Das Werk wieder als Ganzes wird als Zeugnis der sich entwickelnden Persönlichkeit aufgefaßt und in den zeit- und litteraturgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht. — Die Einzelerläuterung wird nicht vernachlässigt, dabei stets ihre Bedeutung für das Ganze berücksichtigt. Sachliche und sprachliche Schwierigkeiten werden kurz erklärt, das Stoffgeschichtliche und rein Biographische wird auf das Notwendige beschränkt. — Der Umfang eines Bändchens soll drei Bogen nicht überschreiten, der Preis 50 Pf. betragen.

Es erschienen bisher folgende Bändchen:

Heft 1: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid, von Professor Dr. Paul Vogel. geh. Mk. —.50.

Heft 2: Otto Ludwig, Makkabäer, von Dr. R. Petsch. geh. Mk. —.50.

Heft 3: Hermann Sudermann, Frau Sorge, von Prof. Dr. G. Boetticher. geh. Mk. —.50.

Heft 4: Theodor Storm, Immensee und Ein grünes Blatt, von Dr. Otto Ladendorf. geh. Mk. —.50.

Heft 5: Wilhelm Heinrich v. Riehl, Novellen: Der Fluch der Schönheit, Am Quell der Genesung, Die Gerechtigkeit Gottes, von Dr. Th. Matthias. geh. Mk. —.50.

In Vorbereitung befinden sich folgende Bändchen:

Grillparzer, Sappho, Ahnfrau, von Geh. Reg.-Rat Dr. Adolf Matthias.

Novalis, Gedichte, von Dr. Franz Violet.

Kleist, Prinz von Homburg, von Dr. Robert Petsch.

Uhland, Balladen, von Prof. Dr. Walz.

Chamisso, Lyrik, v. Dr. Karl Reuschel.

Willibald Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow, von Adolf Bartels.

Mörike, Lyrik, Mozart auf der Reise nach Prag, von Adolf Bartels.

Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde, von Dr. Alfred Neumann.

Hebbel, Gedichte, v. Dr. Alfred Neumann.

Hebbel, Nibelungen, v. Dr. Karl Zeiß.

Richard Wagner, Meistersinger, von Dr. R. Petsch.

Gottfried Keller, Martin Salander, von Dr. Rudolf Fürst.

Konrad F. Meyer, Jürg Jenatsch, v. Prof. Dr. Jul. Sahr.

Theodor Storm, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant, von Dr. Otto Ladendorf.

Annette von Droste-Hülfshoff, v. Dr. Franz Violet.

Theodor Fontane als märkischer Dichter, von Dr. Franz Violet.

Scheffel, Ekkehard, v. Johannes Proelß.

Klaus Groth, Quickborn, von Adolf Bartels.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon
5. Bändchen

Wilhelm Heinrich von Riehl

Fluch der Schönheit
Quell der Genesung
Gerechtigkeit Gottes

Von

Dr. Th. Matthias
Zwickau



Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903

Wilhelm Heinrich von Riehl, der vielseitig anregende Münchner Gelehrte, in welchem am 16. November 1897 der größte deutsche Kulturhistoriker des 19. Jahrhunderts gestorben ist, war zugleich eine Künstlernatur. Das bezeugt außer der Anlage aller seiner Werke und seiner achtzehnjährigen Lehrtätigkeit an der Königlichen Musikschule sowie eigenen Kompositionen eine besondere Dichtungsart, die ihm geradezu ihre Begründung verdankt: die kulturgeschichtliche Novelle. Der Name rührt von ihm selbst her, von der ersten Novellensammlung, die er i. J. 1856 unter dem Titel „Kulturgeschichtliche Novellen“ veröffentlichte. Diesen folgten 1863 zwei Bände „Geschichten aus alter Zeit“, 1868 das „Neue Novellenbuch“, 1874 die Sammlung „Aus der Ecke,“ 1880 die vorletzte „Am Feierabend“ und 1888 die letzte „Lebensrätsel“. Diese Sammlungen, welche die Cottasche Verlagshandlung seit 1898 erfreulicherweise in einer billigen Gesamtausgabe: „W. H. Riehls Geschichten und Novellen“, 7 Bände, zugänglich gemacht hat, enthalten gerade fünfzig Novellen und umfassen in feinsinniger, zeitgetreuer Hintergrundschilderung rund tausend Jahre ausschließlich deutschen Lebens.

Wenn aber Riehl in jenen fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wo sich fast die ganze deutsche Dichtung auf ihren natürlichsten Stoff, auf die Darstellung deutschen Sinnens und Schaffens, besann, eine Schilderung alter deutscher Sitten und Zeiten in novellistischer Form begann, so ist ihm doch diese Schilderung von Anfang an nicht Selbstzweck gewesen. Vielmehr hatte er seiner kulturgeschichtlichen Novelle von vornherein ein rein dichterisches Ziel gesteckt. Sie sollte ein noch die Gegenwart beschäftigendes „psychologisches Problem lösen, ein geistreiches Paradoxon seines scheinbaren Widerspruchs ent-

kleiden, aber nicht durch eine lehrhafte Beweisführung in Worten, sondern durch die poetische Dialektik der Tatsachen [der für die Umwelt und die Zeitfärbung der Grundmotive bestimmenden Vergangenheit], durch die artig verflochtene Handlung einer Geschichte, die unvermerkt zum überraschenden und dennoch überzeugenden Schlusse führte."

Mit dieser seiner Novelle gesteckten Aufgabe kennzeichnet Riehl selbst deren Mangel wie Vorzüge. Der Mangel ist das Fehlen großer Leidenschaften, ja in den älteren zumeist auch eines innigeren Stimmungselementes. Die Vorzüge sind neben dem durchweg deutschen Gehalt vor allem die nachdenkliche Klarheit, die aller Überladung mit atemlos spannenden, endlos bunten Geschehnissen abhold ist, der zu nachprüfendem Verweilen anregende Gedankenreichtum, die geistvolle Durchführung der Grundmotive, die durch Beleuchtung von den verschiedensten Seiten erst in volles Licht gesetzt werden, dazu das Ebenmaß zwischen Stoff und Sprache und über alles gebreitet ein goldiger Humor, der der Ausfluß einer ebenso freien als tiefen Religiosität ist.

Mehr über die Stoffe und das Wesen der Riehlschen Novellen im allgemeinen zu sagen, ist überflüssig, da solch allgemeine Würdigungen in drei eingehenderen Einzeldarstellungen vorliegen: die erste vom Verfasser dieser Erläuterungen in dem Aufsatze „W. H. Riehl als Novellist" in Otto Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1896, S. 1—28; dann die geistvolle Studie „W. H. v. Riehl, der Poet der deutschen Novelle" von Ludwig Schädel in Heft 159 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens, und zuletzt von August Otto in dessen „Bildern aus der neueren Literatur für die deutsche Lehrerwelt", Viertes Heft.

Von den hier zur Erläuterung ausgewählten drei Novellen, denen aber noch viele gleichwertige Meisterstücke ihrer Gattung zur Seite stehen, gehört die erste: „Der Fluch der Schönheit" aus d. J. 1862 in die Frühzeit des Riehlschen Schaffens, in der es dem Dichter mehr auf eine neue, geistvolle Veranschaulichung „geläufiger Wahrheiten ankam, und zwar zumeist in Geschichten,

die in kleinbürgerlichen Kreisen spielen." Die zweite: „Am Quell der Genesung" v. J. 1880 zeigt den Dichter auf der Höhe reifster, auch an Stimmung reicher gewordener Kunst der Lösung eines verwandten und doch zugleich tiefer gefaßten und weiter gesteckten Problems hingegeben. Die dritte: „Die Gerechtigkeit Gottes" aus d. J. 1888, die letzte aller von Riehl geschriebenen Novellen, ist nach Tiefe des Gedankengehalts wie Kunst der Darstellung wirklich der krönende Schlußstein im Gewölbe des Gesamtbaus seiner fünfzig Novellen. Einerseits sämtlich gleich charakteristisch für alle angedeuteten Vorzüge Riehls, sind sie in ihrem Fortschritt zum Höheren und Höchsten anderseits eine Widerlegung zweier oberflächlichen Urteile über Riehls Novellistik, wonach diese keine Entwicklung gehabt habe, sondern von Anfang an immer dieselbe geblieben sei und nie einen weiteren Blick über die nächste Umgebung hinaus gewähre.

I.

Der Fluch der Schönheit.

1862.

(Riehls Geschichten u. Novellen. Gesamtausgabe, Bd. 2, S. 169—230. Geschichten aus alter Zeit, Bd. 1.)

A. Der Zeitraum, den die Geschichte umfaßt, sind die für Deutschland so schrecklichen Jahre 1610—1638. Ihren Schauplatz bilden die Hessenländchen zwischen Dill, Rhein und Main mitsamt den angrenzenden Herrschaften, wie Hanau, und den kurmainzischen Gebieten von Würzburg und dem Vizedomat Aschaffenburg [sein Regent heißt deshalb S. 200 Vizedom], im besonderen Weilburg, die Hauptstadt des Nassau-Weilburgschen Ländchens, deren in die Geschichte verwebtem altem Gymnasium Riehl selbst seine Ausbildung verdankte.

Über die vereinigten Nassauischen Gebiete herrschte 1602—28 der tüchtige Ludwig II., über den Nassau-Weilburgischen Teil seit seiner Abtrennung im J. 1629 dessen dritter Sohn Ernst Kasimir. Trotz aller Umsicht vermochte jener dem Weil-

burgischen Ländchen die Stürme des dreißigjährigen Krieges nicht fernzuhalten. Einerseits lag es dem jülich-klevischen Erbe benachbart, dessen reichen Bestand der katholischen Partei zu erstreiten der spanische General Ambrosius Spinola in Wesel bereit stand und bald für den katholikenfreundlichen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg auch die katholische Liga auf den Plan trat, während der ebenfalls benachbarte Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz die evangelische Union für Brandenburg in Bewegung setzte. Noch verderblicher wurde es für die Nassau-Weilburger, daß Moritz v. Hessen-Kassel und dann Wilhelm V. der Standhafte zur Union und den Schweden, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt zum Kaiser hielt, weil er so das zwischen ihm und Hessen-Kassel strittige Oberhessen mit Marburg zu gewinnen hoffte, während der ihm verbündete Erzbischof v. Mainz in gleicher Weise die Grafschaft Hanau zu erwerben gedachte. Wie auf wenig Gebieten, gab es so im Rhein-Main-Winkel eine Menge sich kreuzender Interessen, zu deren Verfechtung sich Ligisten und Kaiserliche wie Unionsfürsten und Schweden je mit ihren Parteigängern unablässig befehden und ablösen mußten. Die Neigung, gleich dem ehedem den Schweden verbündeten Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, der im Dienste des Kaisers 1638 Hanau wegnahm, mit der Partei zu gehn, deren Dienst den größeren Vorteil versprach, steigerte sich überhaupt seit der Schlacht bei Nördlingen im September 1634 stetig, je mehr die großen Ziele des Kampfes schwanden und das gemeine Kriegsvolk überhaupt nur darauf aus war, seine wachsende Not und Gemeinheit zu befriedigen.

Überhaupt hat es Riehl abgelehnt, hervorragende Persönlichkeiten und allbekannte große Ereignisse der Weltgeschichte tiefer in seine Novellen zu verflechten. „Mir dünkt", so beschrieb er im Vorwort zu den „Kulturgeschichtlichen Novellen" von 1856 selber sein Verfahren, „die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach der Seite hin, auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Konflikten walten zu lassen. Die

Scene ist historisch. Es sind dann aber, kurz gesagt, erfundene Personen, die in den Vordergrund treten, die mit feinem Pinsel ausgemalt werden sollen, eine erfundene Handlung, die sich episch frei gestalten kann, keine geschichtliche, wenigstens keine weltgeschichtliche. Denn in den Winkeln der Spezialgeschichte können wir allerdings noch Intriguen und Helden aufspüren, die novellistisch bildsam sind, ohne daß wir durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation beleidigen. Weltgeschichtliche Geschicke mögen von ferne hereinragen, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne des historischen Romans schreiten. Der Boden aber, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, worin die erdichteten Personen atmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts; die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage."

Selbst die Führer des Kleinkrieges, außer den zwei schon erwähnten noch Markgraf Johann Georg von Brandenburg, der 1628 im Weilburgischen für den Kaiser warb, — er war, nebenbei gesagt, das 23. legitime, freilich nachgeborene Kind des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg I. (1571—8. Jan. 1598) und am 4. Aug. 1598 geboren —, der schwedische Generalmajor Baudiß, der 1632 am Rhein befehligte, werden denn kaum mehr als mit dem Namen genannt, und nur der schottische Kommandant von Hanau, Jakob Ramsay, der sich schon bei der Erstürmung Würzburgs und als Erstürmer von Aschaffenburg ausgezeichnet und 1635—1638 Hanau heldenhaft behauptet hatte, tritt als Kontrastfigur zu dem von der gleichen „weltgeschichtlichen Idee" der kriegerischen Ehre ergriffenen Helden der Geschichte in etwas helleres Licht der Dichtung.

Soviel von den geschichtlichen Gestalten, die in dem der Novelle gegebenen Hintergrunde der ersten zwanzig Jahre des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges namentlich genannt werden. Wahrer als dieser Ausschnitt aus dem alles ehedem so blühende Glück des Vaterlandes zertretenden großen Kriege konnte Riehl

gewiß den Hintergrund nicht wählen für seine Geschichte von der Flüchtigkeit, Gebrechlichkeit und Gefahr äußerer [angeborener] und der alleinigen Dauer innerer [erworbener] Schönheit.

B. Thematisch und gleich wie im Kontrapunkt setzt die Novelle im 1. und 2. Absatz des ersten Kapitels mit der Meldung des bevorstehenden Ereignisses, daß dem weilburgischen Schneidermeister Haselborn der seit Menschengedenken schönste Junge geboren werden würde, und mit des Erzählers zweifelnder Frage ein, ob solche Schönheit eine so wertvolle, sichere Gabe sei. Daß die Hebamme den Neugeborenen blasphemisch mit dem Christkind vergleicht und der Volksstimme Ausdruck verleiht, wonach solche Kinderschönheit nur kurzes Leben oder langes Leiden bedeutet, erhöht noch das Bangen (Absatz 3 und 4). Durch die Wahl des „schönsten Namens Amos“ veranlaßt, predigt dann gar auch der Pfarrer noch von allen Kriegsgreueln, die ein zerschlagenes Volk erst nach viel Weinen und Sterben überdauern werde (Absatz 5—8). Bald wirft schönheittrunkene Künstlerfreude, der der Knabe zu vier Engeln in der Kirchenkuppel sitzt, und Eitelkeit der Eltern auch in die Kindesseele die ersten Flocken der Eitelkeit (9—13): der Vater, der auch allein durch die eigene Schönheit — eine modern anmutende Motivierung — die reiche Müllerstochter, die seine Frau ist, gewonnen hat, denkt sich ihn schon als Stadtpfarrer, Amtmann oder Feldobrist, und das Kind wähnt gar, es werde in allen drei Würden „zumal“ [= auf einmal] glänzen (9); es erzählt mit Stolz von seinem Modellstehen (10); der Vater hängt ihm, halb aus dem eigenen Geldbeutel, halb aus dem Inhalt der „Hölle“ [der Vertiefung auf dem Schneidertisch, in die der Schneider nicht bloß die Beine, sondern nach dem Volkswort auch einen Teil des von den Kunden gelieferten Stoffes verschwinden ließ] die buntesten Kleider auf den Leib, und da der Knabe nicht klüger sein kann als der Vater, ahnt er nicht, daß er seiner Schönheit mit diesen Kleidern auch die Feindschaft der Straßenjungen verdankt (11). Dabei hochauf-

geschossen, keck und selbstbewußt, gewinnt er in Schulmeisters Martha, einem gleich wilden Mädchen, wohl eine Bundesgenossin; aber im Hause verwöhnt, nimmt er deren Hilfe wie Butterbrote wie etwas ihm Gebührendes hin und, von der Mutter schon seit dem zehnten Jahre mit dem Bilde einer adligen Heirat umgaukelt, hat er für des Mädchens Anhänglichkeit nur kühlen Dank von oben herab (12 und 13).

Die verhältnismäßig breite Ausführung dieses gegensätzlichen Motivs des selbstlosen Mädchens neben dem selbstgefälligen Knaben führt zum ersten Male zum Thema von der angeborenen äußeren Schönheit, dessen negative Entwickelung der Dichter schon deutlich genug hat ahnen lassen, als positive Ergänzung den Gegensatz von der inneren Güte ein. Überhaupt lohnt schon hier ein Hinweis auf die für Riehl charakteristische gegensätzliche Gedankenführung, die hundertfältig bis in die einzelnen Satzfügungen nachwirkt. Die glückliche Kindheit ist vorbei, und heranrückt die bedeutsamere Jünglingszeit, wo dem Jungen fremde Verschuldung als eigener Fehler angerechnet werden wird und zugleich das Elend der Zeit fühlbar zu werden beginnt; das alles bringt der Dichter lebhaft zum Bewußtsein durch die Antithesenreihe: „Amos wuchs inzwischen heran vom lieblichsten Kinde zum frischesten, kräftigsten Jüngling: er war gewandt, aufgeweckt, heiter, wenn auch etwas selbstgenügsam ... Die Blüte hat erfüllt, was die Knospe versprochen. Aber auch die am Tauftage geweissagte Kriegszeit hatte sich erfüllt, und die Wehen des unseligen Krieges lasteten von Jahr zu Jahr schwerer auf dem Nassauer Lande."

Der Dichter, der bisher die Schuld der den Knaben eitel machenden Umgebung hervorhob, deutet beim Beginn der Schilderung seiner Jünglingsjahre die beginnende eigene Verschuldung fein an, wenn er den Bericht über seine Lateinschuljahre (Absatz 14—20) mit den Worten einleitet: „so klang ihm sein ehrlicher deutscher Name Haselborn zu ungelehrt, unschön und schneiderhaft; er latinisierte ihn nach damaliger Sitte und schrieb sich fortan: Amos Corylofontanus." Äußerlich

bleibt auch des zum Gottesgelehrten bestimmten Lateinschülers launisch spielende Teilnahme an den theologisch-lateinischen Schulwissenschaften, die ihn, gleich den Mädchen in der Stadt, nur dann anziehen, wenn seine Selbstgefälligkeit, sich darin widerspiegelnd, ihre Nahrung dabei findet. Dem Rektor, der die Wegnahme des jedes „Fünkchens“ geistlichen Sinnens entbehrenden Schülers empfiehlt, legt der Dichter wieder eine bedeutsame Antithesenreise in den Mund: „die Schönheit, dem Kavalier ein Glück, dem Schneidersohn ein Unglück, dem eingebildeten Schneidersohne ein Fluch.“

Aus verletzter Eitelkeit verkennen die Eltern das Berechtigte in den Worten des Rektors und nehmen den Sohn von der Schule, und den schönheitsseligen Sohn ärgert daran nur eins: nach dem Stadtgerede soll seine Liebschaft mit der armen Martha der Grund seiner Entfernung sein. Obgleich er gegen solche Nachrede nur von dieser verteidigt wird, bringt es daher der Eitle noch immer nicht zu einem offenen Ausdruck seines Dankes, geschweige dazu, diese äußerlich unschöne Verkörperung innerer Gediegenheit auf sich wirken zu lassen und ihrer Mahnung zur Abbitte beim Rektor, zur Rückkehr hinter die Schulbank und zur ernsten Vorbereitung auf einen frommen Pfarrer nachzugeben (Absatz 21—24).

Es ist aber, dieser Teilsatz des Rektors erfüllt sich zuerst, ein Unglück, „wenn ein gewöhnliches Menschenkind zu schön ist.“ Er bringt es nicht bloß fertig, bei den immermehr herabkommenden Eltern müßig die Beine unter den Tisch zu stecken, deren Länge ihm genügt, sich in Erinnerung an die Schulzeit mit dem tatsächlich ungewöhnlich schlanken vatikanischen Apollo [= A. von Belvedere, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Antium aufgefunden wurde] zu vergleichen. In verblendeter Eitelkeit vergißt der Schneidersohn auch die Schranken des Standes, und so sagt ihm sein Herr, der Rentmeister, dessen Vertrauen er durch seine Geschicklichkeit als Rentschreiber gewonnen hat, den Dienst auf, weil er zu schön sei, und die von ihm angebetete und mit seiner Liebe spielende Rentmeisterstochter, sein leibhaftiges Ebenbild in weiblichem, vornehmerem

Gewande, erklärt ihm, warum: weil die Tochter eines gräflichen Dieners doch keinen Schneiderssohn heiraten könne (Absatz 25—29).

So an seiner verwundbarsten Stelle, seiner Selbstgefälligkeit, zum ersten Male wirklich fühlbar verletzt, wird der immer Mutige reif zu einem verzweifelten Schritte: er will sich den Werbern, denen endlich einmal gerade seine Schönheit gefällt, übergeben. Die Geschichte erreicht damit einen dramatischen Höhepunkt. Als die Roheit des Kriegslebens zum ersten Male an Amos' schöne Erscheinung, die darin untergehen muß, heranschlägt, bricht sich Marthas schöne Seele, die ihrer überall sicher ist, mutig Bahn, um den still Geliebten den Fluten zu entreißen. Und es scheint zu gelingen:

„Der Werber aber flüsterte ihm ins Ohr: ‚Ist das dein Schatz! Pfui, schäme dich; ein so schöner Bursch und eine so häßliche Dirne! Ist nicht ihr Gesicht wie aus einer Rübe geschnitzt? Da schau hinüber noch unsern Mädeln, die den Wein kredenzen! Gelt, dies ist ein feineres Kaliber? Und sie alle sollen deine Schätze sein, wie du willst; — jeden Tag eine andere!‘

„Amos warf einen Blick auf die Troßdirnen und spuckte voll Abscheu aus. ‚Geht mir mit euren Weibsbildern; ich habe keinen Schatz und will keinen haben!‘

„‚Komm mit mir, Amos!‘ flehte Martha.

„‚Ich folge dir!‘ erwiderte er, verwirrter als zuvor. Denn im selben Augenblicke fiel ihm ein, daß man die Schulmeisterstochter mit dem Rübengesicht nun doch für seinen Schatz halten würde, wenn er ihr folge. Hätten die Soldaten nur nicht gleich beim ersten Anblick über das häßliche Gesicht gespottet.

„Und er folgte ihr nicht.“ —

Zugleich ein bedeutender Musiker, hat Riehl einmal im Vorwort zu der Novellensammlung „Am Feierabend“ den Gedanken ausgesprochen, daß sich für jede seiner Novellen — er dachte sie sich am liebsten im Familienkreise laut vorgelesen — ein „Lesetempo“ angeben lasse. Der dafür Empfängliche wird dergleichen Verschiedenheiten des Rhythmus natürlich auch zwischen Sätzen ein und derselben Novelle vernehmen,

oder wer hörte nicht, in wie hüpfenden Rhythmen die Rede des Werbers und das eigene Gedankenspiel Amos' Gefühl verletzter Eitelkeit umschmeicheln, während der Gegensatz in zwei kurzen Reihen ganzer Noten, erst im Hochton: „‚Komm mit mir, Amos!' flehte Martha" sich meldete, um sich dann mit den Worten „Und er folgte ihr nicht" wie in tiefem Baß grollend zurückzuziehen? —

Indem ihm damit das Idyll der Jugend versinkt, zahlt Amos spöttische Erinnerungen an das, was darin sein Glück schien, mit roher Gewalttat heim; aber indem er der lauten Verleugnung seines ihn ohne Erwiderung liebenden Schatzes die antithetische Erklärung hinzufügt: „Aber wer dem Kinde ein Haar krümmt, dem renne ich auf der Stelle den Spieß durch den Leib", meldet sich hinter der gefährlichen Schale seiner schönen Erscheinung eben in dem Augenblick, da sie unter der ersten Berührung mit der rohen Welt in Gewalttätigkeit und Unmäßigkeit zu versinken droht, beruhigend ein lebendiges Gefühl für echte, für sittliche Schönheit (Absatz 29—46).

Das Thema ist so abermals vertieft. Wir fühlen, daß das, womit der „schöne" Amos scheiterte, äußeres Glück und Fortkommen war, und hoffen, daß er dafür in noch bedrohlicherer Umgebung ein anderes, sein wertvolleres sittliches Teil nicht verlieren wird.

Die Antithese des zweiten Kapitels, daß eben das, was im äußeren Fortkommen sein Unglück war, für sein inneres Leben sein Halt wird, ist damit zugleich wohl vorbereitet.

Er selbst freilich sieht bis an das Ende seiner zehn Kriegsjahre (1628—1637) im stillen in seiner Schönheit einen Wegweiser zu äußerem Glück (Absatz 1). Der Schimmer dieser Hoffnung tröstet ihn über die Trennung von den Eltern und den allmählichen Verlust aller Beziehungen zur Heimat, wo inzwischen in der allgemeinen Kriegsnot und Seuche auch die Schneidersleute das Zeitliche segnen (2 und 3). Er verliert diesen Glauben auch nicht, obwohl er im Dienst nicht vorwärts kommt infolge bewußter und ihm rücksichtsvoll ermöglichter Fernhaltung von groben Gewalt- und Greueltaten; denn mit

dem Äußeren, dem lateinisch aufgeputzten Namen, den er im Felde bald aufgab, hat er nicht auch das Bessere mit abstreifen mögen: das in seiner angeborenen Schönheit ihm mitangeborene und unter dem Hauch der klassischen Bildung verstärkte Gefühl für das sittlich Schöne, das er sich auch inmitten des rohesten Treibens bewahrt hat (4 und 5). Als er bei der Plünderung einer Pfarre nur das Notwendigste genommen hat und sich trotzdem neben der roh hausenden Bande von dem Pfarrer allein als der leibhaftige Teufel, als die „scheußlichste Bestie“ in verführerischem Gewande schelten hört, ist ihm dies daher „zu arg“, und er wünscht zürnend, daß jener „nur einmal ein Jahr die Last der verteufelten Schönheit tragen müßte.“ Doch es bleibt noch bei Worten; von der wirklichen Lösung des Widerspruches zwischen Glück und Schönheit sind auch die beiden Pfarrersleute bald noch ebenso weit entfernt wie der Träger der verhängnisvollen Gabe: die Pfarrerin belohnt zugleich die Schönheit und feine Sitte des jungen Soldaten durch eine Kanne besten Firneweins [d. i. alten, klaren Weines]; der Pfarrer weiß zwar wohl, daß es Roheit und (sittliche) Häßlichkeit am weitesten bringen in dieser argen Zeit, das Schönste und Edelste in uns dagegen am härtesten gestraft wird, aber trotzdem gibt er ihm nicht den Rat, auf Erfolge in dieser Zeitlichkeit zu verzichten, sondern zeigt ihm ein Vorbild und verschafft ihm einen neuen Herrn in einem Manne, „der ein Glück gewonnen, wie es der Glanz seiner Naturgaben verhieß,“ in Jakob Ramsay, dem schwedischen Kommandanten von Hanau. Daß dieser freilich aus adligem Blut, dünkt Amos nur eine Bestätigung des einst mit Neid gehörten Satzes seines Rektors, daß Schönheit für den Kavalier ein Glück sei.

Die Reihe von Absätzen (6—22), die diese schwierige Gedankenreihe veranschaulicht, veranschaulicht auch schon durch ihre große Zahl die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, das Trugbild der Schönheit und auf sie gegründeter Glücksansprüche zu zerstören. So muß es das Leben tun, und das tut es in jäher Katastrophe (Absatz 23—25) mit um so grausamerer Härte. Vom Pfarrer mit der Klugheitsregel, zumal dem „schönen

Ramsay" gegenüber nicht selber von der eigenen Schönheit zu sprechen, und aus der Lehre des Rentmeisters mit trefflichen Kanzleifähigkeiten ausgestattet und tapfer wie immer, rückt Amos nicht nur zum Fähndrich, sondern auch zum bevorzugten Gesellschafter Ramsays auf, dafür natürlich vom Neide der neuen Kameraden verfolgt, die das ihm jetzt lachende schnelle Glück auf seine Schönheit schieben. Da, als eben der Stern des Glückes aufzusteigen scheint, treffen die wohlgezielten Axthiebe wütender Bauern, die sich an dem feindlichen Führer Ramsay zu rächen vermeinen, fast tödlich das schöne Antlitz des arglosen Doppelgängers.

Es ist die Aufgabe des *dritten*, etwas behaglicher ausgesponnenen *Kapitels* darzustellen, *wie aus der Vernichtung des so lange lockenden Trugbildes der äußeren Schönheit endlich die innere, wie aus dem Fluche der Schönheit* gerade in ihrer Zerstörung *der Segen* erwächst, wie nach Amos' eigener Erkenntnis die schwere Krankheit zwar als eine Strafe wirkte, „aber als eine jener göttlichen Strafen, worin sich uns die Gnade und Güte Gottes am tiefsten offenbarte". Die Stufen, in denen diese Erkenntnis allmählich aufsteigt und endlich Betätigung wird, brauchen nach der breiteren Entwicklung der Probleme nur kurz angedeutet zu werden:

1a. *Amos' Krankenlager bis zur Überrumpelung Hanaus* (Absatz 1—13). Die Phantasien des langweiligen Krankenlagers und der Verlust des einen Auges wecken in Amos das *innere Gesicht* für das Gute und die andere Art des Schönen, die er verlassen und so sehr verkannt hat: Er empfindet all die Güte der Eltern, denen er ehedem kaum gedankt, und die Liebe Marthas, die er nicht gemocht; da er aber jetzt beide gleich gut findet, kann er sie sich jetzt nur noch nebeneinander denken und er selbst möchte sich — er sagt als Marthas Freund und meint als ihr Geliebter — dazu gesellen; denn auch alle *Härten der Form* scheinen ihm jetzt *in dem* spät erkannten *Liebreiz einer milden, guten Seele verklärt.* Für sich aber triumphiert er, als er zum ersten Male wieder in den Spiegel schaut: ‚Gottlob, nun bin ich

nicht mehr schön!' Und wenn er sich vorher noch ausgemalt hat, wie er als ein Fähndrich oder noch ein Höherer zurückkehrt und Martha durch die Straße führen will, hat er nun kaum noch eine Freude daran, als ihm Ramsay dafür, daß „er seinem Feldherrn das Leben gerettet", sofortiges Aufrücken und reiches Schmerzensgeld verheißt: in der Anerkennung aus dem eigenen Munde des Geretteten empfindet er etwas von der Ungehörigkeit äußern Lohnes für ein freies Opfer.

1b. Amos' Krankenlager bis zu seiner Entlassung (Absatz 14—18): Ramsays tödliche Verwundung beim Überfall Hanaus und die Entstellung auch dieser ehedem so glänzenden Erscheinung lassen Amos in seiner wachsenden Innerlichkeit jetzt auch ahnen, wie trüglich das Glück der Schönheit auch für den Kavalier ist, und des nun auch hilflosen Tränen und schlichte Dankesworte rühren ihn unendlich tiefer als das frühere Versprechen klingenden Lohnes.

2. Amos als Schatzträger (Absatz 19—37): Hat Amos dem Herrn vorher ungewollt das Leben gerettet, so zeigt er jetzt die willigste Bereitschaft, dessen Schatz, die Edelsteine von dem in Mergentheim [M. war 1525—1809 der Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens] geraubten Prunkgewande des Deutschordensmeisters zu retten. Im stillschweigend übernommenen ersten Dienste für andere, mit dem Reisegelde in der Tasche wird er, der mit einem hohen Grade heimzukehren gedachte, freiwillig ein Bettler und gewinnt ein Lumpengewand lieb als schützende Hülle für das anvertraute Gut, und trotzdem vereitelt der letzte Schatten des abziehenden Trugbildes der Schönheit noch einmal sein bestes Wollen. Unbewußt verrät er sich den Häschern durch seinen Einspruch gegen ihre Erzählung von einem scheußlichen Affengesicht, das einst die feindlichen Äxte von Ramsays Haupte habe abwenden müssen. Als er jetzt den Besitz der Kleinode nicht mehr verhehlen kann, durch ihre Preisgabe aber Ramsays Schuld erweisen müßte, schleudert er sie daher lieber auf die Gefahr eigener Mißhandlung in die Wässer der Lahn: er wahrt Treue und Ehre und verzichtet lieber auf den ihm vor kurzem noch wertvoll

dünkenden Anteil, sei es am geretteten, sei es am verratenen Schatze.

3. Amos vor Weilburg (Absatz 38—47): Als Gefangener der Häscher mit gegen Weilburg zu ziehen genötigt, nach deren Ausreißen dafür als Gefangener der fragwürdigen Stadtbesatzung eingebracht, verliert Amos scheinbar auch noch die Eigenschaft eines ehrlichen, tapferen Soldaten und erfährt zugleich, daß in der Stadt mit vielen Bekannten auch die guten Eltern einer Seuche zum Opfer gefallen sind.

4. Martha und Amos (Absatz 48—73): Da steigt ihm über dem Kirchhof aller seiner Hoffnungen wieder das Bild Marthas empor: am Pfahlgraben erfährt er, daß sie durch die Anheftung einer alles Plündern bedrohenden Proklamation ihres Landesherrn, wie sie es einst für ihn werden wollte, so jetzt für die ganze Stadt die Retterin vor dem drohenden Überfall geworden ist. Zum Ausweis über seine Person vor Martha geführt, wird der Entstellte bei seinem völlig veränderten Äußeren von ihr so wenig wie von den Weilburgern erkannt; aber als seiner erschütterten Seele das erste bebende Wort entsteigt, da fällt sie dem Wiedergefundenen, der solchem ehedem so stolz gewehrt hat, beglückt und beglückend mit Schluchzen um den Hals. Die innere Schönheit hat die einst trennende äußere Schale durchbrochen, und in der Erinnerung der Jugend und der Freude des Wiedersehens geht das Glück der Seelen auf. Äußeres Glück, äußeren Lohn sucht Amos jetzt nicht mehr und so erklärt er, als Bettler auf die auf dem Krankenlager noch so heiß ersehnte Hand Marthas verzichten zu müssen. Der Rest des mütterlichen Vermögens, das ihm das von den Eltern zuletzt gar gern als einzige Stütze angenommene Mädchen in der Mutter Auftrage einhändigt, behebt auch diese Sorge. Während ihnen so im Einklang mit Amos' Taufpredigt doch schließlich die Jahre des Heiles kommen, benimmt die Nachricht von dem Hungertode, den Ramsay aus Verzweiflung über den Verlust von Ehre und Reichtum gesucht hat, Amos jetzt den letzten Wahn, daß angeborene Schönheit das Glück des Kavaliers begründe. Daß aber auch

die beiden Eheleute noch einmal nach dessen ins Wasser geworfenem Schatze fischen gehn, zeigt in menschlicher Schwachheit und Wahrheit, daß sie noch immer Glücksucher auf Erden sind, wenn sie auch wohl wissen, ohne es noch auszusprechen, daß Güte des Herzens und Schönheit der Seele in alle Wege Himmelsglück schon auf Erden ist.

II.

Am Quell der Genesung.

1880.

(Lebensrätsel: Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe, Bd. 7, S. 215—276. Lebensrätsel, Einzelausgabe. 3. Aufl. v. J. 1893, S. 289—372.)

A. Riehls Novelle „Am Quell der Genesung" gehört zu den verhältnismäßig wenigen, die unter der stattlichen Zahl seiner fünfzig Novellen in der Gegenwart spielen. 1849 als Fünfundzwanzigjähriger in die Verbannung zu gehen genötigt, hat Philipp Schmidt diese zwanzig Jahre getragen, hat er nach der Rückkehr im Jahre 1869 oder 1870 seine Ehe geschlossen, aus der er jetzt, ein hoher Fünfziger, einen achtjährigen Sohn hat: das ergibt frühestens das Jahr 1878 als die Zeit, in welcher die Geschichte spielt. Eine noch zu berührende politische Anspielung führt gar bis Ende 1879/80.

Riehl fand die Kennzeichen dieser Jahre, des Jahrzehntes der deutschen Gründungen und der Wiener Weltausstellung (1873), im Materialismus und Kapitalismus, in der Unrast und Unbefriedigung, aus denen diese Jagd nach dem Glücke doch nicht herausführte, und in der aufregenden Kunst, die in dieser Stimmung geboten und genossen wurde. Eugen Milett, der in der Geschichte neben dem Bauernwirte der Hauptvertreter der neuen Zeit ist, verehrt deshalb Arthur Schopenhauer (1788—1860), der mit seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" (1819, 2. vermehrte Auflage 1844) der moderne Begründer des Pessimismus, der Lehre, daß die be-

stehende Welt nicht die beste, sondern die schlechteste aller möglichen Welten sei, geworden war und namentlich in dem Katzenjammer nach den Gründerjahren erst der Modephilosoph wurde. Wenn Kap. 4, Abschn. 41 die sich mit Schopenhauer drapierende Blasiertheit im Gegensatz zu den von Osten gekommenen Seuchen [der Pest im 14., 16. und 17.; der Cholera im 18. Jahrhundert] vom Westen hergeleitet wird, so ist damit Frankreich gemeint, wo der Begriff blasé gebildet und eine Lebensphilosophie der Blasiertheit eigentlich schon mit Michel de Montaignes (1533—1592) „Essais" begründet wurde, davon ganz zu schweigen, daß das Land die hohe Schule der Lebemänner und damit der Abgelebten von je gewesen ist. Ludmilla Azalinka, die mit ihrer Richtung auf Sensation und Kunstqual der rechte Typus der Romanschriftstellerei der erregten Zeit ist, verehrt demgemäß auch Richard Wagner*), wenn sie auch in seinem Banne nimmer Nibelungen- noch Wodansromane schriebe (Kap. 3, Abschn. 24); der überdies nur halbdeutschen „Modernen" käme das bald so abgestanden vor wie Hohenstaufisches, das ja Raupach mit seinen Hohenstaufen-Tragödien in Verruf gebracht hatte.

Doch der Dichter hat sich nicht auf die Schilderung der Gegenwart beschränkt, sondern läßt in sie hinein einen Vertreter aus der vorhergehenden Generation ragen, die noch voll selbstloser Begeisterung das, was die Gegenwart nach seiner Verwirklichung nur nörgelnd genießt, das „Eine deutsche Reich", als Ideal ersehnte. Philipp Schmidt ist bis auf die Versteifung auf sein Heilmittel die Verkörperung dieser Zeit und zugleich auch ein Stück leibhaftiger Riehl, der ehedem auch als „Großdeutscher" ein Reich der ganzen deutschen Zunge erhofft und sich dann doch ehrlich auch mit den beengenderen Verhältnissen

*) Über Riehls ziemlich ablehnende Stellung gegenüber der Wagnerschen Musik vgl. bes. seine „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfe". 2. Aufl. S. 443—528 (Stuttg. 1892). Wagners „Nibelungen" eroberten die Welt auch erst in denselben siebziger Jahren von Bayreuth aus.

des neuen Reiches Bismarckischer Schöpfung absand. Heinrich Gagern, wie Schmidt Kap. 2, Absatz 38, mit einer den Demokraten malenden Weglassung des Adelswörtchens von sagt, genauer Heinrich Wilhelm August Freiherr von Gagern (1799—1880), war seit dem Mai 1848 der Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, vom 16. Dezember desselben Jahres bis 21. März 1849 Präsident des Reichsministeriums. Er befürwortete unter dem Drängen der Mehrheit am 18. Dezember 1848 tatsächlich zunächst für Deutschland die Einrichtung eines engeren Bundesstaates mit Ausschluß Österreichs, indem er gleichzeitig durch gesandtschaftlichen Verkehr zwischen diesem von ihm als Ministerpräsidenten vertretenen, tatsächlich noch nicht fertigen deutschen Bunde und Österreich eine Verständigung über ein festes Bundesverhältnis herbeiführen wollte. Eben deshalb nennt ihn Schmidt mit Rücksicht auf das 1879 von Bismarck zu stande gebrachte Bündnis zwischen dem Deutschen Reiche und der Österreichisch-ungarischen Monarchie „Bismarcks Propheten". Die andere Bezeichnung „Phrasengießkanne", gegen die Schmidt ihn in Schutz nimmt, rührt von Bismarck selbst her, der ihn nach dem Zeugnis von Moritz Busch, „Tagebuchblätter", Bd. 1, S. 415, am 20. November 1870 gebraucht hat.*)

---

*) „Deklamatorisch" nennt ihn Bismarck ja noch in den „Gedanken und Erinnerungen", Bd. 1, S. 67, und wenn das auch selbst aus dem Munde des größten Tatenmenschen gar nicht so sehr bitter gemeint ist, wie eben die Lektüre dieser Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" lehren kann, so hatte es doch immerhin seine Berechtigung. Des zum Beweise nur die satirische Charakteristik, die von Gagerns Art Moritz Hartmann, selbst ein Mitglied des Frankfurter Parlaments, gibt, indem er ihm (Reimchronik, S. 117 f.) nach seinem Verzicht auf das Reichsministerium die Worte in den Mund legt:

„Ich mit der Persönlichkeitsgewichtsbewußtseinsaufgeblasenheit,
Ich bin ich, in ganzer Größe, wie Sie sehen jederzeit;
Ich bin ich, das ist gewiß, doch bin ich selber noch mit mir im Streit
Über das, was ich denn bin, denn ich selbst — (Ungeheure Heiterkeit)

Mit dem Kontrast der achtundvierziger und siebziger Jahre hat sich der Dichter nun aber in der Zeichnung des Hintergrundes zu seiner auch an ausgeführteren Charakteren reicheren Erzählung noch nicht begnügt, sondern beiden Zeiten, dem materiell überreizten Jahrzehnte nach der Reichsgründung und der für politische Ideale kämpfenden Revolutionszeit, stellt er wieder die Jahre um 1815 gegenüber, wo Mozart, auf den Azalinka verächtlich herabsieht, herrschte und der von ihr gleich wenig geschätzte Goethe*) und Metternich in Karlsbad „an der Spitze der Kurlisten standen". Die Quellen, aus denen Philipp Schmidt von dem dortigen heiteren Badeleben weiß, waren natürlich seinem Doppelgänger, dem Kulturgeschichtsforscher Riehl, wohl vertraut: Wilhelm Gottlob Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", das 1794—1815 erschien, und darin zu der Erzählung „Drei Wochen im Bade" die figurenreichen Abbildungen von der Hand des flotten, freilich auch etwas oberflächlichen Kupferstechers und Zeichners Johann Heinrich Ramberg (1763—1840), des späteren Hannoverschen Hofmalers. Wenn Milett mit seiner Rimselrainer Stiftung am Schluß der Geschichte (Kap. 4, Absatz 50) „das Traumbild, wie es in dieser Erzählung stand, verwirklichen will", und mit diesem Gelöbnis, er, die Verkörperung der politischen

---

Sagt' ich etwas gegen alle Schicklichkeit, ihr lieben Herren, o so verzeiht,
Denn mit umgedrehter Seele stehe ich vor Ihnen auch noch heut.
Wenn man ein so ungeheurer Mensch ist und so fürchterlich gescheut,
Ist man manchmal schrecklich dumm aus Übermaße an Persönlichkeit.
Finden Sie vielleicht die Rede viel zu hohl, zu leer, zu aufgeblasen und zu breit,
So versichr' ich Ihnen, das ist Geist, ist Scharfsinn, ist Beredsamkeit."

*) Schmidt-Riehl bekennt sich Kap. 3, Abschn. 13, durch das Citat zu ihm: „Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle." Nur sagt Goethe vor dem zweiten Teile von „Wahrheit und Dichtung" wünscht statt begehrt.

Wirklichkeit und sozialen Gebundenheit im neuen Reiche, dem so gern ungebunden im Reiche der Gedanken schwärmenden Achtundvierziger die Hand zum dauernden Freundschaftsbunde reicht, so will das eine Mahnung sein, auch in den größeren neuen Verhältnissen in gegenseitiger Würdigung dasselbe Ziel, den Frieden zu suchen, den, nur auf anderem Grunde, jene Zeit gefunden hatte.

B. „Herr Eugen Milett war ein glücklicher Mann; es fehlte ihm gar nichts. Und doch war er nicht ganz glücklich, eben weil ihm gar nichts fehlte. Er wußte nicht, wie glücklich er war!" Nicht einmal ordentlich naß war er schon einmal geworden: so kündigt der Eingang (Abschnitt 1—3) des ersten Kapitels — mit Verlaub zu sagen — den Helden der Geschichte ebenso neckisch an, wie es ihn als einen aus Überfluß Unzufriedenen, als einen Blasierten schildert.

Das erste, was wir mit ihm erleben, ist, daß die Frage, ob er zum Unterschiede einmal nach Kopenhagen oder nach Wien reisen soll, für das letztere nicht durch ihn, sondern durch den Zufall der Lokalfahrpläne entschieden wird. Ihm, dem alles nach Belieben und von selbst zugefallen ist, fehlt eben darum Willenskraft und Entschiedenheit (4—6). Wir begleiten ihn auf seiner Fahrt in erster Klasse durch die frühlingsschöne Welt und sehen ihn doch ohne Freude an solchem Genuß: um sein teures Leben besorgt, das der verweichlichte Genußmensch daheim auf Gummirädern rollen läßt, regt er sich vielmehr über die „für verbesserte Mordwerkzeuge hinausgeworfenen" Millionen auf, von denen längst hätten elektrisch betriebene Gummizüge (!) eingerichtet werden sollen, in denen auch ein Bahnunfall lediglich zu lustigen, weltbürgerlichen Umarmungen führen würde (7—11). Bei leckersten Genüssen, die er selbst auf Reisen mit sich führt, und bei all seinem Reichtum verdirbt ihm doch der von beiden nur genährte widerspruchsvolle Pessimismus die rechte Freude am Leben, und doch hängt er so daran, daß der kühle Dialektiker

noch nach Jahrtausenden „mit der fortschreitenden Menschheit in bewußtem Zusammenhang sein möchte“, wie er, sich selbst betrügend, meint, nur um sich des dann gern entbehrten Glückes künftiger Geschlechter freuen zu können. Es ist das natürlich ein ebenso widerspruchsvolles Spiel, als wenn er bei seinem so gern genährten Gedanken vom ewigen Fortschritt einerseits endlose Qual empfindet, „weil nur die Gewißheit eines erreichbaren Zieles, weil nur das Ziel selber uns beglücke“, und wenn er andererseits dem ihm abhanden gekommenen „Glauben der altmodischen Leute an die ewige Seligkeit“ das Gespenst unseliger Langeweile entsteigen sieht, „weil nur Kämpfen und Ringen, weil nur Fortschritt uns befriedige“. Er hat die Kraft nicht, diesen — zwischen Forderungen des Gemütes und des Verstandes notwendigen — Widerspruch zu lösen (12—23).

Doch Herr Milett hat noch ein anderes Glück, als in erster Klasse durch die Welt reisen und mitten im feinsten Genusse über deren Schlechtigkeit nörgeln zu können: die Jugend eines Fünfundzwanzigers und die ihm schon aus Kinderfreundschaft erwachsene und nach elterlicher Vorbestimmung zugewendete Liebe eines reizenden Weibchens, eine Ehe ohne starke Leidenschaft und doch voll innerer Schmerzen und selbstquälerischer Seligkeiten mit einem liebenswürdigen Wesen, das seinen Wunsch mitzufahren kaum schüchtern anzudeuten gewagt hat. Während ihm, dem übersättigten Verstandesmenschen, das Briefschreiben wie ein Waten im Wüstensand vorkommt und er in allem nichtstuerischem Reisen kaum Zeit zu Karte oder Drahtnachricht für sie findet, würde sie ihm doch, das weiß er, seitenlange Briefe schreiben; denn sie dachte und lebte ja nur — für ihn (24—33).

Sie herbeizuwünschen und doch sich zu freuen, daß ihm in der Ferne alle ihre Vorzüge nur desto bewußter werden, macht eben sein widerspruchsvolles Glück aus, bis ihm auch dieses Gedankenspiel getrübt wird durch die Gesellschaft eines rücksichtslos zu ihm steigenden Reisebegleiters, der in seiner auffälligen Kleidung und derben Gestalt so ganz anders ist

als sein immer geschmackvoll gekleidetes, zierliches Weibchen, der so ganz eigenmächtig ist, daß er erster Klasse sogar ungefragt raucht. Statt daß der empfindliche Herr Milett aber von dem Entschlusse, ihm seine Unart vorzuhalten, auch bis zur Tat käme, wird er vielmehr ohne Wissen und Willen zu zweistündigem Warten aus dem Zuge geholt (34—46). Am Schlusse seiner Eisenbahnfahrt betreffen wir ihn so noch einmal bei derselben unmännlichen Willelei, wie bei ihrem Antritt.

Es ist das Recht des Humoristen, die Gedanken, die bei seinen Gestalten ihm oder dem Leser kommen mögen, gleich Gedanken dieser Gestalten oder auch deren Empfindungen in eigenen Gedankenreihen weiter auszuspinnen, und manchmal schon wird der Leser zwischen den Zeilen des munteren Erzählers Riehl den gedankenreichen Weltbetrachter in ihm haben durchblicken sehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist es im „Fluch der Schönheit", Kap. 3, Absatz 5 natürlich der sinnige Naturbetrachter Riehl, der seinem Helden Amos zur Erklärung seiner früheren Blindheit gegen Marthas Schönheit die Erwägung unterschiebt: „Es gibt Landschaften, die man erst einmal im Dufte der Ferne gesehen haben muß, um dann ihren traulich anheimelnden Reiz auch in der Nähe recht zu empfinden. Gibt es nicht auch solche Menschen?" — Gemäß dem viel stärkeren Beisatz Humors, den der friedsame, abgeklärte Meister im Jahre 1880 namentlich zur Ausführung der kapitalistischen oder kapitalistisch angesteckten Vertreter des neuen Deutschlands auf die Palette genommen hat, bedient sich denn auch Riehl dieser Freiheit des Humoristen in unserer Erzählung in viel ausgedehnterem Maße. Es ist der Verfasser des „Wanderbuches" und der mit einem köstlichen Wanderidyll einsetzenden Novelle „Die glücklichen Freunde", der im dritten Absatz des ersten Kapitels den Mangel in Miletts Glück auch darin findet, daß dieser nie in dem Gefühle geschwelgt habe, das dem Durchnäßten ein trockenes Hemde bereitet. Es ist der nämliche neckische Freund erwanderter Kenntnis von Land

und Leuten und Feind aller Urteile, die über sie nach hastiger Eisenbahnfahrt gefällt werden, der im zweiten Kapitel, Absatz 1—3, durch Violas Worte in Shakespeares „Was ihr wollt", Aufzug 2, Auftritt 4, zwölftletzter Vers, zu dem ironischen Vorschlage angeregt wird, daß auf allen Wartestationen, deren er an oder nahe dem Wege Miletts bald ein Dutzend anführt, ein Denkmal der Geduld errichtet werden sollte.

Aber gerade aus der Öde, wo es niemand sucht, naht oft das Heil. In der Umsteigestation Huggenberg, deren Warteräume mit langweiligen oder rauchenden und trinkenden Insassen bei dem empfindlichen Milett Widerwillen, und deren kümmerliche Gartenanlage bei dem Verwöhnten den bittersten Hohn wachrufen, soll der Verärgerte in der dürftigen Fliederlaube einen Mann finden, der ihm als sein vollständiger Gegensatz Teilnahme abgewinnt und damit der Wegweiser zu wahrem Glücke wird. Zu dem negativen Satze des ersten Kapitels, daß äußeres Wohlergehen das Glück nicht mache, bringt so das zweite die doppelt gegensätzliche, positive Ergänzung in dem inneren Glück und Seelenfrieden, die auch äußere Not und Sorge eher festigt als erschüttert.

Dem innere Güte verratenden Tone der Freundlichkeit, mit dem ihn dieser Mann zum Niedersetzen in der Laube einlädt, kann Milett nicht widerstehen. Die Freude, mit der der Mann von dem Gedeihen der achtjährigen Anpflanzung, die seinen Hohn hervorrief, redet, weil sie ihm in ihrem jetzigen leidlichen Stande ein Symbol der Genesung seines auch gerade achtjährigen lahmen Knaben ist, und dessen Dankbarkeit gegen den von ihm ebenfalls verwünschten Sonnenschein stimmen den im Eisenbahnwagen noch über das Heiligste Spöttelnden geradezu feierlich. Die Schilderung des Zieles seiner Reise, des für den Knaben in Aussicht genommenen Böhmerwaldbades Rimselrain ohne Luxus und mit einem Wirt, der sich den Besuch einer regierenden Königin oder Kaiserin verbeten habe, um keine Verbesserungen anbringen zu müssen, rufen gar zum ersten Male wieder wach, was der Blasierte nicht mehr kannte: das Staunen (7—15).

Das Staunen wird nicht geringer, als der Mann mit dem geistvollen Kopfe, aber gewöhnlichen Namen Schmidt und in der altmodisch dürftigen Kleidung von seinem Leben und seiner Vergangenheit erzählt. Ein höherer Fünfziger, ist er noch, wie er es immer war, ganz Begeisterung eines gläubigen, dem Guten und Großen erschlossenen Gemütes. Eben nach Vollendung seiner Rechtsstudien 1849 voll Begeisterung in die Bewegung zu Gunsten eines einigen Deutschland mit hineingerissen, ist er unter dem Verdachte eines politischen Mordes gegen den Freund des eigenen Vaters damals zum Tode verurteilt worden und hat in England und der Schweiz das Brot der Verbannung essen müssen. Aber gerade in dieser hat er zwei mühsame Berufe als die edelsten schätzen lernen, die des Lehrers und des Krankenpflegers: als freier Privatlehrer sucht er jetzt noch mit warmem Herzen in seinen Schülern Liebe zu den „großen" Alten als Vorbildern freien, hohen Menschentums zu wecken, und durch die in England gelernte Krankenpflege hat er seinen Sohn so weit gebracht, daß er ihm nun durch die Rimselrainer Schwefelquelle den Abschluß der Kur angedeihen lassen will. Voll Bewunderung für den Begnadeten, der in solcher Armut und Sorge so reich im Geist ist, hilft er ihm mit seinem Knaben nicht nur beim Einsteigen, sondern steigt selbst mit ihm in sein Abteil dritter Klasse (18—36). Deren Unbequemlichkeiten empfindet der vorher so unzufriedene Fahrgast erster Klasse nicht über der anregenden Unterhaltung mit dem sich auch in die Verhältnisse des neuen Reichs findenden alten Achtundvierziger. Des äußeren Anstoßes, daß er über der beim Einsteigen dem Knaben zugewendeten Hilfe den Koffer stehen gelassen hat, bedurfte es daher bei dem von äußeren Dingen ehedem so Abhängigen kaum noch, um ihn zur Begleitung Schmidts nach Rimselrain zu bewegen. Daß ihm in Kopsburg, wo sie den Stellwagen für das Bad erwarten müssen, die Bewirtung des Vaters und Knaben mehr Behagen bereitet als vorher seine Leckerbissen, damit ist mitten in dem ernsten zweiten Kapitel mit echt Riehlscher Schalkhaftigkeit angedeutet, wie wohl dem früh-

morgens noch so Selbstgefälligen bei Mitgefühl und Aufopferung für andere werden wird, und wir glauben der Vordeutung um so eher, als auch Miletts heiße Reue, nun auch am dritten Tage zu keinem Briefe an seine Frau zu kommen, und Schmidts Freude über seine Begleitung — in feiner Motivierung — gleichzeitig immer deutlicher fühlen lassen, daß es nur die äußeren Verhältnisse sind, welche Schlacken über den edlen Kern seiner Seele gezogen haben (37—44). Gleich darauf erhebt sich die Erzählung zu erhabenstem Ernste. Im Dunkel der keuschen Nacht, die Sterne zu Häupten, enthüllt der alte Schmidt auch das Geheimnis seiner von der Miletts so ganz abweichenden Ehe: nachdem die Geliebte ihm früh verlobt und doch erst nach zwanzigjährigem treuem Festhalten an dem Verbannten angetraut worden war, war sie ihm, kaum daß ihr Kind sechs Jahre alt gewesen, schon wieder entrissen worden. Wieder schreitet Schmidts Mitteilung dieses „Bittersten" seines Lebens in drei einzeiligen Absätzen (49—51) in schweren ganzen Noten einher (vgl. S. 11 f.); dann aber folgt wie in höherer Jubelstimme des Hartgeschlagenen dankbares Bekenntnis zu dem ihm erst in diesem Unglück aufgegangenen Glauben an die Ewigkeit des Lebens und der Liebe, und der früh im Abteil erster Klasse noch so zweifelsüchtige Milett kann sich nur bewundernd neigen vor dem Sterne solchen Glaubens (45—54).

Wie in Rimselrain der ehedem seelisch Kranke auf dem Wege der Genesung fortschreitet, das ist im dritten Kapitel in reichen heiteren und ernsten Kontrasten dargestellt.

Die erste Kontrastfigur ist der mit derbem Humor, fast satirisch gezeichnete pfiffige Wirt des unglaublich urwüchsigen Bades, der, schon als Bauer gar viel härter als der zum Verein gegen Vivisektion gehörige Städter Milett, aus der eigenen Grobheit an fremder Armut ein Geschäft macht. Gegenüber Miletts neuer Tat der Selbstüberwindung, für sich den schlechteren Raum zu wählen, für Schmidts und seines Knaben besseres Zimmer aber den höheren Preis zu übernehmen, hat

er nur mißbilligende Verwunderung über den merkwürdigen Kauz (1—11); aber dessen der Allgemeinheit der Badegäste zu gute kommende Opfer zur Verbesserung seines wirklichen Wildbades läßt er sich unter dem Schein, als rührten sie von ihm her, nur zu gern gefallen (27—34).

Die zweite Kontrastfigur des Kapitels, die Schriftstellerin Ludmilla Azalinka, steht im Gegensatz zu allen Hauptpersonen der Erzählung und noch einer außerhalb derselben. Diese eine ist Riehl selber, denn in dieser fremd benamsten, auf das Sensationelle und Phrenetische [auf das Gehirn, auf die Nerven Fallende] ausgehenden Schriftstellerin, welche Stimmung, Schilderung, Kolorit schon fertig hat, ehe sie eine Handlung fand, hat Riehl (19—26) der Geschichte unverkennbar die Verkörperung des aus der Fremde eingeführten, auf Kunstqual gerichteten Naturalismus, das undeutsche Gegenbild zu seinem eigenen Dichten eingefügt, das „von der Lust am Fabulieren", an der Handlung, ausgeht [„Lebensrätsel, S. VI] und auf Versöhnung und behagliche Feiertagsstimmung abzielt [ebenda S. XII]. Während sie Studien zu Klein-Leute- und Elendsschilderung macht, verargt sie Herrn Milett den Umgang mit der leidenden Armut. Während Schmidt mit seiner Sorge zurückhaltend ist und in die Einsamkeit flüchtet, freundet sie sich aufdringlich allen Reichen und Vornehmen an; wehe darum dem kühl abweisenden Milett! Während wir erst über sie wie über den pfiffig derben Bauernwirt lachten, fangen wir daher schließlich an zu bangen, ob des schwarzen Teufelswerkes haßerfüllter Verleumdung, das sie (35—37. 47) gegen ihn beginnt.

Die Möglichkeit dazu wird ihr freilich durch eine Schlacke der Selbstgefälligkeit gegeben, die in Milett trotz alles Fortschrittes seiner läuternden Genesung zurückgeblieben ist: während er sich zur Würdigung und werktätigen Förderung fremder Lebens- und Charakterart durchgerungen und darin sein Glück gefunden hat, schweigt er davon gegen seine Frau, weil er ihr die gleiche Fähigkeit nicht zutraut, also daß sich die Nachrichtenlose geradezu auf Ludmillas Verdächtigungsbriefe angewiesen sieht (38—45).

Und noch ein Bangen ist trotz aller launigen Wunderlichkeiten des Bades seit dem zweiten Tage von Miletts und Schmidts Anwesenheit nicht mehr zu beschwichtigen, und das ist um soviel schwerer, als es außer subjektiver Verschuldung auch objektiver Unzulänglichkeit der Männerart entspringt: indes Milett immer befriedigter den ihm von Schmidt gezeigten Weg beglückenden Wirkens um und für andere vorwärtsschreitet und zur Erlösung der Armen von des Wirtes ausbeutender Grobheit diesem stillschweigend sogar das ganze Besitztum abkauft (46), ist sein Freund hinsichtlich der Genesung, die er für sein Kind in Rimselrain suchte, immer mutloser geworden. Miletts zweifelnden Einwand, ob ein Schwefelbad für den Knaben auch das richtige sei, hat er freilich abgewiesen (14—18); nicht minder trotz aller Verschlimmerung im Befinden des Knaben dessen immer dringendere Aufforderung, einen Arzt zu befragen, und bald auch die von ihm veranstalteten Spazierfahrten, die bei des Kindes Vergnügen zugleich den Vater zerstreuen sollten (48—53). Miletts Geld, das er so gerne geopfert, versagt hier eben gerade so, als sich der Stolz des heilbeflissenen Vaters dem Eingeständnis versagt, des Knaben Genesung auf falschem Wege zu suchen. Fast möchten wir so bei des Kindes Erzählung von einem Engel, der ihm in der Männer Abwesenheit, Genesung verheißend, erschienen sei, mit dem Vater vor dem im Fieberbild angedeuteten Nahen des Todesengels zittern, wenn nicht das von dem Engel zurückgelassene Bilderbuch Hoffnung ließe, in dessen weißem Gewande eine andere Helferin vermuten zu dürfen (54—60).

Die damit erreichte höchste Spannung löst sich im vierten Kapitel. Als am anderen Tage das Verschwinden des Knaben dem Wirt und seinen Leuten das Geständnis entpreßt, der Engel sei eine Dame gewesen, kehrt diese, eben als die Leere ihres Zimmers — ein letztes retardierendes Moment — auch deren Verschwinden befürchten läßt, mit dem Knaben zurück: es ist Miletts Frau Doris (1—16), und mit ihr kommt die Lösung, zuerst die von der drückendsten Sorge. Was die Männer

nicht fertig brachten, hat sie durch zarte Frauenlist und mütterliches Walten schon herbeigeführt: daß ein berufener Arzt den Knaben untersuchte und statt der verkehrten die richtige Kur bezeichnete, und daß das von des Vaters sorgenvollem Antlitz mit verschüchterte Kind wieder heiteren Lebensmut gewann (17—22). Ihre Erklärung über die Veranlassung ihres Kommens wird zugleich die Entlarvung Ludmillas (23—34). Daß sie liebenswürdig auch ihren Fehler gesteht, Ludmillas Lügenbriefe nicht einfach dem Gatten zugestellt zu haben (35), erschüttert zwar den dickfelligen Bauern nicht in seiner Überzeugung, zu seinem Nutzen Bestechungsgeld nehmen und das Märchen von der abgewiesenen Kaiserin erfinden zu dürfen (36—39), den zarteren Naturen ihres Gatten und seines stolzeren Freundes aber erleichtert sie dadurch das Bekenntnis ihrer Verfehlung und Bekehrung. So scheiden die drei von dem Quell, an dem Milett die Genesung gefunden, aber sein Führer dazu sie für seinen Knaben nicht mehr suchen darf, als gleichgesinnte Freunde; die Frau, die gegen die Verwandlung Rimselrains in einen eigenen Landsitz Einspruch erhob, stimmt stillschweigend der Verwendung ihres Erbes zu einer gemeinnützigen Stiftung für den Badeort zu und betätigt so noch einmal die Einsicht, zu der sich Milett mit den Worten bekennt: „Im Schimmer meines Glückes erschien mir diese schöne Welt Gottes erbärmlich verpfuscht; das Unglück dieses Mannes ließ mich die Harmonie der Welt ahnen, die Harmonie, welche in uns liegt und aus unserer eigenen sittlichen Kraft quillt", und Philipp Schmidt mit den verwandten: „Zwei Menschen fand ich hier, so gut, so lieb, wie wenige, und in ihren hellen Augen spiegelt sich mir die Harmonie der Welt". In Vertiefung der Antithese der ersten zwei Kapitel heißt das: Die Harmonie der Welt finden wir in uns selbst und unserer sittlichen Kraft, die in freudigem Wirken für andere fühlbar wird.

Ein vergleichender Blick auf den „Fluch der Schönheit" zeigt deutlich den Fortschritt vom Jahre 1862 zum Jahre 1880.

Zwar das Wesen der Kunst ist dasselbe: keine sich jagenden Ereignisse, keine glühenden Leidenschaften, sondern die alte Wohlabgewogenheit der Ideen und der sie veranschaulichenden Handlungen, der Gedanken und der Sprache, derselbe Ernst in der Stellung und Lösung der Probleme. Aber die Mittel, mit denen diese Kunst jetzt arbeitet, sind bedeutend reicher, ihre Gestalten zahlreicher, ihre Charaktere ausgeprägter geworden; an die Stelle der im „Fluch der Schönheit“ fast ausschließlichen geraden Folge der Darstellung ist in großem Umfange die umgekehrte, Früheres erst später nachholende und aufklärende getreten und namentlich im 2. Kapitel zur immer tieferen Erschließung von Schmidts Charakter (Abschnitt 17—38; 46—52) und im 4. zur Entlarvung des früheren geheimnisvollen Treibens Ludmillas und der Erklärung von Doris' Erscheinen aufs wirkungsvollste gehandhabt. Endlich ist mit der ausgedehnten Herrschaft des Humors auch ein Stimmungselement in die Darstellung gekommen, das Riehls älteren Novellen so ziemlich fehlt.

III.

Die Gerechtigkeit Gottes.

1888.

(Riehls Geschichten u. Novellen. Gesamtausgabe, Bd. 7, S. 277—379. Lebensrätsel. Einzelausg. 3. Aufl. v. J. 1893, S. 373—508.)

A. Die Geschichte, in der wir an den wechselseitig bedingten Lebenslauf zweier Zwillings-Brüder, deren einer die Verkörperung der ‚Gerechtigkeit vor der Welt‘, der andere der ‚Gerechtigkeit vor Gott‘ ist, eine Ahnung von der ‚Gerechtigkeit Gottes‘ gewinnen, umfaßt die verhältnismäßig lange Zeit von deren Geburt am Pfingstsonntag 1265 bis ins Jahr 1289; nur entfallen davon die 21 Jahre von 1265—1286 auf die in Kap. 1—5 kurz behandelte Vorgeschichte, und nur in die in Kap. 6—25 breiter ausgeführten letzten drei Jahre ragen bedeutsamere geschichtliche Personen und Ereignisse herein: Rudolf von Habsburg und die Schlacht

von Worringen. Das Gebiet, auf welchem Riehl die Ereignisse seiner Geschichte spielen läßt, umfaßt, abgesehen von Kaiser Rudolfs Hochgericht, das nach Kap. 19 in Freiburg im Breisgau, „der Stadt vor den hohen Waldbergen", (Kap. 18 u. 19) stattfindet, die Landschaften längs des Rheins von Neuß bis Frankfurt, wo wir uns den Ausgangspunkt für des Kaisers letztes Eingreifen von Kap. 21 an denken dürfen. Den Hauptschauplatz des Hattengaues mit der Hattenburg, dem nahen Kloster Mergenthal (= Marienthal) und dem fernen Windhaus haben wir wohl im Rheingau zu suchen; Molsberg, des Ritters Gerlach Haupt- und Wintersitz, liegt in Hessen-Nassau nördlich der Lahn an den Höhen des Westerwaldes, nordwestlich von Hadamar, während sein Sommersitz Rodinek am linken Rheinufer unweit Andernach gedacht ist. Das Friedberg, wo die von Köln über den Westerwald nach Frankfurt ziehenden Kölner überfallen werden, liegt in der Wetterau. Weiter rheinabwärts, halbwegs zwischen Neuß und Köln, liegt nur Worringen, die Stätte, wo am 5. Juni 1288 der seit 1283 währende Brabantische Erbstreit um das reiche Erbe Herzog Walrams IV. von Limburg zu Gunsten des kriegsberühmten Johann I. von Brabant und des von ihm vertretenen Grafen Adolf von Berg, des Erblassers Neffen, entschieden wurde. Auf der anderen Seite waren für die Erbfolge des Grafen Reinald von Geldern, des Schwiegersohnes Walrams, der ihm befreundete Erzbischof Siegfried von Köln, Graf Heinrich von Luxemburg, der Vater des späteren Kaisers Heinrich VII., und Graf Adolf von Nassau, der selber 1292 Kaiser ward, ins Feld gezogen. Die Schlacht, die namentlich durch das Eingreifen der ihrem gewalttätigen Erzbischof feindlichen Kölner Bürger zu Gunsten Johanns entschieden wurde, kostete Heinrich von Luxemburg fast mit der ganzen Blüte der niederrheinischen Ritterschaft das Leben und lieferte die Grafen von Geldern und Nassau, sowie den Erzbischof in die Hände der Sieger. Dieser ward erst aus der Haft entlassen, nachdem ein für Adolf von Berg günstiger Friede geschlossen war, der freilich nur Johann von Brabant

zu statten kam, denn der Berger ließ Siegfried aus Rachgier nach wenigen Jahren überfallen und dreizehn Monate in so hartem Kerker halten, daß er bei der Entlassung geistig völlig zerrüttet war und bald starb. Noch als 1333 und 1334 Johanns Enkel, Johann III. von Brabant, gegen eine Verbindung fast derselben Mächte zu kämpfen hatte, war denn auch tatsächlich die Erinnerung an die Worringer Schlacht im Volksliede noch lebendig, wenn auch die in Kap. 9 dem Liede zugeschriebenen Einzelheiten Riehls freie Erfindung sind.*) Rudolf von Habsburg hatte nicht die Macht, in den Brabantischen Streit ordnend einzugreifen, wie sich ihm überhaupt in manchen Gauen sogar die Grafen versagten, die an seiner Stelle richten und ihm als Bannerherren das Aufgebot des Gaues zuführen sollten. Selbst sein strenges Einschreiten gegen die kleinen Übeltäter, die Raub- und Strauchritter, wobei gegentlich in Thüringen sechzig solcher Gesellen an oder gleich von der Malstatt [Gerichtsstätte] weg aufgeknüpft wurden, erreichte Ende der achtziger Jahre wohl Mittel- und auch das rheinische Oberdeutschland, kaum aber den Mittel- und nie den Niederrhein. Die handeltreibenden Städter litten hier seit dem Tode des letzten Staufenkönigs Konrad IV. (1254) unter dem Raubreiten, die Bauern zugleich unter der Willkür und der Härte eines Rittertums, dem sie mit Fronden [persönlichen

*) In dem Lied Nr. 10 in R. v. Liliencrons „Historischen Volksliedern der Deutschen“, Bd. 1, antwortet nämlich Herzog Johann, als ihn seine Gegner höhnend als einen von ihnen gehetzten Eber anrufen, zum Schluß:

„mer wat dooch al dit gebronc?
dat ghi verloort voir Wonronc,
waendi dat verhalen nu?
Jc hop, ic saels nu jeghen u
also wel verweren, hier ter stede,
als mijn goede oude-vader dede“.

D. h. auf hochdeutsch: „Aber wozu doch all dies Geprunke? Daß ihr verlort vor Worringen, wähnt ihr, das sei vergessen schon? Ich hoffe, ich will's euch jetzt ebenso gut verwehren heißen, hier auf der Stelle, wie's mein guter Großvater tat.“

Diensten], Zehnten [vom jährlichen Ertrag ihrer Scholle] und Gulten [außerordentlichen Steuern] hart zinsen mußten, also daß ihnen wohl das Singen verging, das gleich den Standesgenossen früherer Geschlechter mancher Ritter, wie Kurt von Mörlen in Kap. 6, noch immer pflegte. Man nehme noch hinzu, daß trotz der energischen Abwehr des Treibens Konrads von Marburg doch auch im Kölnischen (Kap. 8), wo es noch im 16. Jahrhundert in der Person Hoogstratens einen Ketzerrichter gab, einzelne Glaubensakte und Ketzergerichte vorkamen und der Rhein auch die meisten Verfolgungen der Juden, die man andererseits wieder als Träger der [arabischen] Heilkunde zu Rate zog, gesehen hat, so hat man die Hauptstriche des geschichtlichen Hintergrundes zur Novelle, den Riehl wieder nicht treffender wählen konnte.

Daß sich vor diesem Hintergrund die Ereignisse in einer Fülle, wie sonst nie bei Riehl, oft fast kraus und wirr drängen, ist in der von einem Fünfundsechziger geschriebenen Novelle nicht etwa ein Zeichen versagender Gestaltungs- oder Konzentrationskraft, sondern Berechnung auf die ästhetische Wirkung, damit bis in das äußere Gewand hinein der wirre Lauf „dieser" Welt, der Welt des äußeren Glückes, des Nutzens und Erfolges als das, was er ist, auch empfunden wird: eine Verdüsterung und Trübung der ordnenden göttlichen Gerechtigkeit, von der hinwieder nur im Innenleben, in Glaube und Sittlichkeit edel gestimmter Gemüter etwas aufleuchtet. Selbst ein anderes, was der Novelle eigen ist, die sehr häufige Anhängung eines allgemeinen Urteils an die einzelnen Vorfälle der Handlung, ist nicht Altersbeigabe, sondern dient meist in der schon bei der zweiten Novelle erläuterten Weise dazu, gerade über das, was uns verkehrt scheint, nach Grundsätzen zu lächeln, und wieviel muß es da in unserer Geschichte nicht zu lächeln geben, da sie ein Bild einer ganzen verkehrten Welt sein will?

B. „Unser Herrgott macht's den Menschen selten recht!" setzt die Erzählung ein. Daß es aber vielmehr die Menschen sind, die durch Irrtum, Schwäche und Unwahrhaftigkeit das von Gott stets ermöglichte Gute verkehren, zeigt in drastischer Deutlichkeit gleich das 1. Kapitel: Gleich stark, gesund und zum Verwechseln ähnlich werden Graf Norbert von seiner Frau zwei sonntägliche Zwillingskinder geboren; nur die menschliche Satzung des Erstgeburtsrechtes verschuldet es, daß die Eltern dem einen mehr Liebe zuwenden als dem andern. Da läßt die Pflegerin Leisa den Bevorzugten Schaden nehmen, daß er schief wird, und alsbald finden die eiteln Eltern alle die Vorzüge, die sie die ersten drei Tage an dem wirklichen Erstgeborenen entdeckt hatten, plötzlich an dem anderen, weil Leisa zur vermeintlichen Milderung ihres Verschuldens das einzige, woran beide bisher wirklich zu unterscheiden waren, ein rotes Bändchen, dem Verunglückten genommen und dem anderen umgebunden hat. Menschenschwäche, Menschensatzung und Menschenfurcht also ist es, was die von Gott gewollte gleiche Bestimmung beider zu Sonntags-, d. h. zu Glückskindern, die wir alle werden könnten, verdirbt (Kap. 1). Die Verteilung der Rechte, die in ihrer irrenden Ratlosigkeit die Pflegerin zu Unrecht vorgenommen hat, empfängt durch den Klosterabt, ohne daß ihm ein Zweifel an seiner Berechtigung kommen kann, auch noch den Segen der Kirche, da sich Leisa, die zu schweigen gewöhnte Hörige, nach vierwöchigem Verhehlen aus wachsender Furcht, durch ein nachträgliches Bekenntnis das Glück der Herrschaft zu zerstören, immer mehr am Bekenntnis der Wahrheit behindert fühlt (Kap. 2). Aber das Gefühl ihrer Schuld, der Vorwurf, durch ihre Willkür die gottgewollte Zuteilung der Rechte zwischen den beiden Brüdern verändert zu haben, bringt sie um den Verstand: so stark ist wenigstens in dem schlichten, bei allem Irrtum auf das Beste gerichteten Gemüte die Macht des Rechtes und der Wahrheit. Aus der Hütte des Burgschäfers, wohin die Fortgejagte geflüchtet ist, will sie der Abt,

weil er sie für eine Teufelsaustreibung sichrer Beobachtung unterstellen möchte, wieder in das Schloß holen, und der Graf ist dazu bereit, weil er seiner zu strengen Strafe zum Teil ihren Irrsinn zuschreibt: so wenig verstehen die beiden Weltmenschen von der Seelennot der Grüblerin, die sich mit der Frage zermartert, ob sie die unfreiwillige Dienerin oder schuldvolle Störerin des göttlichen Willens gewesen ist (Kap. 3).

Inzwischen wachsen die Knaben heran, sonst gleich tüchtig, der schlanke Walram nur schneller im Laufen, der schiefe Gunther dafür bald noch kräftiger, und wenn sich jener durch Verachtung der pfäffischen Künste des Lesens und Schreibens als den künftigen adligen Herrn ausweist, so lernt Gunther nicht nur spielend beide Künste, sondern möchte sie, die sein Glück sind, gern auch die alte Leisa lehren. Sie gehören ja zusammen, der vor der Welt Enterbte mit der, die ihn dazu gemacht hat, nur weil sie, die ja sonst auch immer willenlose Hörige, den Mut des Bekenntnisses, weil sie das **nicht** hat, was den Knaben adelt, das ist der **Wille**, das Bewußtsein, zu **können**, was er **will**. Es ist ein rührendes Bild, die wirre Alte, die doch die kindlichen Künste nicht mehr lernen kann, aber aus des Kindes Bemühen doch die ganze selbstlose Güte des von ihr Geschädigten herausfühlt, und der verschüchterte Knabe, der einen Tadel für sich aus ihrer Selbstanklage heraushört: „Wie bist du doch so gut und wie bin ich so schlecht!" (Kap. 4).

Der gelehrtere und doch bald stärkere Gunther trennt sich schließlich auch im ritterlichen Jugendspiel von seinem Bruder Walram. Kraft seiner Leisas Angst verdankten Stellung als junger Erbgraf spielt dieser in der Menge gleichaltriger Kameraden in Willkür und Laune den Herrn; Gunther träumt sich bei einsamem Spiel schon in die Rolle eines hilfbereiten und mildtätigen Burgherrn, und was er träumt, übt er auch, als der Bruder einmal im Spiel wehrlose jüngere Bauernknaben vergewaltigt. Da er aber die Unterstützung der Bauernkinder gegen den Bruder als unritterlich durch Entziehung des Abend-

brotes büßen muß, rührt er auch das Essen nicht an, das seine alte Freundin Leisa mit ihm teilen will. „Ich will keinen Trost", ruft er, „ich will auch kein Brot, Husbekin, du sollst sagen, daß ich recht habe: — dies will ich! Ich will mein Recht." Noch erschütternder als am Ende des 4. Kapitels bricht da hier der Alten Selbstanklage hervor:

„‚Dein Recht!' schrie die Alte, jäh auffahrend, ‚dein Recht? Ich wollte dir ja dein Recht geben, dein Recht für heute abend — auf ein Butterbrot. Und du hast es verschmäht. Aber du hast ein viel größeres Recht von deinem Bruder zu fordern; ich habe dir's genommen und ich will dir's wiedergeben. Höre, was ich dir erzählen will — — — merke genau auf meine Worte — — ach! ich kann die rechten Worte nicht finden — — doch horch! komm herbei!' Und sie zog ihn ans Fenster und deutete auf einen Baum, der draußen am Zwinger stand. ‚Siehst du den Buchfink dort in den Zweigen? Hörst du ihn singen? Der weiß die rechten Worte. Er erzählt dir alles, besser, als ich's vermag. Er singt mir jeden Tag dasselbe Lied vor, er singt von deinem Recht und meiner Sünde!'"

Der Knabe versteht nichts von dieser Selbstanklage, die des Knaben auf das Leben vordeutende Kränkung beim Spiel in ihr weckt und die sie sich in ihrem Schuldbewußtsein auch aus der Welt des Unbewußten wiederklingen hört; er meint vielmehr, die einzige Mitfühlende, indem sie ihm bös und närrisch wurde, nun auch noch verloren zu haben.

„Es war ihm so weh ums Herz, als ob ihn die ganze Welt von sich stoße, er fühlte sich so einsam und verlassen. Da sah er zum gestirnten Himmel, und von dort glänzte ihm ein einzelner Stern, heller wie alle anderen, mit wundersam funkelndem Lichte entgegen. Er konnte sein Auge nicht abwenden von dem Stern, und es überschlich ihn leise ein süßer Trost und ein frohes Hoffen, er wußte nicht, woher und warum, und er sprach zu sich: mein Abendbrot hab' ich verloren, aber das ist mein Stern, der gehört mir, der bleibt mir, den wird mir niemand nehmen.

„Während seines Lebens hat er noch unzähligemal nach

diesem schönen Stern geblickt; er fand ihn immer wieder, auch wenn der Stern seinen Ort verändert hatte, er nannte ihn stets seinen Stern und glaubte, derselbe werde noch ebenso seinen Frieden und sein Glück bestrahlen, wie dazumal und später seinen Kummer.

„Er wartete oft auf dieses Glück, und es kam nicht, doch der schöne Stern kam immer wieder“ (Kap. 5).

Mit diesem schönen Bilde für Gunthers auf den Himmel gerichtetes gläubiges Gemüt schließt die Vorgeschichte. Wir ahnen längst, daß dieser gegenüber dem Bruder der tiefere, edlere sein wird, und daß die Gerechtigkeit Gottes ihm auch das Glück der Erstgeburt nicht vorenthalten hätte, wenn nicht menschliche Willkür dazwischen gefahren wäre; wir fühlen freilich auch unsere Ohnmacht, zu wissen, ob er auch im verführerischen Glanze der brüderlichen Schönheit und Stellung die gleiche Güte wie jetzt im buckligen Körper behalten haben würde. Wir empfinden etwas von der fast bis zur Willenlosigkeit gehenden Abhängigkeit des werdenden Menschen von seiner Erzeuger Geschlecht und seiner äußeren Umgebung, und wir danken vorahnend Gott die Gerechtigkeit, daß er dem, der seinen Schatz an äußerem Recht und Glück durch fremde Schuld verlor, schon einen köstlicheren im eigenen Gemüte finden ließ.

Die Periode der Selbstverantwortlichkeit Walrams und Gunthers, die von Kap. 6 an dargestellt ist, wird durch die Erzählung über den Tod der Eltern, namentlich des Vaters, eröffnet, die der Dichter mit höchstem Humor zu einer scheinbaren Bestätigung der Menschenklage über den krausen Weltlauf gestaltet, in dem es Gott niemand recht macht: nicht, als der Graf seine Frau verliert und ihr ins Grab zu folgen sich sehnt, sondern gegen seinen Willen, als er nach Jahresfrist eben zum zweiten Male heiraten will, wird er vom Tode ereilt. Der tiefer Deutende sieht darin vielleicht eine Fügung, die ihn bei Walrams deutlich angelegter Herrschsucht vor bitteren Enttäuschungen an seinem Lieblingssohne bewahrt. Der Dichter

will uns darin wohl noch mehr empfinden lassen: indem der edle Wunsch, der Gattin nachzusterben oder doch im Geist vereint zu bleiben, in dem Augenblick in Erfüllung geht, wo die Nichterfüllung eine Gefährdung wurde, wird gerade in dem scheinbar so widerspruchsvollen Ereignis die Harmonie des göttlichen Weltregimentes mit unserem besten Teil, einem edel gestimmten Gemüte, wirksam.

Dem durch den Tod des Vaters zum gebietenden Familienoberhaupte gewordenen Walram gehört auch in der Geschichte die erste Folge von vier Kapiteln (6—9).

Der Umbau der Stammburg, dessen Unterlassung der Schönheitstrunkene schon dem Vater verdacht, wird ihm Veranlassung, dem nicht damit einverstandenen Bruder ein ärmliches Familiengut in tiefer Waldeinsamkeit anzuweisen, und dieser folgt, da es besser sei, „er lebe in Frieden in dem kalten, armen Neste als in Hader auf dem reichen, stolzen Schlosse" (Kap. 6).

Vor dem Umbau soll auch die fast verschollene irre Leisa an eine andere Stätte weichen, und auch sie geht, aber mit dem Tode und erst, nachdem sie zur Ehre des gerechten Gottes zum ersten Male vor verantwortlichen Ohren ihre Willkür bekannt und für den von ihr Geschädigten gleiches Recht mit Walram gefordert hat (Kap. 7).

Der Gedanke, daß Gott die Wahrheit kennt, läßt Walram daran denken, diesen für die Störung seiner Ordnung durch die von Leisa geforderte Teilung mit Gunther zu entschädigen. Doch die Herrschsucht läßt ihn bald fragen, ob auch auf Erden jemand die Wahrheit kenne. Nur der Bruder, meint er, könne das sein, und der Dichter macht uns zu Zeugen seiner lauernden Ausholung desselben. Nach dessen Erklärung, die Alte habe ihm von einem Geheimnis gesprochen, aber es ihm schließlich nicht mitgeteilt, schließt diese Scene mit dem für Höhepunkte der Riehlschen Novellen so bezeichnenden (vgl. S. 26) Wechsel kurzer, schwerer Rede und Gegenrede:

„‚Sie offenbarte es dir niemals?'

‚Niemals!'

‚Sie deutete nicht einmal an, worauf ihr Geheimnis ziele?‘

‚Niemals!‘

‚Dann hat sie es mit sich ins Grab genommen. — Gott sei ihrer Seele gnädig!‘

‚Amen!‘ fügte Gunther leise hinzu.

Walram schrak zusammen bei diesem Wort.“

In diesem Schreck läßt der Dichter noch einmal Walrams besseres Teil sich regen vor der vollständigen Umgarnung durch das Böse, das ihn längst gepackt hat: er verschweigt seine Kenntnis von dem Geheimnis und verwandelt so das durch fremdes Tun herbeigeführte Unrecht in eigenes, bewußtes Verschulden. Diesem ersten Schritte auf der Bahn der Bosheit folgt sogleich der zweite: er drängt den Bruder, sich an der Seite des frommen Erzbischofs von Köln an dem wilden Kriege um das Brabantische Erbe zu beteiligen, — und der Bruder folgt wieder, um auch einmal das lockende Ziel des Rittertums der Zeit, Ruhm und Ehre, zu suchen. Indem ihm Walram die Möglichkeit zeigt, dabei das Gottesgericht des Kampfes mit herbeizuführen, in dem Gottesgerichte des Sieges aber gleichzeitig dem Bruder einen ruhmvollen Reitertod wünscht, erscheint der Grundgedanke der Dichtung geradezu im Zerrbild (Kap. 8).

Bald scheint der fromme Wunsch in Erfüllung gegangen: ein fahrender Sänger meldet Gunthers Fall in der Schlacht von Worringen. Walram betrauert öffentlich den Gefallenen nach Gebühr; im stillen ist er vergnügt, daß ihm aus der Vertauschung des roten Bändchens keine Anfechtung mehr kommen könne (Kap. 9).

Aber während er sich im trügerischen Lichte dieses Erfolges sonnt, setzt mit den Worten: „Gunther war nicht tot“ kontrapunktisch wie im Grundbaß in einer zweiten Kapitelreihe (10—14) die Darstellung von einem anderen Walten des göttlichen Regiments ein, als es Walram sich dachte.

Gunther war zwar, noch dazu von irrender Freundeshand getroffen, für tot auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, aber der heilkundige Schäfer Kurt, der ehedem auf seines

Vaters Gütern seines Amtes waltete und gar eine Zeitlang Leisa in seiner Schäferhütte behauste, hatte ihn beim Absuchen des Schlachtfeldes gefunden und den gegen alle kleinen Leute immer freundlichen Herrensohn in seinem Schäferkarren geborgen und darin vor des Ritters Gerlach von Molsberg Sommersitz Rodineck gefahren, wo Gunther schon beim Ausritt in den Krieg gastliche Aufnahme gefunden hatte (Kap. 10).

Hier hatte der Wunde und Geschlagene der Tochter Wahla stille Liebe (Kap. 11) und durch des von Leisa einst ebenfalls eingeweihten Schäfers Aufschlüsse über sein Erstgeburtsrecht auch den Mut zur Erklärung gegen die Geliebte gewonnen. Aber als er sich nun aufmachte, um der Geliebten willen seine Ansprüche geltend zu machen und „fortan sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und selber seines Glückes Schmied zu werden", ist sein erster Schritt ein Fehltritt: er schweigt nicht nur selber von seinem Geheimnis und Vorhaben vor der Geliebten, sondern verpflichtet auch diese zu unbedingtem Schweigen von ihrer Liebe — er will, um ihretwillen nun auch weltlicher gesinnt, nicht als ein vor der Welt Unwürdiger um sie werben (Kap. 12).

Auf der brüderlichen Stammburg erregt die Erscheinung des Totgeglaubten, für den gerade den Tag vorher die Seelenmesse gehalten worden ist, Furcht und Entsetzen, bis das Freudengebell der Schloßhunde ihn beglaubigt. Der Bruder freilich ist nach tollen Wochen auf dem Schlosse mit seiner tollen Gesellschaft rheinwärts auf Brautschau ausgeritten (Kap. 13), und so harrt er auf Windhaus Walrams Widerkunft, teilnahmslos für neugierige Freunde, weil im Geiste immer bei der Geliebten (Kap. 14).

Aber hatte die Laune des Zufalls und die Willkür Leisas ihm mit dem Recht der Erstgeburt nicht die Güte des Gemütes und den Glauben an das Glück rauben können, und hatte des Bruders heimtückischer Rat zur Kriegsfahrt ihm statt des Todes gar dies Glück in stiller Liebe bringen müssen: der Versuch, nun seines Glückes eigener Schmied zu werden, indem er das Stillglück der Herzen auf weltlich gesicherte Grund-

lage stellt, soll im Gegensatz dazu in Verzweiflung und Kerker führen: das ist der Inhalt der Kapitelreihe 15—18, in denen die Handlung in wirren Irrgängen zu tragischer Größe steigt.

Der geschickte, immer erfolgsichere Walram überwindet nach seiner Rückkehr die Peinlichkeit, den — von ihm selbst in den Tod geschickten und totgeglaubten Bruder wiederzusehen, doppelt leicht im Rausche des Liebesglückes, und die Schönste am Rheine, deren Liebe er sich rühmt, ist — die stille Geliebte des Bruders. Furchtbar ist die Wut des um sein Recht Bestohlenen und um seine Liebe Betrogenen; aber der glückliche Walram setzt seinem Hinweis auf Leisas Bekenntnis nur kalten Zweifel und seiner Erklärung, auf alle Ansprüche an sein Erbe verzichten zu wollen, wenn jener ihm nur Wahla lasse, den kälteren Hohn des erfolgreichen Werbers entgegen (Kap. 15).

Noch bitterer wird Gunthers Schmerz in dem Bewußtsein, durch sein eigenes Schweigen Wahlas Vater die Annahme der Werbung möglich und durch deren Verpflichtung zu gleichem Verhalten ihren Einspruch gegen des Vaters Zusage unmöglich gemacht zu haben; selbst des Meineids sieht er sich schuldig, weil er dem Bruder das Geheimnis seiner Liebe preisgegeben habe, und schließlich macht der Trostlose den Versuch, sich der bedrohten Liebe durch gewaltsame Entführung zu bemächtigen. Der Versuch mißlingt und hat nur zur Folge, daß die ihm wieder abgejagte Geliebte in schwere Krankheit fällt und der verwegene Räuber sich ins Unrecht setzt, aber dem ehrsamen Werber Walram die allgemeine Neigung der Landschaft zuwendet (Kap. 17).

Ratlos und zwecklos reitet er dahin und, von einem Bauern mit der Bitte um gastliches Obdach abgewiesen, freut er, der ehedem den Bauernjungen gegen den eigenen Bruder half, sich jetzt über des Ungastlichen Vergewaltigung durch einen Wegelagerer wie über dessen Anschläge auf einen Zug kölnischer Bürger; hatten ihn solche doch einst bei Worringen mit besiegt, also daß auch sie nun spät noch der Arm der Gerechtigkeit erreiche. So sehr hat ihm die Verzweiflung für die Unter-

scheidung von Recht und Unrecht den Blick getrübt, und der sittliche Wille ist derart geschwächt, daß er trotz aller Regungen des Mitleids auf geraubtem Pferde des Wegelagerers Spießgeselle wird (Kap. 17).

So von einem Reichsfähnlein mit bei dem Überfall der Kölner betroffen, erweckt er durch den Mut der Verzweiflung, mit dem der Ehrliche kämpft, und die Standhaftigkeit, mit der er um der Ehre des Hauses willen jede Auskunft verweigert, gar den Verdacht, selber der Führer der Wegelagererbande gewesen zu sein, und als er nach drei Wochen gemeinen Kerkers auf einem Schinderkarren zur Richtstätte gefahren werden muß, gibt es nur noch eins, dessen er gewärtig ist, das ist der Tod durch den Strang (Kap. 18).

Wie die Verwickelung, zu der irrende Verzweiflung und zugleich eitle und starre Betonung des buchstäblichen Rechtes geführt haben, durch das Walten der Gnade eine rührende Lösung findet, erleben wir in der fünften längeren Kapitelreihe, die gleich der ersten und dritten wieder 5 Kapitel (19—23) umfaßt.

Der Schäfer hat Gunther, den steten Freund aller schlichten Leute, auf dem Windhaus und, da er ihn dort nicht traf, in Rodineck gesucht; von dort hat ihn Wahla, die innerlich in Gunther noch das Ideal des edeln Rittertums verehrt, diesem mit dem Auftrage nachgesandt, daß er ihn beschwöre, sich von der Gemeinschaft mit dem verrufenen Wegelagerer loszumachen. Von der allgemeinen Beschäftigung mit dem Friedberger Überfall und seinen Folgen zurechtgewiesen, kommt er mit seinem Auftrage vor Freiburg eben noch so rechtzeitig an, daß der Kaiser infolge seiner Erzählung von Gunthers Geschick dem Strafvollzug Einhalt tun kann (Kap. 19). Des Kaisers Erklärung, daß er alles wisse, öffnet endlich dem Verurteilten, der bisher um der Ehre des Hauses und Bruders willen jede Auskunft verweigert hat, den Mund: die Erzählung von der Betrügung um sein Erstgeburtsrecht erklärt der Wahrhaftige selbst für unerwiesen, der Taten und Missetaten, die er seit der Worringer Schlacht begangen hat, erklärt er sich rückhaltlos

für schuldig. Der Kaiser spricht dem Geständigen Mut zu, da Wahrheit oft spät erst an den Tag und schon verloren gegebene Liebe ganz unversehens doch noch ans Ziel komme; zugleich ist der Herrscher nach der Einsicht in Gunthers Verfehlung auch bedacht, sich nun in die Versündigungen an ihm gleichen Einblick zu schaffen (Kap. 20).

Auf Molsberg hat inzwischen Wahla mit leidlicher Genesung nicht auch ihr altes frohes und offenherziges Wesen wiedergefunden; denn sie sieht zwischen des Vaters Gebot und des Bräutigams Drängen auf der einen Seite und der in ihrem Herzen unertötlichen Liebe auf der andern keinen Ausweg und verzweifelt mit dem Troste fast auch an Gottes Liebe, was im Frauenmunde nichts anderes besagt wie des Dichters Überschrift „die Gerechtigkeit Gottes" (Kap. 21).

Da erscheint gerade an dem Tage, da Walram die Brautgeschenke überreicht hat, der Kaiser auf Molsberg, gewillt, „daß Recht Recht werde, und müßten wir's vom Himmel holen". Die Durchführung des Entschlusses erfolgt in einer Reihe geistvoller Gegensätze.

Was nur Gott weiß, aber als eine rein weltlich-irdische Rechtsfrage nicht vor die Stätte seiner Gerechtigkeit zieht, die Frage des Erstgeburtsrechtes, läßt auch der Kaiser unausgetragen, wenn er auch als brüderliche Billigkeit Zusammenleben mit dem von ihm begnadigten Bruder auf geteiltem Erbe empfiehlt (Kap. 22).

Was durch einen Menschen entschieden werden kann, weil darin Göttliches schon hienieden im Menschen waltet, das allein will auch der Kaiser entscheiden: er stellt Walrams buchstäbliches Recht auf Wahlas Hand und auch von sich aus ihre Freiheit, ihm zu folgen, fest; aber indem er gleichzeitig Gunther vor sie stellt, ringt er zugleich ihrem kindlich geängsteten Herzen in herzzerreißendem Aufschrei: „Gunther!" ein unwillkürliches Bekenntnis ab, daß ihre Liebe diesem gehört, und die Mitteilung von dessen Begnadigung gibt ihr selbst den Mut der Tat, sich diesem in Kuß und Umarmung zu einen. Angesichts dieses Bildes schmilzt auch die Starre, mit welcher

der Molsberger auf seinem Recht bestanden hatte, über die Hand der Tochter zu verfügen, und er verrät seine Geneigtheit, des Kaisers Werturteile zuzustimmen: „Vorher hörten wir den ersten Entscheid [Wahlas für Walram] in Worten. Mir scheint, dieser zweite ganz andere Entscheid, den wir bloß sehen, ohne ein Wort zu hören, [d. h. Recht und Stimme des Herzens] ist der höhere und letzte, der den ersten aufhebt." Da geht Walram, dem jetzt auch Ritter Molsberg durch die eitel trügerische Schale weltgewandter Ritterlichkeit auf den selbstischen Grundzug seines Wesens geblickt hat, stumm von dannen (Kap. 23).

Die Novelle könnte mit dieser Lösung der Herzensgeschichte, die sie von Kap. 10 an geworden ist, ganz wohl schließen. Nur hätte dann das Nachwort unseres lehrsamen Dichters gefehlt, zu dem er sich noch den Raum zweier Schlußkapitel (24 und 25) genommen hat.

Die Unterhaltung, die in Kap. 24 der Kaiser mit Gunther über dessen Zukunft führt, zeigt diesen auch im Glück seinem Charakter treu. Er möchte Wahla heiraten, weil sie ihn liebt und sonst unglücklich würde; er möchte sie aber auch nicht unglücklich machen, indem er, der Beruflose, sie heimführt. Er findet sein Gut Windhaus unauskömmlich und schlägt doch ein reicheres Lehen in des Kaisers Stammlanden aus; er will in der Heimat bleiben und doch auch von einer Erweiterung seines Besitzes auf Kosten des Bruders nichts wissen. Er weiß, daß der Bruder ihm Wahla nicht gönnt, und spricht doch für dessen Bestes, indem er ihn für eine Stellung am Hofe empfiehlt und den Versuch befürwortet, ihn dort durch eine Übersättigung seiner Eitelkeit „wieder gut" werden zu lassen. Der die Braut heimgeführt, der das wahre Glück gewonnen hat, daran erinnert der Dichter so nochmals, ist also doch der Wahrhaftige und Mutige, der in Weltdingen ehedem so Unglückliche und noch so Ratlose und wenig Gewandte. Indem dieser auf ihm angetragene Ehren und Vorteile verzichtet und den sich ihrer nun einmal freuenden Bruder für sie empfiehlt,

läßt er uns zugleich darin die Gerechtigkeit Gottes empfinden, daß dem Wahrhaftigen in seinem Innern ein Schatz beschert ist, den er mit freier Entschließung dem Erfolg in der eiteln äußeren Welt vorzieht. —

Noch mächtiger, ja wirklich als eine bejahende, zusammenfassende Antwort auf die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes wirkt die abermalige Gegenüberstellung des Kaisers und Gunthers im Schlußkapitel (25). Jetzt zweifelt der Kaiser, der sich noch eben, bloß weil er fremder Treue und Liebe seinen Arm geliehen, „fast gerechter waltend wie unser Herrgott" deuchte, an der Größe seiner Leistung nicht bloß in dem kleinen Erlebnis des Tages, sondern in seinem ganzen Walten an der Spitze des deutschen Reiches. Auch der höchste weltliche Vertreter des himmlischen Richters, sagt damit der Dichter durch kaiserlichen Mund, erreicht beim besten Wollen nur ein schwächliches Abbild der Gerechtigkeit Gottes.

Gunthern ist inzwischen aus der Liebe Wahlas, die nicht sorgt, „ob sie unglücklich wird, sondern daß sie glücklich mache", nicht nur der Mut zum Heiraten erwachsen, sondern auch einen Beruf hat er gefunden: ein Edelmann nicht der Geburt und des Besitzes, wohl aber der Tat will er sein, indem er je und je die Aufgabe des Augenblickes seinem Wesen gemäß edel erfüllt. So entschlossen, bangt er auch um seine und Wahlas Zukunft nicht mehr: gerade im Unglück ist ihm in der Betrachtung der wunderbaren und doch naturnotwendig verflochtenen Wirrnisse und Zufälle seines Lebens die Erkenntnis gekommen, daß hinter diesem ein Höherer stand, der es wie zum Gedichte wob; und über allen Zufall des Weltlaufs und allen Zweifel des Herzens erhaben ist ihm die Zuversicht gewesen und geworden, wenn auch in der Welt nirgends die Gerechtigkeit sichtbar scheine, so „werde sie sich doch bei Gott finden — diesseits oder jenseits! — ein Geheimnis für uns Sterbliche und doch eine tröstende, versöhnende Gewißheit". „Und vor dieser Zuversicht der Gerechtigkeit Gottes, schließt er sein Bekenntnis, vor dieser Zuversicht, die da glaubet, was sie nicht siehet, verlieren die Rätsel dieser Welt

ihr Grauen, die Rätsel unseres eigenen Lebens und Sterb
Auch als der Kaiser ihm die furchtbare, prüfende Frage
legt, ob der dem glücklich Gewordenen leichte Glaube a
waltende Gerechtigkeit wirklich auch angesichts des Schwe
des Todes Wahlas, sich bewähren würde, erbebt er woh
echt menschlich. „Nach kurzem Besinnen aber faßte er
Hand seiner Braut und die Hand des Kaisers und sp
‚Ich würde es! Wo wir gehen und stehen auf dieser
wohin wir fliehen und wohin wir auch versinken mögen,
bleiben doch immer — — unter dem Himmel.'"

Die Parallele dieses Schlußsatzes mit den S. 36 f. wie
gegebenen Schlußsätzen des 5. Kapitels ist unverkennbar;
ist, was dort — am Ausgang der Vorgeschichte —
äußerem Weltglück zugewandte Hoffnung des jugendlichen
mütes war, hier in ernsten Erfahrungen des Lebens geläut
und bewährte Erkenntnis und Überzeugung geworden.

Überhaupt ist in der Anordnung des nur scheinl
krausen Durcheinander der Ereignisse aufs sorgfältigste Paral
lität und Ebenmaß zu beobachten: vor den zwei Schlußkapit
(24 und 25) werden drei Reihen von je 5 Kapiteln (1—
10—14; 19—23) durch zwei Reihen von je 4 (6—9; 15—1
getrennt. In den Fünferreihen wird wesentlich das Walt
der Vorbestimmung und Vorsehung, in den Vierergruppen d
irrende Streben und Gebaren der Menschen dargestellt. B
in den Aufbau hinein ist so veranschaulicht, daß im äußerli
krausen Gewirr ein unsichtbares Wesen ordnend waltet, u
indem diesem in der ersten, dritten und fünften Gruppe A
fang, Mitte und Ende in die Hand gegeben ist, erscheinen d
in der zweiten und vierten Gruppe dazwischen gereihte
Menschenversuche zu eigener Gestaltung des Lebensinhaltes nu
als der leichtere Einschlag in dem Gewebe, daran vorbestimmend
leitend und zielsetzend die Vorsehung schafft.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon

6

Gustav Frenssen

der Dichter des Jörn Uhl

Von

Prof. Dr. Karl Kinzel
Berlin

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon
6. Bändchen

Gustav Frenssen

der Dichter des Jörn Uhl

von

Karl Kinzel



Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903

Darf man wirklich noch etwas sagen von Jörn Uhl? Der Name klingt uns überall entgegen; im Empfangszimmer wie auf der Straße stoßen die kurzen, fremd klingenden Laute an unser Ohr; und wo zwei vertraute Freunde sind, da fühlen sie das Bedürfnis, ihre Gedanken über dies neuste literarische Ereignis zu tauschen. Sonst ist solche Sensation recht oft kein gutes Zeichen; was alle lesen und preisen, ist leider selten das Beste, und es gibt Trotzköpfe, die den Mut haben, es dann erst recht nicht anzusehen. Aber hier kann man sich wirklich einmal von Herzen freuen, daß dies Buch eingeschlagen hat. Es ist seit langer Zeit endlich wieder ein Dichtwerk, das breite Schichten unsres Volkes berührt hat. Wir werden an die Zeiten erinnert, wo Ebers' erste Romane erschienen, nachdem sich „Die ägyptische Königstochter" 1864 durchgesetzt hatte. Nun folgten Uarda 1876, Homo sum 1878, Die Schwestern 1879 und so fort in jedem Jahre ein neuer Schlager. Kurz vor Weihnachten kamen sie heraus, und am 2. Festtage waren 20000 Exemplare vergriffen. So, nur noch viel gewaltiger ist der Erfolg von Jörn Uhl*). Aber auch nur darin ist das Werk jenen Romanen ähnlich, und sein Verfasser läßt sich hoffentlich nicht durch seinen Erfolg verleiten, ein Vielschreiber zu werden. Er würde sonst dem Schicksale des Ägyptologen nicht entgehen, allzu schnell zu veralten.

Doch diese Gefahr liegt hier schwerlich vor. Der Inhalt und die Tiefe der Gedanken wie der Empfindungen verbürgen dem „Jörn Uhl" ein langes Leben. Denn dieser Roman, eine echte Dichtung, trägt nicht den Charakter des Fin de

*) Im ersten Jahre wurden von ihm etwa 100000 Exemplare gedruckt.

1*

siècle, sondern er steht am Anfang des neuen Jahrhunderts, und das ist verheißungsvoll. Vielleicht ist er gerade dazu ausersehen, die elende Zeit vom Ende des vorigen Jahrhunderts mit begraben zu helfen, und deshalb muß man doppelt freudig begrüßen, daß er so weite Verbreitung gefunden hat und noch findet.

Was für elendes Zeug war durch den Naturalismus der letzten 30 Jahre hervorgebracht worden! Je tiefer der Schmutz, desto mehr schien er sich für literarische Behandlung zu eignen, je verkommener das Menschenwesen, desto gesuchter war es für eine eingehende Betrachtung. Nachdem man es herausgebracht zu haben meinte, daß die Annahme von der Existenz einer Seele nur Einbildung sei, daß der Mensch keine eigene Geisteskraft habe, sondern nur ein Produkt des Stoffwechsels sei, daß er ausschließlich von seiner Umgebung gebildet und von den Zufälligkeiten des Lebens willenlos hin- und hergeworfen werde, ohne selbst Einfluß auf die Gestaltung seines Schicksals zu haben, fing man an, lediglich das Bild des animalischen Lebens zu zeichnen und als das Wesen des Menschen die sinnlichen Triebe zu betrachten. So glaubte man die Wirklichkeit erfaßt zu haben, nachdem man den Geist ausgetrieben hatte.

Dazu gesellte sich dann eine Neigung für die niedrigsten Sphären des menschlichen Lebens. Schnapskneipen, Grünkramkeller, Armenhäuser, Verbrecherhöhlen und ähnliches boten beliebte Milieus. Entweder wußten die genialen Schriftsteller und leider, muß man hinzufügen, auch Schriftstellerinnen nichts Besseres, oder sie wollten durch das Ungewöhnliche, Absonderliche Eindruck machen. Und leider gelang ihnen das bei den oberen Zehntausend. Es hatte etwas Prickelndes, Sphären, die man im Leben nicht kennen lernte, Schmutz, vor dem man sorgfältig die Kleider zusammenraffte, Menschenklassen, mit denen auch nur von fern in Berührung zu kommen man sich schönstens gehütet hätte, einmal, auf dem Langstuhl im behaglichen Frauengemach liegend, gründlich zu betrachten.

Verirrte man sich aber in die sog. „bessere" Gesellschaft, so suchte man auch hier mit Vorliebe verlotterte, gemeine,

krankhafte Zustände heraus. Entnervte Männer und mannhafte Weiber, vor allem Leute beiderlei Geschlechts mit einer überreizten Sinnlichkeit und mit krankhaften Neigungen waren die Objekte, an denen man seine minutiöse Kunst, Zustände bis ins kleinste auszumalen, Passivität als willkommene Gegenstände sinniger Betrachtung hinzustellen, mit aller Sorgfalt übte.

Wo sich aber auf diesem Hintergrunde etwas Genialisches abhob, da war es in Nietzsches Sinne gefaßt. Kraftgenialische Naturen, Herrenmenschen, welche ihre Kräfte und Leidenschaften frei und rücksichtslos entfalteten und aller Sittlichkeit, d. h. Rücksicht auf den Nächsten Hohn sprachen.

So wurde diese Welt der Veristen, die die Wahrheit in dem Wirklichen suchten, das sie durch ihre Brille sahen, unwirklich und unwahr, und auch der großen Menge, die sich nur immer vom Strome mitreißen läßt, mußten allmählich die Augen aufgehen. Eine menschliche Rührung, Mitleid mit sich selbst und Abscheu vor diesen Nichtigkeiten, denen gegenüber sich doch wenigstens zuweilen etwas Edleres in der eigenen Brust regte, mußte endlich notwendig erwachen, wenn auch zunächst nur als ein natürlicher Rückschlag. So kam es, daß man „Jörn Uhl", ein so ganz anders geartetes Werk, so heißhungrig aufnahm. Schon aus diesem Grunde verlohnt es sich, das Buch etwas näher zu betrachten und noch immer von ihm zu sprechen, auch wenn der erste Rausch verflogen ist. Denn der Geschmack an ihm darf nicht so schnell wieder erlöschen, und seine literargeschichtliche Bedeutung wird es vermutlich behalten.

Daß diese Bewertung des Buches in geschichtlicher Beziehung richtig ist, läßt sich an einem andern Ereignis zeigen. Es ist nicht immer leicht, Verhältnisse, die wir selbst miterleben, in der allgemeinen Entwicklung richtig zu schätzen und so gewissermaßen der Zeit an den Puls zu fühlen. Aber hier dürfte das möglich sein. Wir meinen die merkwürdige Erscheinung, daß ein Stück wie „Alt-Heidelberg" von Meyer-Förster solchen Beifall finden konnte, daß es in Berlin allein über 200mal aufgeführt wurde. Hier macht es gewiß nicht der Wert des

Dramas an sich. Denn trotz mancher hübscher Scenen ist es doch nur ein ganz dürftiges, sentimentales Machwerk mit einem Helden ohne Saft und Kraft. Aber die große Masse des Publikums, das zu seinem Vergnügen ins Theater geht, ist offenbar des Naturalismus satt, der ihm seit mehr denn 10 Jahren von der Bühne geboten wurde. Wer nach des Tages Last und Mühe das Theater aufsucht, will gern einmal seine Seele vom Alltagsstaube frei machen, aber nicht in widerwärtige Verhältnisse und krankhafte Zustände hinabtauchen, die in Mord und Selbstmord enden wie in „Schuldig" oder „Fuhrmann Hentschel".

Wenn aber eine solche mit widerlichen Vorstellungen überfütterte Gesellschaft sich einem Buche wie „Jörn Uhl" und einem echten Dichter wie Frenssen zuwendet, so ist das höchst erfreulich und beachtenswert. Wir dürfen an solchen Erscheinungen des modernen Lebens nicht vorübergehen, müssen vielmehr dafür sorgen, daß sie nicht zu den Dingen gehören, die heute auftauchen, um morgen vergessen zu werden, sondern dazu helfen, daß der Eindruck und Einfluß eines solchen Dichtwerks nachhaltig bleibt. Darum darf und muß man von ihm noch recht viel reden.

Sensationelles enthält der Roman ganz und gar nicht. Keine merkwürdigen Ereignisse, keine wunderbare Verkettung von Umständen, keine im landläufigen Sinne reizvoll gezeichneten Situationen fesseln uns, keine großartigen Geschehnisse oder wichtige historische Tatsachen bilden den spannenden Inhalt. Es ist vielmehr die schlichte Erzählung eines einfachen Menschenlebens. Der Held Jörn, d. i. Jürgen, ist ein Bauernjunge aus dem reichen und weitverzweigten Geschlecht der Uhlen in Dithmarschen, das durch liederliches und ausschweifendes Leben alles, was die Väter durch harte, entsagungsvolle Arbeit zusammengeschafft haben, hinbringt und in Grund und Boden wirtschaftet. Vergeblich versucht Jörn Uhl, auf dem der Segen seiner anders gearteten, früh verstorbenen Mutter ruht, das Verderben aufzuhalten. Arm wie eine Kirchenmaus scheidet er endlich von seinem Stammhause, das in Flammen

aufgeht, durch den Tod seiner jungen Frau aufs tiefste gebeugt, nimmt Zuflucht auf dem ärmlichen Hofe seines mütterlichen Oheims, des alten, prächtigen Thieß Thießen, und beginnt von hier aus in schwerem Ringen ein neues Leben.

Das ist wenig und nicht gerade geeignet, uns besonders zu fesseln. Aber dieser schlichte Stoff ist unter den Händen eines echten Dichters zu etwas Großem geworden.

Gustav Frenssen ist noch ein junger Mann. Er ist der Sohn eines Tischlers aus dem Dorfe Barlt in Süderdithmarschen und hat dort seine Jugend auf dem Lande in den einfachsten Verhältnissen verlebt, frei und lustig, wie er sagt, von wackern Eltern behütet. Seine Mutter war immer in Sorgen, sein Vater immer voll Hoffnung. Seine Vorfahren waren alle Friesen, alle wohl mit der stark hervortretenden Stirn und den tiefliegenden Augen, die wir an seinen Landsleuten kennen und die auch sein Bild zeigt, Handwerker, aber auch Geistliche und Landvögte. Es waren keine Bauern, „aber", sagt er, „es sitzt eine jahrhundertlange Sehnsucht in uns nach Bauer spielen, und es ist nicht unmöglich, daß ich aus dieser Sehnsucht heraus erzähle. Denn alle Poesie kommt aus Not und Sehnsucht". Er ist ein echter Sohn der Marsch, „jenes Vorlandes, über welches einst die wilden Meereswellen rollten, gelben Dünensand ans Ufer warfen und zu Bergen türmten". In harter Arbeit hatten es die alten Friesen der Nordsee abgerungen. Wenn aber im Herbst die Springflut kam, dann „fand nicht wenig Vieh und gar mancher Hüter in dem grauen Salzwasser den bitteren, harten Wellentod, ihre Körper wurden gegen die Düne geworfen, und, das donnernde Brausen der erzürnten Wasser überschrie das Weinen der Menschen.

Und das fühlten sie: dies, daß ihr Klagen und Weinen doch von dem wilden Wasser übertönt wurde; und da gaben sie es auf, zu klagen und zu weinen und wurden ein hartes Geschlecht; ein Geschlecht von wenig Worten, von tiefen, stillen Gedanken, von trotzigem Gesicht, von aufbrausendem Zorn, sie wurden wie das Meer, tief, lauernd, aufbrausend, gewaltig, ein Geschlecht von Riesen an Leib und Seele".

Diese Menschen, aus denen er hervorgegangen, liebt er, an diesem Lande, das er schon in seinem Erstlingswerk („Die Sandgräfin") so lebensvoll schildert, hängt seine ganze Seele. Es ist seine über alles geliebte Heimat!

„Schön ist das Haar auf deinem Haupt, wogende Buchenwälder, weich und warm um dein Haupt sich legend im Sonnenschein. Schön sind deine Augen unter deinem Haar, dunkle, tiefblaue Augen, wie der Uglei so tief, wie am Holm der Dieckſee so dunkel ... Schön ist dein Leib —, weiche, üppige Kornfelder, braune Heide, wie Sammet so weich! Schön bist du! Du hast alles, was das Herz will, du süße, lachende, blauäugige Heimat, ... aber am schönsten bist du, wenn du am Morgen ... beim ersten Sonnenstrahl, im kurzen Gewand, mit schimmernden Knieen, mit weißen, nackten Füßen über die hohe Düne kommst, ... dein helles Haar flattert im Meerwind ... und du sitzest am Wasser und läßt die Wellen mit den weißen Füßen spielen und schaust mit deinen Augen träumend über die Jahrtausende, die du erlebt hast, über ein weites, wallendes Meer ... du meine liebe Heimat."

In Meldorf und in Husum, dem Geburtsorte Storms, besuchte Frenssen das Gymnasium, und man erzählt, daß er hier in demselben Zimmer wohnte, wo dieser Dichter seine Novellen schrieb. Dann bezog er die Universitäten Tübingen, Berlin und Kiel, wo er seine theologischen Examina bestand. Das war erst im Jahre 1892. Seitdem war er Pfarrer in Hemme. Doch scheint ihn seine pastorale Tätigkeit wenig befriedigt zu haben. Frenssen ist ein moderner Theologe, der die alten Anschauungen vom Christentum, wie es scheint, mehr und mehr abgestreift hat und freieren Ansichten huldigt. Für diese aber fand er unter seinen holsteinischen Landsleuten wohl wenig Verständnis. Das tritt uns in seinem „Jörn Uhl" deutlich genug entgegen, wenn wir es nicht schon aus den Dorfpredigten ahnten, die er herausgegeben hat. Wenigstens dürfen wir gewiß auf ihn selbst beziehen, was er im „Jörn Uhl" von dem neu anziehenden Pfarrer sagt: „Jener andre Pastor, der einst so breit, im Bewußtsein seines Wertes, durchs

Dorf gegangen war und so sicher und laut über den rechten Glauben gepredigt hatte, hatte in einer größeren Stadt ein Pfarramt überkommen. Dieser Neue war noch jung an Jahren, war von Natur ein Kind und sagte seine Meinung über alles. Es war alles wahr, was er sagte; aber es war nicht alles angenehm. Er paßte nicht zu den Uhlen; er paßte nicht zu diesen harten, klugen und vorsichtigen Menschen, bei denen man die Wahrheit schräg hinter ihren Worten mühsam suchen muß. Er bekam im Laufe der Jahre immer mehr Gegner. Zuletzt schrie die ganze Gemeinde: sie begehrte einen andern, sie begehrte einen Sicheren, einen Breitspurigen, einen, der voll öliger Salbung wäre und zugleich ein guter Kartenspieler. Die evangelischen Gemeinden können dreihundertfünfzig Jahre nach Luthers Tod noch keinen Pastor ertragen, der nichts weiter ist noch sein will als ein schlichter, ehrlicher Mensch. Es gibt viel schweres und ganz zweckloses Herzeleid in den Landpastoraten".

Frenssen wird sehr selten bitter in seinen Büchern. Hier ist er es geworden, und daraus möchte man schließen, daß er an eine eigene Wunde rührt. Hoffentlich tun wir ihm nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß das mangelnde Verständnis, das er mit seiner Auffassung vom Christentum in seiner Gemeinde gefunden, ihn mit veranlaßt hat, sein geistliches Amt aufzugeben, um fortan ganz der Dichtkunst zu leben. Nicht bloß der große Erfolg seines „Jörn Uhl". Als im Sommer dieses Jahres (1902) die Nachricht kam, Frenssen will fortan nur ein Schriftsteller sein, hat wohl mancher einen Schreck bekommen, der nun fürchtete, er werde sich von seinem Heimatboden lösen. Da hätte er an seine Worte im „Jörn Uhl" denken sollen, wo es heißt: „Wenn das Schicksal es gut mit ihm meint, setzt es ihn nachher in dorfliche Umgebung, und er kann, seinen Sohn an der Hand, am Sonntagnachmittag einen Ausflug machen und am Hecktor stehen bleiben und im Winter durch den vollen Stall eines befreundeten Bauern gehen, der seine landwirtschaftlichen Reden verachtet, und kann dabei denken: Warum hat dein Vater dich nicht König werden

lassen? Nun mußt du ein Knecht sein!“ Frenssen also hat es besser gemacht. Er hat sich in seiner Heimat in Barlt einen Bauernhof, den „Horst“, gekauft und ist so ein König geworden. Nun werden wir sehen, was er als solcher zu sagen hat.

Denn jetzt muß es sich zeigen, was er kann, jetzt, wo von allen Seiten an den berühmt gewordenen Mann die Aufforderungen kommen, für allerlei Tagesblätter zu schreiben, wo sie ihm seine Beiträge mit dem Gold aufwiegen, das nur ganz wenigen auserwählten Schriftstellern bei Lebzeiten zu teil wird. Wird er den großen Versuchen widerstehen, ein Vielschreiber zu werden? Wird er Zeit haben und sich Zeit lassen, Neues innerlich zu erleben und in sich durchzuarbeiten? Wenn man den „Jörn Uhl“ betrachtet, dann steht man unter dem Eindruck: das ist ein Lebenswerk, da hat jemand alles ausgeschüttet, was in ihm lebt und webt. Auch den großen Meistern sind nicht viele solcher Werke gelungen, wenigstens was den Inhalt anbetrifft. Nicht die Form. Hier könnten wir uns manches anders wünschen. Es fehlt durchaus ein künstlerischer Aufbau und eine kunstvolle Abrundung des Ganzen. Der Verfasser folgt in dieser Beziehung, doch wohl mit Absicht, den ausgefahrenen Geleisen der Moderne. Er setzt sich auf sein ungesatteltes Pferd, wirft ihm die Zügel über den Hals und läßt es nun behaglich gehen, bald Schritt, bald Trab, über Stock und Stein, durch Höhen und Tiefen. Er schaut rechts und links und nimmt mit, was er am Wege findet. Er ist eben ein echtes Kind der Heide und Marschen, so wie der Heim Heiderieter in den „Drei Getreuen“. Die können tagelang am Waldrande auf dem Bauch liegen, in die Sonne blinzeln und über das weite, endlose Meer schauen. Wenn sie sich erheben, geht es schwerfällig und langsam. Man sollte ihnen keine geschlossene Handlung zutrauen. Aber dann, wenn es gilt, dann packen sie zu und wissen das wildeste Pferd zu bändigen, wie der junge Jörn Uhl vor seiner Batterie, als er 1870 ins Feld zog. Langsam, behaglich und breit fließt die Rede dahin; der Erzähler plaudert von Menschen und Menschenschicksalen,

und da läuft manches mit unter, was ihm gerade einfällt, lange Episoden, die gar nicht dahin gehören, wie die Geschichte von dem Mädchen, das vor dem Heiraten eine unüberwindliche Abneigung hatte. Dann aber plötzlich kommt es über ihn, und er schafft die großartigsten Bilder, die je geschaffen sind, wie die Schilderung der Schlacht bei Gravelotte. Zehn Seiten nur sind auf die Schlacht vom 18. August verwendet. Aber sie geben auch kein Bild vom Ganzen. Wer wollte das wohl wagen! Ein Ausschnitt nur ist's, ein winziges Teilchen; allein was der Unteroffizier Jörn Uhl mit seiner Batterie an dem furchtbaren Tage erlebt hat, ist erzählt. Oder vielmehr nicht erzählt, sondern in lauter kleinen, abgerissenen Sätzchen vorgeführt, und so anschaulich und eindringlich, so scharf und lebendig, daß man denken sollte, das kann nur jemand, der es erlebt hat wie viele von uns Älteren. Und doch war Frenssen nicht dabei, überhaupt nie in einem Gefecht. Er war wohl damals so alt wie die prächtigen Jungen, die er uns im Anfang seiner „Drei Getreuen" vorführt. Wir haben hier das Beispiel eines kunstvollen Impressionismus, so vollkommen, daß wir ihm nichts an die Seite zu setzen vermöchten.

Die Batterie avanciert im Feuer; nun hat sie abgeprotzt. Die Granaten schlagen ein und reißen Menschen und Tiere nieder. Nur noch wenige von der Bedienungsmannschaft stehen und arbeiten im Schweiße ihres Angesichts. Keine Granaten mehr! Infanteriefeuer von links. „Kartätschen vierhundert Schritt" — lautet das Kommando. Vergeblich! Sie müssen zurück, um neue Kräfte, Pferde und Geschosse zu holen. Dann geht es wieder vor. Allmählich wird es stiller; der Abend kommt, das Stöhnen der Verwundeten wird hörbar, und die Überlebenden fangen an, wieder an sich selbst zu denken, an sich selbst und an die Sterbenden um sie her.

Das sind die sachlichen Motive, die hier verarbeitet und mit vielen persönlichen zu einem Bilde zusammengefügt sind, das niemand ohne innerste Teilnahme an sich vorüberziehen sieht. —

Dem Charakter des Menschenschlages entsprechend, dem er angehört und den er schildert, und der Natur angemessen, in

der diese Leute leben, ist die Stimmung, die über dem Ganzen liegt. Schon der Eingang des Buches könnte manchen schrecken:

„Wir wollen in diesem Buche", sagt er, „von Mühe und Arbeit reden. Nicht von der Mühe, die der Bierbrauer Jan Tortsen sich machte, der versprochen hatte, seinen Gästen einen besonders guten Eiderfisch vorzusetzen, und sein Wort nicht halten konnte und darüber tiefsinnig wurde und nach Schleswig mußte. Wir wollen auch nicht von der Mühe reden, welche jener reiche Bauernjunge sich machte, dem es trotz seiner Dummheit gelang, seines Vaters Geld in vier Wochen durchzubringen, indem er tagelang die Talerstücke über den Fischteich schunkte.

Sondern wir wollen von der Mühe reden, auf welche Mutter Weißhaar zielte, wenn sie auf ihre acht Kinder zu sprechen kam, von denen drei auf dem Kirchhof lagen, einer in der tiefen Nordsee, und die übrigen vier in Amerika wohnten, von welchen zwei seit Jahren nicht an sie geschrieben hatten. Und von jener Arbeit, über welche Geert Doose klagte, als er am dritten Tage nach der Schlacht bei Gravelotte noch nicht sterben konnte, obgleich er die furchtbare Wunde im Rücken hatte.

Aber obgleich wir die Absicht haben, in diesem Buche von so traurigen und öden Dingen — wie viele sagen — zu erzählen, gehen wir dach fröhlich, wenn auch mit zusammengebissener Lippe und ernstem Gesicht, an die Schreibung dieses Buches; denn wir hoffen, an allen Ecken und Enden zu zeigen, daß die Mühe, die unsere Leute sich machen, der Mühe wert gewesen ist."

Gemeint ist also die Mühe, zu ertragen, was einem auferlegt wird, und zwar nicht mit stoischem, passivischem Geist, sondern mit tapferem Sinn und rastloser Tatkraft. Frenssen hat ein besondres Auge für die Schattenseiten des Lebens wie alle Grübler. Er kennt die wunden Stellen und legt gern den Finger auf sie, weil er weiß, daß sie schmerzen. Keine Erscheinung des Lebens geht unbeachtet an ihm vorüber, ohne daß er darüber denkt. Daher hat er seine für sein Alter erstaunlich reiche und tiefe Lebenserfahrung. Es ist daher

selbstverständlich, daß er auch ernste sittliche und religiöse Fragen in den Bereich seiner Betrachtung zieht.

Der Konfirmandenunterricht, heißt es da von Uhl, in dem von einem fleißigen und freundlichen Mann die alte Kirchenlehre vorgetragen wurde, war ihm unverständlich und darum quälig. Der praktische, nüchterne Junge, der alles auf die Uhl und ihre Bewohner bezog und auf die Verhältnisse des Dorfes, konnte weder die Sünde noch die Gnade verstehen, die da gelehrt wurde. Die Sünde kam ihm viel zu spät, und die Gnade kam ihm viel zu früh. Die Sünde fing ja erst mit Diebstahl, Raub und Totschlag an, und die Gnade war allzubald da, nämlich, wenn einer seine Sünde 'auf den Herrn warf'. Jörn Uhl konnte diesen lieben Gott nicht verstehen. Gott schien ihm ein ganz unpraktischer Rechenmensch zu sein, der in seiner Stube seine Bücher stolz in Ordnung hielt und draußen von seinen Leuten unheimlich betrogen wurde."

Wer versteht nicht die Bedenken, welche hier angedeutet werden, und hat nicht einige bei sich selbst erfahren? Und wie richtig ist, was er über die weitere Entwicklung der Knaben sagt!

„Jörn Uhl! Wer ist in der Zeit dein Bildner gewesen, da der Menschengeist weich wie Wachs ist, das auf Eindruck wartet? Wer war dein Führer in der Zeit, wo die Eltern uns nicht mehr halten können und andre Leute nicht nach den Zügeln greifen, die hinter uns dreinschleifen, wo wir die Straße hinunterrasen, die auf den Marktplatz des Lebens führt, auf jenen Platz, wo das Schicksal so ernst fragt: Was bist du wert? Denn so steht es ja. Zu allen Lebenszeiten haben wir bestellte Ratgeber und Führer, Eltern, Schule und Gesetze, Erfahrungen, Frauen, Sorge und Not; aber in den Jahren, wo ein Frühlingssturm nach dem andern den jungen, überschlanken Bäumen über die Köpfe fährt, da sind wir ungestützt und unberaten. Hei, wie knackte es! Wie stoben die Blätter! Wir haben Narben davon an der Seele und kahle Stellen im Gezweig."

Vom Schicksal wird auffallend viel geredet, und manche Stelle des Buches klingt recht unklar in der Weltanschauung.

Aber Frenssen versteht unter Schicksal mehr das Leben und seine scheinbar zufälligen Ereignisse. Was er z. B. die Sanddeern darüber sagen läßt, jenes Mädchen, auf die Jörns erste Jünglingsliebe gefallen war, ist an sich recht schön, wenn wir es auch fehlerhaft finden, daß er solche Weisheit dem schlichten Wesen in den Mund legt:

„Du mußt nicht glauben", sagt sie ihm beim Abschied, „daß das, was du in den letzten Tagen erlebt hast, verderblich für dich ist. Wir bleiben nun einmal nicht ohne Schuld. Es scheint, das soll nicht sein. Das Schicksal ruht nicht eher, als bis es uns schuldig gemacht hat. Darauf kommt es an, daß du trotz der Schuld den Glauben an das Gute festhältst und Liebe und Treue nicht aufgibst. Schuldig sein und den Kampf um das Gute aufgeben, das ist Tod. Schuldig sein und doch für das Gute streiten, das ist rechtes Menschenleben. Du bist stark inwendig, darum habe ich dich lieb. Was du in diesen Tagen erlebt hast, das ist für dich nichts anderes als ein Sturm für einen guten, jungen Baum. Der Sturm wird noch einige Wochen über dich hinwehen; du wirst dich unglücklich fühlen und unruhig, und die Menschen werden dich auslachen. Dann wird es vorüber sein, und dann wirst du merken, daß du stärker geworden bist und fester stehst und weiter sehen kannst."

Da steckt viel Gutes drin, aber auch viel Unklares. Der Sturmwind macht doch den Baum nur dann stark, wenn er zu widerstehen vermag, nicht wenn er ihn umbricht, und die Menschen schuldig zu machen, dieser Zweck läßt sich nicht mit der göttlichen Weltregierung vereinigen.

Diesen Vorwurf der Unklarheit in solchen Dingen können wir Frenssen nicht ersparen, und es ist schade, daß er in diesem Roman seinem Christentum, wie er es sich zurechtgemacht hat, in etwas aufdringlicher, fast tendenziöser Weise das Wort läßt. Es sind prächtige, tapfere Menschen, die er schildert, Menschen, die Recht und Unrecht scharf unterscheiden und wacker gegen das Böse ankämpfen. Daran müssen wir uns rückhaltlos freuen. Und wenn es Menschen wären, die vom ganzen großen

Christentum sich nur einen Kern herausgeschält und für sich nur die christliche Sittlichkeit gerettet hätten, so könnte man auch nichts dawider sagen. Wenn uns aber, wie es hier geschieht, etwas in lehrhafter Weise als Christentum vorgetragen wird, was doch kein Christentum mehr ist, ja von jeder religiösen Anschauung sich löst, so muß man dagegen Einspruch erheben, und das ist bei einem so trefflichen Buche keine Freude.

„Wir haben gestern eine Arbeiterfrau begraben", sagt der Pfarrer zu Jörn; „sie kam selten in die Kirche; aber ihr ganzes Leben ist ein heißes und treues Sorgen für Mann und Kinder gewesen. Das Dienen, das Sich-Opfern, oder das Helfen und Treusein oder wie man es nennen will: das ist das rechte menschliche Königtum. Das ist auch das rechte Christentum."

Dann fährt er fort davon zu reden, wie verschieden sich die Kirchen und die Menschen das Bild des Heilandes ausgemalt haben. „Und dabei ist es doch gar nicht so schwer, auch nicht für den Ungelehrten, sich aus den ersten Evangelien ein Bild von ihm zu machen, so klar und deutlich, daß man die Grundzüge seines Wesens, Willens und Lebens erkennt. Soviel ich sehe, so ist es dies, was er uns zu sagen hat: Wir sollen Vertrauen haben, daß Gott im Himmel uns zu aller Zeit, auch im größten Dunkel, mit starkem, immer wachem Willen und mit immer guter Absicht zur Seite steht, und von diesem fröhlichen Glauben aus sollen wir wacker gegen alles Böse in uns und um uns streiten. Den Rücken durch das Gottvertrauen als durch eine hohe, starke Mauer gedeckt, sollen wir für das Gute kämpfen und am endlichen Sieg, erst auf dieser, dann auf der anderen Seite, nimmer zweifeln. Das, meine ich, ist das ganze Christentum. Wenn aber einer zu diesem Gottvertrauen nicht kommen kann — denn das ist nicht jedermanns Sache —, und kann ohne Gottvertrauen das Gute und Liebe tun: so soll man es genug sein lassen und sich freuen."

Es ist ganz klar, daß man auf so wachsweichem Grunde nicht festen Fuß fassen kann. Daher finden sich denn so irre-

führende Aussprüche wie die, welche er dem Fiete Krei in den Mund legt: Ich mußte sie doch von aller Schuld freisprechen (nämlich die ungetreue Frau). Es war ein Schicksal über sie gekommen und damit über mich, das stärker war als wir armen beiden Menschen.“ Daher dann die Verzichtleistung auf alles tiefere Eindringen in die Geheimnisse Gottes: „Wer weiß etwas?.. Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zu viel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die andern, als Gott in den Knieen lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtwissers, welcher das Wort gesagt hat: Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen. Wir staunen und verehren demütig neugierig.“ Daher endlich die ungemein bescheidene Zusammenfassung aller Weisheit in die Worte: „Was soll man von einem deutschen Manne mehr verlangen, als daß er das große Geheimnis des Menschendaseins und der ganzen Welt demütig verehre und Lust und Vertrauen habe zu allem Guten?“

Aber das scheinen bei dem Dichter nur ringende Gedanken zu sein, die manchmal wie Nebelstreifen vor seinem Auge liegen. Dann kommen wieder Geistesblitze, die eine tiefere Erkenntnis vor uns erschließen, so schlicht und klar, daß man nur bedauern kann, daß sie nicht die ausgesprochene Grundlage des Ganzen bilden, sondern erst am Schluß sich herausringen, wo Jörn das Ergebnis seiner Erfahrung zusammenfaßt. Auch bei einem übergroßen Schicksal, das uns trifft, sollen wir sagen: „Es geschieht im Namen Gottes, von dem ich fest traue, daß seine Sache — das ist das Gute — in mir und überall siegen wird. Wenn man das nicht glaubt, woher soll dann ein ernster, nachdenklicher Mensch den Mut zum Leben nehmen? Sieh, man kann deutlich erkennen, daß alles, was geschaffen ist, unter Mühe und Not gestellt ist; es wühlt in der ganzen Schöpfung auf und nieder wie in brodelndem Wasser. Aber man kann wohl merken, daß ein Sinn in dem Mühen und Wühlen ist. Das Böse sinkt widerwillig, und das Gute ringt

und strebt mühsam nach oben. Eine geheimnisvolle Kraft ist immerzu tätig und stößt und schiebt und will Ordnung schaffen, wie die Hand des Schäfers und seine Hunde. Und wohl dem Menschen, der des Hirten leisen Ruf durch den Sturm hin hört und dem Herrgott hilft bei seiner mühseligen Arbeit."

Wir hoffen, daß Frenssen in seinem nächsten Werk schwerfällige und unklare*) Äußerungen über religiöse Fragen vermeidet, die tiefgründige Unterströmung aber beibehält. Denn wahrhaftig tiefe Lebensprobleme können nur auf diesem Grunde gedeihen.

Glücklicherweise ist ja dies nicht die Hauptsache an dem Roman. Was ihn so wertvoll macht, ist die ungemein plastische Schilderung der Personen und das Ergreifende ihrer Lebensschicksale. Die Kunst, mit der dies dargeboten wird, ist ganz ungewöhnlich. Man hat den Eindruck, daß hier gar keine Kunst aufgewandt ist, sondern daß hier ein gottbegnadeter Künstler redet, wie es ihm zwang- und formlos aus der Tiefe der Seele fließt. Es ist schwer, mit Worten davon eine Vorstellung zu geben. Man muß es lesen, dann stehen diese Gestalten des alten Thieß Thießen, des flotten Besenbinderjungen Fiete Krei, der alten treuen Kindsmagd Wiete Penn, der stattlichen Lena Tarn, die Jörns erste Frau wurde, und der zierlichen Lisbeth, die er später heiratete, lebendig und für immer vor unsern Augen. Wir denken an Jörns Schwester, die wilde Elsbe, in der das heiße Blut der Uhlen die Überhand gewinnt, und an die einsame Sanddeern, die sich so tüchtig durchringt. Das sind alles wirkliche, echte Menschen, meist Originale, so ganz individuell und doch so voll allgemein menschlicher Züge, daß wir in einzelnen uns selbst und unsre eigne Umgebung wiederfinden.

Auffallend ist, daß der „Jörn Uhl" eine große Ähnlichkeit

---

*) Welcher Leser versteht wohl S. 515: „Es soll ja damals in Bethlehem einer gewesen sein, der war flink und vorlaut. Er sprach einen Prolog, der nicht vorgesehen war, und verwirrte das ganze Programm, wie die Erzählung deutlich zeigt. Die anderen, die nachkamen, waren mehr aristokratisch, mehr rein himmlisch, mehr von der Sorte: da freien sie nicht und lassen sich nicht freien."

mit einem älteren, viel gelesenen und hochgeschätzten Werke Sudermanns hat. Wenn Frenssen nicht schon zwei bedeutende ältere Dichtungen aufzuweisen hätte, könnte dieser Umstand seinem „Jörn Uhl" trotz seiner Eigenartigkeit und seiner Vorzüge verhängnisvoll werden. Man müßte dem Verfasser wenigstens vorwerfen, daß seine Erfindungsgabe nicht stark genug sei, um sich den Hauptfaden selbst zu spinnen. Allein unter den gegebenen Verhältnissen, bei der sonst so reichen Entfaltung der Phantasie, besonders auch in der „Sandgräfin", dem ganz romantischen Erstlingswerk, ferner bei der durchaus selbständigen Ausmalung der Nebenumstände im „Jörn Uhl" und bei dem verhältnismäßig geringen Gewicht, das hier der Haupthandlung beizumessen ist, besonders aber, weil wir in Frenssen den größeren Dichter erkennen, werden wir mit unserm Vorwurf zurückhaltend sein und es bei der Verwunderung darüber bewenden lassen, daß der Verfasser hierin nicht vorsichtiger gewesen ist. Dazu aber ist man gewiß berechtigt, weil man nicht annehmen kann, daß diese Berührungen auf reinem Zufall beruhen.

Denn auch im Mittelpunkte von Sudermanns „Frau Sorge" steht ein junger Landmann, der unter den kümmerlichsten Verhältnissen heranwächst, den Kampf um die Rettung des väterlichen Gutes mit aller Zähigkeit, aber ohne endgültigen Erfolg aufnimmt. Auch er hat eine liebevolle, aber schwache Mutter, die zu früh dahinstirbt, auch ihm geht das Verderben vom Vater aus, der durch törichte Unternehmungen und liederliches Leben das Gut zu Grunde richtet. Hat Jörn Uhl zwei leichtsinnige Brüder, so hat Paul Mayhöfer zwei leichtfertige Schwestern, aber auch sie gehen, wenigstens zunächst, den Weg des Verderbens wie Elsbe Uhl, trotz der Mühe, die er sich gibt, sie zu hüten. Hier wie dort haben technische Unternehmungen der Helden eine große Bedeutung, hier wie dort ist ein gewaltiger Brand vom höchsten Einfluß auf die Entwicklung, und das entscheidende, das lösende Wort, welches die vielgeprüften Helden zum Glück in den Hafen der Ehe führt, geht von Mädchen, hier von Lisbeth, dort von Elsbeth, aus,

welche lange die Liebe zu den zurückhaltenden Männern still im Herzen getragen haben.

Sind das auch nur äußerliche Übereinstimmungen, so sind sie doch schwerwiegend genug. Zwei Möglichkeiten zur Erklärung dieser Tatsachen scheinen nur vorhanden. Entweder hat Frenssen die „Frau Sorge" vor langer Zeit gelesen und von dem Buche einen so tiefen Eindruck empfangen, daß unwillkürlich bei Dichtung seines Romans die äußeren Umstände sich wieder in sein Bewußtsein schoben, ohne daß er an die Ähnlichkeit dachte. Will man diese wahrscheinlichste Erklärung nicht gelten lassen, so bleibt nur übrig anzunehmen, Frenssen habe absichtlich denselben Stoff gewählt, um zu versuchen, was er ihm im Gegensatz zu Sudermann oder im Wetteifer mit ihm abgewinnen könne.

Jedenfalls fordert uns die Ähnlichkeit zum Vergleich beider heraus. Und da müssen wir in der Geschlossenheit und Abgerundetheit der Handlung entschieden dem Älteren den Vorrang geben. In allem andern aber wird Sudermann von Frenssen weit übertroffen, in der Breite der Anlage, in der Vielseitigkeit und dem Reichtum der Motive und besonders in der Tiefe der Lebensauffassung und der Nachhaltigkeit der Wirkungen, welche von „Jörn Uhl" ausgehen. Es kann für einen ernsten Kritiker keinen Reiz haben, zwei Werke von solchem Wert nach der Richtung zu vergleichen, daß man sich bemüht, den einen um des andern willen herabzusetzen. Aber an einem Beispiel kann man den Unterschied im Stil beider Dichter klar zeigen und jedem poetischen Gemüt zur Empfindung bringen, auf wessen Seite die größten Vorzüge liegen.

Beide Male handelt es sich um ein Begräbnis. In „Frau Sorge" wird die Feier ganz genau beschrieben. Wir erhalten ein vollkommen sicher und treffend gezeichnetes Bild eines solchen Landbegräbnisses mit allen einzelnen Zügen; man kann nicht einmal sagen, daß sie besonders individuell wären, abgesehen von dem, was die Hauptpersonen dabei tun. Wir sehen, wie sich die Leidtragenden versammeln, wie man sich um ihre Bewirtung müht, die bei der traurigen Lage der Familie nur notdürftig sein kann und doch möglichst anständig

erscheinen soll, wir wohnen der Totenfeier und der Beerdigung bei. Eigenartig ist nur die Gestalt unsres Helden, auf dessen Schultern alles ruht und der vor lauter Sorgen und Geschäftigkeit keine Zeit findet, der geliebten Mutter nachzutrauern.

Hier ist alles herbe und in den Kontrasten schneidend. Ganz anders bei Frenssen. Lena Tarn, Jörns junge Frau, sein einziges und erstes Glück, ist im ersten Kindbett gestorben und hat den schwerfälligen, um die Existenz des väterlichen Hofes in schwerster Arbeit des Leibes und der Seele ringenden Mann allein gelassen, der es endlich auch einmal so gut haben wollte wie andre Leute.

Lena liegt im Sterben; ihre Gedanken verwirren sich im Fieber, oder sie erhellen sich in höherem Licht: „Da wandte sie sich ab und ging also von den Menschen weg allein über die Heide, immer weiter. Und es war einsam, und es wurde dunkel, und ihr wurde bange. Aber wie sie weiter ging, wurde es wieder heller, als wenn eine schwere schwarze Wolke die Sonnenseite des Himmels verdeckt hatte und nun zur Seite wich. Und allmählich, mit der wachsenden Helle, kam auch wieder Gesellschaft. Es kamen von beiden Seiten unauffällig, um nicht zu erschrecken, einzelne Gestalten und gingen von hinten her schräge und lautlos auf sie zu. Sie waren Menschen ähnlich; aber sie hatten viel reinere Augen und hatten einen Gang, als hätten sie nie Sorgen gehabt, und Gewänder wie von weißer Seide. Die kamen zuletzt so nahe und waren so viel, daß sie ganz umringt war, und waren sehr freundlich mit ihr. Da wollte sie lachen. Aber sie sagten, das dürfe sie noch nicht. Der Weg stieg an; von vorn kam es wie Licht oder wie Gesang. Es kam ihr entgegen wie Milde und Stärke. Von vielen Händen angefaßt und vorwärts geleitet, kam sie vor eine ernste, heilige Gestalt, die beugte sich weit vor und sah sie freundlich an. Da streckte sie die Hand aus und hatte plötzlich einen großen Strauß von leuchtenden roten Blumen in der Hand und gab ihm die und sagte: Das ist alles, was ich habe. Ich bitte dich, laß mich bei dir bleiben. Ich bin furchtbar müde. Nachher will ich arbeiten, soviel

ich kann. Wenn du es hören magst, möchte ich gern dabei singen."

Das ist alles, was von ihrem Tode gesagt wird. Auch nur auszusprechen, daß sie starb, ist dem Dichter schon zu viel. Hier verstummt sein Mund, wo das Herz sich zusammenkrampft, und er fährt unmittelbar nach diesen Worten fort:

„Als es im Dorf bekannt wurde, daß Lena Tarn im Kindbett gestorben war, entstand ein großes Frauengelaufe, von Haus zu Haus, unter allen Linden, und es hub ein großes Trauern an. Es war kein Haus in Sankt Mariendom, in dem nicht das Fenster rechts von der Haustür mit weißem Laken verhüllt wurde. Selbst der alte Jochen Rinkmann, der sonst immer gerade das Gegenteil von dem tat, was alle taten, der so widerhaarig war, daß er bei einem Hausbrande immer seine eigene Ecke löschte und den anknurrte, der auch da löschen wollte: selbst der nahm seine blaue Tischlerschürze, da er sonst nichts zur Hand hatte, und verhängte das Fenster seiner kleinen Werkstatt, das der Haustür am nächsten war, und arbeitete den ganzen Tag im Halbdunkel. Und er sollte nicht einmal den Sarg machen."

Wir erkennen auch in dieser Schlichtheit höchste Kunst. Durch die Erzählung von der Teilnahme des ganzen Dorfes an diesem Trauerfall verhüllt der Dichter den Blick auf Jörn Uhl. Sein Leid ist so groß, daß er kein Wort dafür weiß. Auf die obigen Sätze folgen drei Sternchen, dann schließt das Kapitel mit dem Absatz:

„Als Jörn Uhl am vierten Tage vom Kirchhof heimkam, sah er die Knechte und Mädchen beieinander stehen; er wies sie an ihre Arbeit. Auf der Mitteldiele blieb er stehen und horchte. Er hatte hier oft gestanden und gehorcht, aus welchem Raum das Summen käme und der leichte, tapfere Schritt, ob sie in der Stube oder in der Küche wäre. Als er noch so horchte, hörte er das hohe Weinen des Kindes. Da ging er in die Stube. Da saß sein Vater hinterm Ofen (den nach wüstem, verschwenderischem Leben der Schlag gerührt hatte) und hatte die kalt gewordene Pfeife in der hin- und her-

fliegenden Hand und schalt, daß Wieten nicht für ihn sorgte, und am Bett stand Wieten und beugte sich über das Kind. Und es war unordentlich in der Stube."

Wer feineres Gefühl für intimere Wirkungen hat, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß hier gerade unter der nüchternen, rein sachlichen, fast herben Darstellung die tiefste Empfindung sich verbirgt.

Wir stellen dieser Situation als Beispiel eine andre gegenüber, wo sich tiefsinniger und tiefgründiger Ernst mit Komik paart. Der Knabe Jörn soll auf die höhere Schule in die Stadt. Der protzige Vater, der die meiste Zeit im Wirtshaus verbringt, hat keine Zeit, ihn anzumelden. So muß sich Onkel Thieß mit ihm aufmachen. Er hat dazu seinen hohen schwarzbraunen Cylinder aufgesetzt, den man sonst nur bei Begräbnissen trägt und den er mit einem Gummiband unter dem Kinn befestigt hat, weil seine kreisrunde Form sich zu Thießens länglichem Kopf nicht recht schicken will.

„Sie fuhren im langsamen Trabe im tiefen Sande durch die Heide. Es war kein Triumphzug. Vorne saß Thieß und sah auf die Rücken der Pferde. In seinen kleinen, klugen Augen und in seinem kleinen, mageren Gesicht unter dem hohen, steifen Totenhut blinkte und lächelte die Weisheit, welche zu den Leiden sagt: 'Ich will leise über euch lachen', und zu den Freuden: 'Ich will leise über euch weinen', die Weisheit, welche sagt: 'Das Menschenleben ist unerklärlich. Duck' dich, Vögelein, und fürchte dich nicht: es ist alles in eines großen Gottes Hand'. Und dahinter saß Jörn in all seiner frischen Jugend und in all seinem Reichtum, links Buttertöpfe und rechts Wissenschaft, und sah ernstlich grübelnd vor sich hin, als ginge es das ganze Leben hindurch hinter dem dunkelbraunen Totenhut her in das Grab."

So weiß Frenssen Stimmungen vielseitig und auf vielerlei Weise zu geben; aber auch innere Entwicklungen versteht er meisterhaft zu kennzeichnen. Wir geben ein Beispiel für viele. Jörn hat seine erste unglückliche Jugendliebe hinter sich. Der Trennungsschmerz hatte tief gegriffen. „Die Erlebnisse dieser

Tage wirkten jahrelang auf ihn. Sie wirkten auf ihn wie ein bitterkalter Winter mit wundervollen Sternennächten auf den jungen Baum. Vom Frost bis ins Mark getroffen, zieht er sein Leben in sich hinein und führt es still zwischen Wachen und Schlafen weiter, zwischen hellen Ängsten und süßen Träumen. Allmählich, wie die Sonne ihm lange schmeichelt, stundenlang ihre weiche Wange an seine Rinde legt, taut er auf und wird fröhlich. So verschloß der Junge das Schöne und das Traurige, das er in jener Morgenfrühe am Heesewald erlebt hatte. Er schloß Augen und Mund, um inwendig ungestört zu sein. Er wurde ein stiller, wortkarger Mensch. Einige Narren sagten, er wäre dumm. Wer ihm aber in diesen Jahren begegnete und ein kluger und feiner Mensch war, und hat nur einen einzigen Blick in diese scheuen, tiefliegenden, bitterernsten Augen getan, der hat wie in eine alte Bauernkirche hineingesehen, in Dämmer und Dunkel, goldene Sonnenstrahlen schräg durch hohe Fenster; und ganz hinten hat er auf dem goldglänzenden Altar hohe, stille Lichter brennen sehen." —

An dieser Stelle tritt uns eine Eigenschaft der Darstellung entgegen, die ihr ganz besonders zur Zierde gereicht. Als Kind seiner friesischen Heimat, die uns mit ihren endlosen Marschen und Heiden eintönig, fast öde erscheint und doch in ihrer Begrenzung durch das Meer das Großartige hat, welche die Gemüter in sich selbst zurücktreibt und zu sinniger Betrachtung aller Vorgänge in der Natur anregt, hat Frenssen ein ganz besonderes Auge für das Charakteristische dieser ihn umgebenden Welt. Und dies wirkt doppelt auf ihn. Einmal sieht er in Wind und Wellen, Sonne und Nebel, Baum und Strauch lebende Wesen und stattet ihr Wirken und Weben mit solchen Eigenschaften aus. So, wenn er sagt: die Sonne schmeichelt dem jungen, frosterstarrten Baum und legt stundenlang ihre weiche Wange an seine Rinde; oder: der von der Liebe berührte Mensch wird der Natur selbst in die schönen und furchtbaren, bodenlos tiefen, dunklen Augen schauen; oder: die Luft lag in den Armen der Maisonne, weich, wohlig und willenlos, als hätte sie sich müde gefreut. Dann wieder sind

ihm die Vorgänge in der leblosen Natur, die er mit ihrem ganzen Zauber zu beschreiben weiß, Symbole der Vorgänge im Menschenleben. Und das ergibt sich ihm alles ungesucht, wie von selbst. Darin liegt für ein poetisches, verständnisvolles Gemüt ein überaus feiner, intimer Reiz. Man lasse nur folgende Stellen auf sich wirken:

„Im Hause war es totenstill (es ist ein Abend im beginnenden Frühling). Draußen rieselte und plauderte der Regen. Aus den Apfelbäumen kamen weiche Vogelstimmen. Es lag ein weiches Schwellen und Dehnen zwischen den Büschen, und die Zweige tropften schwer, als wenn mit jeder klaren, fallenden Kugel ein winzig feines, schönes Wesen von Zweig zu Zweig zur Erde glitt. Er sah hinaus und wartete und glaubte zu hören, wie es leise lachte und wie die Blätter sich auftaten.“ —

„Die Nacht brach herein.

Es war eine wundervolle, ruhige Nacht. Es rieselte noch ein wenig in den Bäumen, als wenn ein Kind Abends im Bett leise weint, weil es verlassen ist und sich fürchtet. Es blitzte ein wenig am Horizont, als wenn eine Mutter mit einem Licht in die Kammer kommt, zu sehen, ob die Kinder schon schlafen. Es wehte ein wenig, als wenn eine Mutter leise ein Wiegenlied summt. Dazu schien der Mond fast voll, nur noch ein wenig schmal im Gesicht, und Sterne am ganzen Himmel warfen tausend goldene Lanzen auf die Erde, daß alles auf ihr sich duckte und still war. Selbst die Menschen, die unterwegs waren, redeten leise miteinander.“ —

Ein andermal ist Weihnachten. Die guten alten Freunde, die lange getrennt waren, Thieß Thießen und Fiete Krei, Jörn Uhl und Lisbeth Junker, die bald des kleinen Jungen liebe Mutter und Uhls traute Gefährtin werden soll, sind beisammen und könnten fröhlich sein, wenn nicht e i n e fehlte, die Schwester Elsbe, die dem wilden Menschen in die Fremde nachgelaufen ist und die man nun mit Sehnsucht zurück erwartet.

„Es kam ein kalter Nebel und zog mit einem trägen Winde dünne, graue Tücher über das ganze Land. Die Sonne

stand wie ein weißlich trüber Fleck, so groß wie ein Haus, am Himmel. Und im Vorbeiziehen ließ der Nebel in jedem Baum und an jeder Hecke, an der er vorüberging, von seinem losen Gewebe hangen: da lag das ganze Land im Rauhreif.

Da wurde es noch stiller. Die vielen tausend Stimmen, das Leben, Regen und Rufen, das sonst die Luft auch dieser Einsamkeit erfüllt, hielt an sich. Die Vögel hielten sich lautlos in der Nähe der Häuser; die Krähen flogen stumm zu ihrer Nachtherberge. So sehr bangte und verwunderte sich die Natur. Die Menschen, die sonst auf das beständige Rauschen, das durch die ganze Natur geht, nicht achten, verwunderten sich jetzt, da es verstummt war. Wenn zwei zusammen des Weges gingen, standen sie still, sahen sich an, blieben stehen, hoben die Finger und sagten leise: Hör' doch!

Die Tannen am Waldrande standen gerade und schlank, vom Scheitel bis zu den Füßen in Silberbrokat, Bräute, bereit zur Hochzeit, und hinter ihnen in fallenden, weißen Schleiern die dichte Schar der Jungfrauen. Halb schön erschien ihnen der Zauber, halb schaurig, und sie sahen jeder erstaunt auf seine Nachbarn, solange das geringe Tageslicht da war. Als es aber Abend wurde, da wandelte sich die ganze seltsame Herrlichkeit. Da sahen sie einer den andern im Totenhemd; das war mit vielen weißen Spitzen kalt und steif besetzt. Da nahm das Grauen überhand.

Das Dorf lag glänzend und neu, als wäre es zu diesem Weihnachtsfest als ein sauberes Spielzeug wie in eine neue Schachtel in dies weiche, weiße Tal gelegt. Als kämen bald Riesen aus dem Walde vom Meere her und setzten sich rund umher auf die Hügel und fingen an, mit den weißen Häusern und den schmucken weißen Bäumen zu spielen, und setzten die Häuser durcheinander und stellten die Menschen hin und her, und stellten zwei zusammen, und stellten dann Kinder daneben und ließen sie alt werden und brachten sie nach dem Kirchhof und gruben ein kleines Loch im weißen Schnee. Und dieses Spiel der Riesen dauerte schon tausend Jahre, und die Menschen im Dorf merkten es nicht."

Diese köstliche Art der Naturbetrachtung tritt uns noch viel ausgeprägter in Frenssens früherem Werk „Die drei Getreuen“ entgegen, das 1899 erschien und dem „Jörn Uhl“ in nichts nachsteht. Es ist unnachahmlich schön, wie er hier die Heide beschreibt und die Marschen und das Meer, aus inniger Liebe zu seiner Heimat.

„Langsam hob die Sonne über dem weiten Feld die Decke von Dunst. Mit weißen, starken Händen griff sie in die Wolken, nahm all den Nebel in ihre heißen Arme, daß er sich in klare Luft wandelte. Ihre Strahlen glitten über die weite, tosende Brandung, da flog das Wasser donnernd auf, viele tausend Wellen hoben sich jubelnd, warfen Millionen schimmernde, weiße Perlenschnüre hoch in die Luft und grüßten die Sonne. Ihre Strahlen malten in den Wellentälern metallenen blaugrünen Schein und schossen die Möwenscharen, die im eilenden Zug blitzschnelle Wendung machten, im sausenden Flug und verfehlten keine einzige Möwe: da glänzten unzählige weiße Flügel wie Silber im Sonnenlicht. Wer schießt so fein wie Frau Sonne?

Mit hellen, weiten Augen schaute sie über das Meer, wo hohe, stolze Schiffe zogen, und auf die Kirchen und Häuser, die fern ringsum am Strand der weiten Bucht standen. Spöttisch lächelnd umgoß sie den Leuchtturm, ihren stolzen Vertreter bei Nacht, die alte graue Mauer, mit weichem Licht; freundlich lächelnd sah sie auf das Entenpaar, das dicht nebeneinander, in stolzer Haltung, mit zurückgebogenem Hals über den Wellenkamm glitt.

Die deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen dich nicht. Sie kennen deine Größe nicht. Wer durch deine Wälder und Heide wandert und in deine Seen blickt, liegt an deiner Brust; er sieht deiner Augen Leuchten, deines Leibes Pracht, dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, vom frischen Wind umweht, da sah ich dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunkeln Scheitel, in deinem schweren Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen, mit den weißen Borden der Brandung. Da war es, wo du sagtest: Singe ein Lied

von mir! ... Wer dein Lied singen könnte, du schönes, stolzes Heimatland, und dessen, der über dir wachte!"

Alles in der Natur wird unter seiner Anschauung lebendig und steht mit einem Schlage vor unsern Augen. So, wenn er sagt: „Der Westwind, der müde Wattläufer, stieg mit schweren Wasserstiefeln ans Land und ging, leise vor sich hinsingend, an ihnen vorüber". Ich erinnere mich nicht, in unsrer Literatur ähnliches gelesen zu haben. Und von den Wolken heißt es:

„Es war Dezember und Weihnachten nahe. Wie schwer beladene Handelsleute zogen die grauweißen Wolken hinüber und versorgten alles Land mit dem herkömmlichen weißen Festkleid. Ein Wolkenwagen nach dem andern zog dahin, übervoll beladen. Und wie sie dahinfuhren, verschütteten sie einen Teil ihrer Ladung, daß Marsch und Heide ganz weiß wurden. Sie kamen von Westen her, und schon auf das wogende Meer fielen die weißen Sternchen. Was soll das kalte, unruhige Meer mit Frau Holles weißem, weichem Daunenbett? Es wird nie einschlafen."

Dies ist durchaus andersartig als das Verfahren des modernen Naturalismus, der durch neugebildete Worte, durch schallnachahmende Laute Klang und Farben nachzubilden und dadurch den Dingen nahe zu kommen suchte. Frenssen verschmäht solche Kunstgriffe durchaus. Er läßt nur seine Phantasie walten, die wahre Königin der Dichtung. Sie leistet tausendmal mehr als alle Künstelei, denn sie zieht uns unwiderstehlich in ihren Bann, weil sie in uns Vorstellungen lebendig macht, an denen wir unsre helle Freude haben. So weiß er auch den Wald anzupacken und ihm neue Seiten abzugewinnen:

„Still und feierlich, wie auf Besuch wartend, stand der Wald vor ihnen; hier und da waren Weißbirken zum Empfang vor die Tür getreten.

Ein buntes, fein gewirktes Kleid trägt der Wald, sittsam, hoch geschlossen. Nur dort in der Tiefe, wo der Bach mit seinen blanken Augen zwischen Blättern lugt, ist das Kleid ein wenig frei. Denn der Wald geht langsam gen Westen über die Heide.

Vornan ein wirres Dickicht von niedrigem Eichengestrüpp, Farn und Heidekraut, wie liegende Kinder vor seinen Füßen; dann die ersten Buchen, die mit tief herabgelassenen Schleiern des Waldes Geheimnisse decken. Vor dem allen stehen hier und da, mitten in der Heide, Weißbirken, schlanke Gesellen. Der Westwind hat sie immer wieder fest angefaßt, und sie haben sich zurückgelehnt, aber sie halten ihre Schlapphüte fest und halten Wache vor dem Wald, einzeln, zu zweien und dreien."

Fast kindlich, fast märchenhaft klingt diese Art der Schilderung. Aber wir sollten nicht mit leichtem Achselzucken daran vorübergehen. Wir sind freilich durch gepfefferte und versalzene Kost vielfach sehr verwöhnt. Allein das ist eine Verbildung. Die Moderne hat uns den Geschmack verdorben mit ihrem Heringssalat. Hier ist „reizlose Kost", von der wir heut so viel reden, weil wir von ihr wieder eine Gesundung unsrer nervösen Körper erhoffen. Bei Frenssen finden wir Nahrung für unsern Geist nach allen seinen Lebensbetätigungen. Phantasie und Gemüt kommen neben dem Intellekt voll und ganz zur Geltung, und so findet eine harmonische Erfrischung unsrer Seele durch seine Schriften statt. Das ist aber natürlich nur möglich, wenn man ihn auch in rechter Weise genießt, mit innerer Sammlung und voller Seelenruhe. Wer darauf ausgeht, nachdem er im Hasten des Tages aus einem Rausch in den andern geraten, zuletzt noch durch ein Glas Champagner die erschlaffenden Nerven neu zu stacheln, wer zu solchem Zweck einen Roman in die Hand nimmt, der lasse „Jörn Uhl" und „die drei Getreuen" ruhig liegen. Es wäre schade — um die Bücher. Zur Zerstreuung sind sie nicht geschrieben, sondern zur stillen Sammlung. Sie wollen nicht verschlungen, sondern gelesen und betrachtet werden. Darum habe ich mir hier die Mühe genommen, auf einige Vorzüge und Schönheiten aufmerksam zu machen. Zur Gesundung unser selbst und unsres Volkslebens in dieser Hinsicht können wir nur gelangen, wenn wir wieder lernen ästhetisch zu genießen. Das heißt auch beim Roman: langsam sinnend betrachten. Darum dürfen

wir nicht wertloses Zeug lesen. Darum müssen wir uns Schriftsteller oder besser Dichter suchen, die uns etwas zu sagen haben, bei denen es sich verlohnt, betrachtend zu verweilen, weil sie es mit ihrer Arbeit ernst nehmen und sich ihrer Verantwortung bewußt sind.

Daß Frenssen das ist, möchte ich zum Schluß durch einige Aussprüche belegen, welche uns bezeugen, wie er über die Schriftstellerei denkt.

In den „drei Getreuen" sagt Maria Landt zu Heim Heiderieter: „Du bist zu stürmisch. Solche Leute (auf die er mit Gewalt einwirken wollte) sind nicht zu bekehren; das muß von oben her kommen. Wenn alte, verschüttete Goldbergwerke in einem Volke wieder aufgedeckt werden, oder wenn neue, starke Gedanken ins Volk geworfen werden, das kommt alles von Gott. Und kommt es, dann kommt es stärker und stärker, wie Frühlingswind, und man kann es nicht aufhalten. Die Alten binden Tücher um ihre Ohren und sagen, sie mögen es nicht hören, die Kinder kriechen in den Winkel und sagen, sie fürchten sich; aber der Wind braust weiter. Wir aber, die wir das Feuer in uns haben, müssen schon jetzt blanke Augen haben, freundlich sein, helfen, jeder wie er kann. Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volk fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht danach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit."

Das also ist Frenssen der Idealist, der an einer andern Stelle desselben Buches sagt:

„Wer was Ordentliches schreiben will, muß erstmal ein wirklicher Mann sein, demütig vor Gott und stolz gegenüber der Welt. Ich will mich an dem, was ich lese, aufrichten. Es soll mich heben. Es soll mich ernster machen gegenüber jeder Sünde und mutiger jedem Schicksal."

Und im „Jörn Uhl" heißt es, charakteristisch für diesen Dichter und bezeichnend für das, was er bei seinen Lesern voraussetzt:

„Nur dem Demütigen gibt Gott Gnade. Nur denen, die tief forschen, viel und ernst fragen, nur denen, die bewundern, staunen und demütig verehren: nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein. Zu den Weiten und Tiefen des Menschendaseins, den wunderbaren, schönen, gelangen nur die Nichtwissenden."

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon
7

Heinrich von Kleist

Prinz Friedrich von Homburg

von

Dr. Robert Petsch
Würzburg

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus
Herausgegeben von Prof. Dr. **Otto Lyon**
7. Bändchen

Heinrich von Kleist
Prinz Friedrich von Homburg

von

Dr. Robert Petsch
Würzburg



Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903

Heinrich von Kleist ist der erste große Dramatiker des 19. Jahrhunderts; man ist gewöhnt, ihn zur romantischen Schule zu rechnen, und mit einem gewissen Rechte; er hat nicht bloß die Häupter dieser Schule glühend verehrt und mit ihren Jüngern freundschaftlichen Umgang gepflogen, auch seine poetische Technik und seine dichterische Sprache zeigen genug romantische Elemente; aber mit der Einreihung in jene Dichtergruppe ist seine poetische Eigenart nicht erschöpfend bezeichnet; stärker und bedeutsamer als seine Berührungen mit ihr sind seine Abweichungen von ihren Bahnen, und erst darin offenbart sich die innerste Natur dieses selbstherrlichen Dichters, der eben höchstens als ein Seitentrieb am Baume der deutschen Romantik anzusehen ist; ja, wir dürfen sagen: erst dadurch, daß er das Romantische in sich überwand, konnte er zum Vater des modernen Dramas in Deutschland werden.

Es liegt im Wesen der Poesie, daß sie nur zu Zeiten recht gedeihen kann, die der Phantasie und dem Gemütsleben des Menschen ihr volles Recht einräumen. Die nüchterne Verstandeskultur, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dieses „superklugen Säculums", wie Göthe spottet, besonders im nordischen Deutschland vorherrschte, hatte die Religion gegen die „Aufklärung", das Herz gegen den Kopf, das Gemüt gegen den Verstand zurückgedrängt; bei der tiefen Innerlichkeit des Germanen konnte es nicht fehlen, daß hiergegen ein gewaltsamer Rückschlag erfolgte, indem der englische Sensualismus, die unbedingte Bevorzugung des Gefühls, namentlich von einer jungen Generation wie ein neues Evangelium aufgenommen ward. Richardsons Romane mit ihrer überzärtlichen Beobachtung des eigenen Herzens, Rousseaus Werke mit ihrem schwärmerischen

Hinweis auf das vermeintliche Glück der Naturvölker, die ohne den Zwang gesellschaftlicher Abmachungen und Lügen dahinlebten in ursprünglicher Unschuld und Reinheit, sie weckten und nährten den Haß der Jugend gegen ihre Umgebung, die ihrem ungestümen Lebensdrang Schranken auferlegen wollte. In der „Sturm- und Drangperiode" erfolgt die Reaktion des Herzens gegen den Kopf, natürlich mit der gleichen Einseitigkeit, mit der vorher die Aufklärung den Verstand als Alleinherrscher ausgerufen hatte. Scharfe Pfeile des Spottes flogen von einer zur anderen Partei, und ein Werk wie Goethes „Werther" zog die gemeinsten Angriffe insbesondere des „aufgeklärten" Berliner Buchhändlers Nikolai nach sich. Dennoch zeigen die beiden Bewegungen für den tieferblickenden Kulturforscher einen gefährlichen Berührungspunkt, nämlich in der lockeren Auffassung menschlicher Sittlichkeit. Die Aufklärung meinte, wie schon griechische Denker, der Mensch werde von selbst das Rechte tun, sobald er es kenne; wenn er fehle, so geschehe es infolge mangelhafter Durchbildung seiner Vernunft, er müsse also belehrt werden, um zum Guten zurückzukehren; an eine ursprüngliche Neigung des Menschen zum Bösen glaubte man nicht. Die Stürmer und Dränger andererseits verlangten für sich das Recht, alles zu tun, wozu das „Herz" sie trieb, denn in diesem glaubten sie die Stimme Gottes oder, wie sie sich lieber ausdrückten, der „Natur" zu vernehmen. Indem sie die nachprüfende Vernunft ausschalteten, ließen sie ihren Willen ganz und gar von ihrem Gefühl regieren; es ist klar, daß auf der einen wie auf der anderen Seite die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen geschwächt werden mußte. Da aber das Drama und vor allem die Tragödie auf den menschlichen Willen und sein Verhältnis zu dem Willen der Allgemeinheit oder zu einem überweltlichen Willen begründet ist, so mußte diese Kunstgattung in jener Zeit gefährliche Einbuße erleiden. Tatsächlich erblüht denn auch um diese Zeit das „Bürgerliche Trauerspiel" in Deutschland, das nicht „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", sondern von Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit gegen den Sünder überfließt. Nur zwei Dichter aus

der Schar der Stürmer und Dränger haben es denn auch zu beherrschendem Einfluß auf die Entwickelung unserer Literatur gebracht, Goethe und Schiller; aber gerade an ihnen zeigt es sich, daß nicht der ungestüme Gefühlsdrang jener jugendlichen Strudelköpfe den Dichter macht, sondern ein harmonischer Ausgleich zwischen Kopf und Herz, zwischen Aufklärung und Sturm und Drang. Der junge Goethe wird durch Herder in Straßburg nicht eigentlich zum Schwärmen erzogen, sondern sein kritischer Verstand wird mannigfach angeregt, ein Notizbuch aus seiner Studentenzeit läßt uns über die Fülle seiner geistigen Interessen staunen, und wir sehen, daß Goethe, mochte er auch in der Jurisprudenz nicht das Höchste leisten, doch schon damals wie in seinen späteren Jahren fast übermenschlich gearbeitet hat, vor allem auch an sich selbst. Die wissenschaftliche Tätigkeit schärfte seinen Verstand, stählte seine Vernunft; er wußte sich mit mutigem Entschlusse da loszureißen, wo sein Herz ihn zu fesseln drohte, wo aber seine beste Kraft verdorrt wäre; und der junge Schiller liest nicht bloß schwärmerischen Genossen auf der Karlsschule die „Räuber“ vor, sondern er denkt, teils durch seine Fachstudien gezwungen, teils dem schwäbischen Drange zur Reflexion folgend, über die tierische und geistige Natur im Menschen nach, ringt sich zu einer sittlich-pathetischen Weltanschauung durch und überwindet eigentlich schon in seinem Erstlingsdrama die Krankheiten jener stürmischen Jugendliteratur, indem er seinen Helden auf einen Punkt führt, wo ihm vor den Folgen seiner eigenen Taten zu schwindeln beginnt. Dadurch wurden diese beiden Männer eben unsere Klassiker, daß ihr Inneres zwar unermeßliche Schätze barg, daß sie sie aber auch zu benutzen und die ungestüme Kraft ihres Herzens zu zügeln und zu bändigen wußten. Dem großen Publikum konnte das freilich nicht gefallen. Es ließ sich weiter rühren und umschmeicheln durch die Plattheiten eines Iffland, dessen Stücke dann bald durch die unsittlichen Machwerke eines Kotzebue verdrängt wurden. Und in der höheren Literatur erfolgte gegen den „kühlen Klassizismus“ der Weimarer Dioskuren ein neuer Rückschlag in der

Hinweis auf das vermeintliche Glück der Naturvölker, die ohne den Zwang gesellschaftlicher Abmachungen und Lügen dahinlebten in ursprünglicher Unschuld und Reinheit, sie weckten und nährten den Haß der Jugend gegen ihre Umgebung, die ihrem ungestümen Lebensdrang Schranken auferlegen wollte. In der „Sturm- und Drangperiode“ erfolgt die Reaktion des Herzens gegen den Kopf, natürlich mit der gleichen Einseitigkeit, mit der vorher die Aufklärung den Verstand als Alleinherrscher ausgerufen hatte. Scharfe Pfeile des Spottes flogen von einer zur anderen Partei, und ein Werk wie Goethes „Werther“ zog die gemeinsten Angriffe insbesondere des „aufgeklärten“ Berliner Buchhändlers Nikolai nach sich. Dennoch zeigen die beiden Bewegungen für den tieferblickenden Kulturforscher einen gefährlichen Berührungspunkt, nämlich in der lockeren Auffassung menschlicher Sittlichkeit. Die Aufklärung meinte, wie schon griechische Denker, der Mensch werde von selbst das Rechte tun, sobald er es kenne; wenn er fehle, so geschehe es infolge mangelhafter Durchbildung seiner Vernunft, er müsse also belehrt werden, um zum Guten zurückzukehren; an eine ursprüngliche Neigung des Menschen zum Bösen glaubte man nicht. Die Stürmer und Dränger andererseits verlangten für sich das Recht, alles zu tun, wozu das „Herz“ sie trieb, denn in diesem glaubten sie die Stimme Gottes oder, wie sie sich lieber ausdrückten, der „Natur“ zu vernehmen. Indem sie die nachprüfende Vernunft ausschalteten, ließen sie ihren Willen ganz und gar von ihrem Gefühl regieren; es ist klar, daß auf der einen wie auf der anderen Seite die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen geschwächt werden mußte. Da aber das Drama und vor allem die Tragödie auf den menschlichen Willen und sein Verhältnis zu dem Willen der Allgemeinheit oder zu einem überweltlichen Willen begründet ist, so mußte diese Kunstgattung in jener Zeit gefährliche Einbuße erleiden. Tatsächlich erblüht denn auch um diese Zeit das „Bürgerliche Trauerspiel“ in Deutschland, das nicht „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, sondern von Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit gegen den Sünder überfließt. Nur zwei Dichter aus

der Schar der Stürmer und Dränger haben es denn auch zu beherrschendem Einfluß auf die Entwickelung unserer Literatur gebracht, Goethe und Schiller; aber gerade an ihnen zeigt es sich, daß nicht der ungestüme Gefühlsdrang jener jugendlichen Strudelköpfe den Dichter macht, sondern ein harmonischer Ausgleich zwischen Kopf und Herz, zwischen Aufklärung und Sturm und Drang. Der junge Goethe wird durch Herder in Straßburg nicht eigentlich zum Schwärmen erzogen, sondern sein kritischer Verstand wird mannigfach angeregt, ein Notizbuch aus seiner Studentenzeit läßt uns über die Fülle seiner geistigen Interessen staunen, und wir sehen, daß Goethe, mochte er auch in der Jurisprudenz nicht das Höchste leisten, doch schon damals wie in seinen späteren Jahren fast übermenschlich gearbeitet hat, vor allem auch an sich selbst. Die wissenschaftliche Tätigkeit schärfte seinen Verstand, stählte seine Vernunft; er wußte sich mit mutigem Entschlusse da loszureißen, wo sein Herz ihn zu fesseln drohte, wo aber seine beste Kraft verdorrt wäre; und der junge Schiller liest nicht bloß schwärmerischen Genossen auf der Karlsschule die „Räuber" vor, sondern er denkt, teils durch seine Fachstudien gezwungen, teils dem schwäbischen Drange zur Reflexion folgend, über die tierische und geistige Natur im Menschen nach, ringt sich zu einer sittlich-pathetischen Weltanschauung durch und überwindet eigentlich schon in seinem Erstlingsdrama die Krankheiten jener stürmischen Jugendliteratur, indem er seinen Helden auf einen Punkt führt, wo ihm vor den Folgen seiner eigenen Taten zu schwindeln beginnt. Dadurch wurden diese beiden Männer eben unsere Klassiker, daß ihr Inneres zwar unermeßliche Schätze barg, daß sie sie aber auch zu benutzen und die ungestüme Kraft ihres Herzens zu zügeln und zu bändigen wußten. Dem großen Publikum konnte das freilich nicht gefallen. Es ließ sich weiter rühren und umschmeicheln durch die Plattheiten eines Iffland, dessen Stücke dann bald durch die unsittlichen Machwerke eines Kotzebue verdrängt wurden. Und in der höheren Literatur erfolgte gegen den „kühlen Klassizismus" der Weimarer Diosturen ein neuer Rückschlag in der

Romantik, die noch einseitiger als die Jugendgenossen Goethes das Recht des Gefühls betonte, aber nicht des Gefühls, das auf den Willen wirkt und zu Handlungen und großen Taten reizt, sondern des Gefühls um seiner selbst willen, das höchstens zum sinnlichen Genusse verführt. Nun wird es offen ausgesprochen, daß im Reiche der Poesie nicht Klarheit, sondern Dämmerung, nicht edles Maß, sondern die zügellose Phantasie herrschen solle, und vor allem tritt auf moralischem Gebiete eine völlige Umwälzung der Werte ein, indem die Heiligkeit der Ehe zerstört und die Parole ausgegeben wird: „Sittlich ist, wer in allen Dingen einzig seinem sinnlichen Triebe folgt." Daß auf diesem Boden kein eigentliches Drama mehr gedeihen konnte, versteht sich von selbst. Denn wenn der Held zu allem, was er tut, berechtigt ist, so haben seine Feinde natürlich von vornherein Unrecht, sind dumm oder boshaft, also in Wahrheit überhaupt keine ebenbürtigen Gegner; der Untergang des Helden kann nur Abscheu, aber nicht tragisches Mitleid einflößen, sein Sieg aber könnte uns keine reine Erhebung bereiten, denn es wäre der Sieg des Löwen über die Maus. Tatsächlich haben denn auch die eigentlichen Führer der Romantik so gut wie nichts für das Drama geleistet. Sie dämmerten entweder in voller Gefühlsseligkeit dahin, bis ihre krankhafte Einseitigkeit wirklich, wie bei dem unglücklichen Hölderlin zum Wahnsinn führte, oder der unterdrückte Verstand schlich sich doch wieder durch ein Hinterpförtchen ein, in Gestalt der berühmten „romantischen Ironie", mit der freilich der Künstler unbarmherzig sein eigenes Werk zerstörte, wie wir das bei so vielen Heinischen Gedichten bedauern müssen.

Ganz anders Heinrich von Kleist. Bei ihm ist eben nicht bloß das Gefühl hervorragend entwickelt, sondern er bringt von vornherein einen überaus starken Willen mit an seine Arbeit heran; in ihm vereint sich ein Stück märkischer Nüchternheit mit dem lebhaftesten Drange der Empfindung; oder besser, sie vereinen sich zunächst nicht, sondern lösen einander ab. „Alle Kleists — Dichter!" sagte das Volk in der norddeutschen Heimat und wies damit auf den phantastischen Zug

hin, der den Angehörigen dieser Familie eigen war; das gleiche Geschlecht aber hatte seinem Vaterlande eine unabsehbare Reihe tüchtiger, zum Teil hervorragender Offiziere gestellt; ja, der größte unter den Vorfahren unseres Dichters, Ewald von Kleist, der Sänger des „Frühlings", hatte den Heldentod für den großen König erlitten. So sind in Kleists Seele, wie in dem jungen Schiller, zwei Elemente gemischt: der heiße Drang, ein Gefühl, eine Stimmung voll auszukosten, und ein gewaltsames Vorwärtsdrängen; im Genießen wie im Kampfe, im Besitzen wie im Fordern ist Kleist gleich groß gewesen. „Alles oder nichts" ist sein Wahlspruch, „alles an alles setzen" seine dichterischen Gestalten in dem heißen, den Verstand überwältigenden Gefühl, das sie sich „nicht verwirren" lassen, sondern dem sie mit rücksichtsloser Konsequenz folgen wollen, wie Goethes Egmont, der den fremden Tropfen aus seinem Blute entfernt, den Oraniens Bedenklichkeit hat hineinträufeln lassen. Die „Schroffensteiner" nehmen keine Vernunft an, bis das Glück beider Häuser zerstört ist, „Penthesilea" rast ihre Liebeswut aus, indem sie die Zähne in den Leichnam des Geliebten einschlägt; aber, und das ist wichtig: am Schlusse erfolgt die subjektive Abrechnung, die unterdrückte Vernunft erwacht und vollzieht das Strafgericht an dem Helden, indem sie ihm den tiefen Unsinn, die Nichtberechtigung und die Nutzlosigkeit der Greueltaten zeigt, zu denen ihn sein Gefühl fortgerissen hat; bei Kleist aber trat die Reaktion im Leben früher ein; er ließ sich sein Gefühl, so stark es war, durch Vernunft „verwirren".

Die Offizierlaufbahn seiner Vorfahren verläßt er in klarer Erkenntnis, daß der öde Potsdamer Gamaschendienst seinen Geist ertöten werde; er wirft sich den Wissenschaften in die Arme und tändelt nicht bloß mit ihnen, sondern setzt sein Alles an den Wurf; die Kantsche Philosophie schmettert ihn nieder: das Bewußtsein, niemals wirklich etwas wissen zu können, will ihm „schier das Herz verbrennen". Voller Verzweiflung schreibt er an seine Schwester: „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr"; Worte, die aus der tiefsten Verzweiflung herauf-

zudringen scheinen, wie sich denn Kleist wirklich von jener Zeit an mit Selbstmordgedanken getragen haben muß; dennoch gewinnt die bessere, gesunde Natur in ihm wieder die Oberhand, er schafft sich neue Ideale: „Handeln ist besser, denn wissen", schreibt er; an Stelle des Wissensdranges ist der Schöpferdrang getreten, er denkt an fruchtbringende Tätigkeit im praktischen Leben, schließlich entdeckt er sich als Dichter. Auch hier ist sein Streben zunächst maßlos: Goethe will er den Lorbeer von der Stirn reißen, in einem Drama ohne Gleichen klassische Formvollendung mit shakespearischer Fülle vereinen; im ganzen die gleiche Forderung, die später Otto Ludwig als das Wesen des „poetischen Realismus" hinstellte. Aber der Stoff, an dem er sich versuchte, wollte sich augenscheinlich der Form nicht fügen, die dem Dichter als Ideal vorschwebte: Robert Guiscard, der kühne, tapfer dreinschlagende und schlau berechnende, rücksichtslose Normannenfürst, der sein Alles an den großen Wurf setzt, Konstantinopel zu erobern, der aber gerade vor den Mauern der Stadt von unheilbarer Krankheit befallen wird und sein letztes Ziel entschwinden, zugleich auch die Arbeit seines ganzen Lebens, das Normannenreich, durch seine eigene Schuld sich auflösen sieht, das war ein so gewaltiger, titanischer Stoff, daß es eben ohne jene Extravaganzen nicht abgegangen wäre, die wir einem Shakespeare zu gute halten müssen, zumal ja Kleist selber eben noch nicht ausgebraust war. Dennoch ehren wir sein rastloses Streben nach der Form, das sich in dem auf uns gekommenen Fragment des „Guiscard" so herrlich offenbart. Wie durch ein Wunder sind diese paar Scenen uns erhalten worden, denn alle seine Entwürfe hat der Dichter der Reihe nach vernichtet, ja, das Fehlschlagen dieser Arbeit hat ihn zum zweiten Male der Verzweiflung gegenübergestellt. Wieder schreibt er an die Schwester: „Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde: ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin." Wir wissen, zu welchen dichterischen Großtaten sich der unglückliche Mann noch

aufraffen sollte. Vorläufig war daran noch nicht zu denken, und ebenso wenig hätte damals jemand ahnen können, daß Kleist einmal den reinsten und vornehmsten preußischen Patriotismus verkörpern sollte.

Die Genossen Robert Guiscards sehnen sich nach der Heimat zurück; aber in diesem Gefühl offenbart sich für Kleist nur die Kleinheit ihrer Seele; der gewaltige Führer hat höhere Ziele, er strebt aus dem Vaterlande fort, seinem Ruhme nach, gerade wie der Dichter selbst; nach dem Scheitern seiner poetischen Pläne scheint jedes Anhänglichkeitsgefühl an die Heimat ganz und gar erloschen; wie später der „Prinz von Homburg" nur noch leben, vegetieren will um jeden Preis, so wirft sich jetzt der frühere preußische Offizier Heinrich von Kleist an die Franzosen weg, die soeben gegen England rüsten; ein glücklicher Zufall bewahrt ihn davor, unter den Fahnen des später so bitter gehaßten Napoleon zu dienen. Ganz allmählich befreundet er sich in den folgenden Jahren, wo er dem gleichförmigen, aber durch seine Regelmäßigkeit doch für ihn wohltätigen Mechanismus des Verwaltungsdienstes in Königsberg eingefügt ist, mit dem Staatsgedanken, ja, das lang unterdrückte, doch nie ganz erloschene Nationalgefühl bricht gewaltig hervor, als der französische Kaiser in preußisches Gebiet einfällt; mit tiefer Empörung sieht er seinen König zaudern, dem Eroberer mannhaft gegenüberzutreten, sieht er ihn den wackeren Schill aufopfern, aber sein ganzes Mitleid wendet sich schließlich auf die unglückliche Königin Luise, die er auf der Flucht in Königsberg sieht. Die verhaltene politische Leidenschaft in seinem Herzen wird gewaltig angefacht, als er infolge einer Willkürlichkeit der französischen Besatzung Berlins in französische Kriegsgefangenschaft gerät und monatelang in der Haft aushalten muß; in seinem neuen Wohnsitz Dresden spinnt er sich mit seinen Freunden immer tiefer in patriotische Gedankengänge hinein, die seinen kühnen Mut schon durch ihre Gefährlichkeit reizen mußten. Das Schicksal des Landes, die Möglichkeit seiner

Errettung vor dem allgewaltigen Eroberer wird hin- und hererwogen, bis endlich der Aufstand der unterdrückten Spanier, ihr überaus kühner und hartnäckiger, wenn auch schließlich unglücklicher Guerillakrieg gegen die Fremdlinge einen Lichtstrahl in dieses Dunkel wirft. Nun ist Kleist Feuer und Flamme; das Mittel zur Befreiung ist gefunden; was in Tausenden lebte, sprach er aus, denn er empfand es tiefer als alle anderen, und ein Gott „gab ihm zu sagen, wie er leide". „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre", hatte Schiller ausgerufen; noch stärker als er betonte Kleist das „Alles". „Was gilt es in diesem Kriege?" fragt er sich; und in Aufsätzen und Flugblättern, in einem „Katechismus der Deutschen", in Gedichten und vor allem in seinem Drama: „Die Hermannsschlacht" predigt er den Kampf bis aufs Blut, bis in den Tod; nach spanischem Beispiel soll der Deutsche vorgehen; Treu und Glauben hat der Eroberer gebrochen, man braucht sie ihm nicht zu halten; jedes Mittel ist erlaubt, und das Ziel ist die Vernichtung der Unterdrücker, zum mindesten Säuberung Deutschlands von ihnen; wenn dies Ziel aber nicht erreicht werden sollte, dann ehrenvoller Untergang der gesamten Nation bis auf den letzten Mann; es gilt keinen Kampf für Heimat und Besitz, sondern für Ehre und Persönlichkeit. In diesem Kriege gibt es keine Rücksicht auf Menschlichkeit und Milde, denn

„Wir übten nach der Götter Lehre
Uns viele Jahre im Verzeihn,
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein."

Hermanns Kampf gegen die Römer spiegelt den Befreiungskampf, zu dem der Dichter aufruft, so deutlich, daß man das Werk selbst in Wien nicht aufzuführen wagte:

„Ich will die höllische Dämonenbrut nicht lieben!
Solange sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!"

Und noch schroffer läßt Kleist „Germania an ihre Kinder" sich wenden:

> „Alle Triften, alle Stätten
> Färbt mit ihren Knochen weiß;
> Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
> Gebet ihn den Fischen preis,
> Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
> Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
> Schäumend um die Pfalz ihn weichen
> Und ihn dann die Grenze sein.
> Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
> Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
> Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
> Fragt euch nach den Gründen nicht."

Das ist heftiger Gefühlsüberschwang, aber das vorherrschende Gefühl ist der Haß; der Haß aber ist eine zerstörende, keine aufbauende Empfindung, mit seiner Hilfe kann man allenfalls ein lyrisches Gedicht, aber kein wohlorganisiertes Drama schreiben, und die „Hermannsschlacht" ist denn auch wohl das schwächste unter den späteren Werken unseres Dichters und wird erst dadurch dramatisch möglich, daß eben Hermann schließlich doch nicht bloß als Polterer und Blutmensch erscheint, sondern zartere Züge in seinem Wesen deutlich genug hervortreten:

> „Du bist so mild, o Sohn der Götter,
> Der Frühling kann nicht milder sein, —
> Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
> Und Blitze laß dein Antlitz spein."

Kleists innere Hitze hatte wieder einmal den Siedepunkt erreicht; in solchen Fällen pflegte seine Natur heftig zu reagieren. Mit dem Historiker Dahlmann zusammen war er über die böhmischen Schlachtfelder geschritten, hatte den Sieg bei Aspern, aber auch die Niederlage bei Wagram mit erlebt und sich schließlich den tollen Gedanken in den Kopf gesetzt, Napoleon zu ermorden; da plötzlich befällt ihn eine heftige Krankheit,

und als er nach Monaten (1809) in Berlin wieder eintritt, ist er von seinen Phantastereien geheilt, äußerlich ein gebrochener Mann, innerlich aber gereinigt und befestigt. Der Königin Luise, die mit ihrem Gemahl von der Flucht zurückgekehrt ist, überreicht er ein Huldigungsgedicht, das sie „vor den Augen des ganzen Hofes zu Tränen rührt". Ihr zuliebe und mit der bestimmten Hoffnung, von seiten des Hofes anerkannt und gefördert zu werden, schreibt er ein neues Drama. Am 19. März 1810 berichtet er seiner Schwester: „Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwill gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden." Dies Stück ist „Prinz Friedrich von Homburg".

An große Gestalten und an große Ereignisse, die wie die starken Stämme im Walde die Augen der Menge auf sich lenken und sich dem Gedächtnis einprägen, rankt sich am liebsten das Schlinggewächs der Sage an. Der Sieg, den der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg am 18. (28.) Juni 1675 bei Fehrbellin über die Schweden errang, wurde vom Volk in seiner überragenden Bedeutung und Folgenschwere ganz richtig gewürdigt und, wie das fabelhaft schnelle Heraneilen des Fürsten und seine glänzende Überwindung des gefürchteten Feindes als ein Wunder erscheinen mußte, so schmückte man auch den Bericht über die Schlacht mit wunderbaren Zutaten aus, unter denen diejenigen vom Opfertode des Stallmeisters Froben und von dem „Kinde von Fehrbellin", das der Fürst auf seinem Rosse wie einen Schutzgeist mit sich geführt habe, die bekanntesten sein dürften. Solche Motive kennt die Sage allenthalben, sie sind an sich begreiflich, weil sie dem poetischen Sinne des Volkes entflossen sind. Minder verständlich erscheint uns der Bericht über den Konflikt des Kurfürsten mit dem Reitergeneral Prinz Friedrich von Homburg, der wohl kaum ohne einen gewissen historischen Kern

erwachsen sein könnte, wenngleich ein wirkliches Vorkommnis hier gewaltig aufgebauscht worden sein mag. Der historische Prinz, der ja nicht, wie bei Heinrich von Kleist, ein schwärmerischer Jüngling, sondern ein reifer Mann war, der als glücklicher Familienvater in zweiter Ehe die Nichte des Kurfürsten heimgeführt und in seinen zahlreichen Feldzügen ein Bein eingebüßt hatte, der uns als ein frischer Reiter und kräftiger, derber Haudegen erscheint, hat tatsächlich bei Fehrbellin eine entscheidende Rolle gespielt. Er selbst schreibt darüber, aus dem Hauptquartier, an seine Gemahlin:

„Allerlibste Frawe,

Ich sage nun Ew. Liebden hiermit, daß ich gester morgen mit einichen tausend Mann in die advanguart commandieret gewesen, auf des Feindtes contenance achtung zu haben, da ich denn des Morgens gegen 6 Uhr des Feindtes ganzer armée ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, daß er sich mußte in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange aufhielte, bis mir Ihro Durchlaucht der Kurfürst mit seiner ganzen Cavallerie zu Hülfe kam. Sobalten ich des Kurfürsten Ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wieder andere ordre bekommen, und fing ein hartes Treffen mit meinen Vortroppen an, da mir denn Dörffling sofort mit einichen Regiementern secuntierte, da ging es recht lustig ein Stundte 4 oder 5 zu, bis endlichen nach langem Gefechte die Feindte weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis nach Fer-Berlin, und ist wohl nicht viel mehr gehöret worden, dann eine formirte armée mit einer starken infanterie und canonen so wohl versehen, von bloßer Cavallerie und Tragonern ist geschlagen worden. Es hielte anfänglich sehr hart, wie dann meine Vortruppen zum zweiten mal brav gehetzet wurden, wie noch das anhaltische und mehr anderer regumenter, wie wir denn endlichen so vigoureusement drauf gingen, daß uns der Feind le champ de battaglie malgré hat lassen, und sich in den passe Ferberlin retiriren mußte, mit Verlust mehr als 2000 Toten, ohne die plessierten. Ich habe ohne die 2000

im Vortrupp commandierte mehr als 6 oder 8 escatronen angeführet. Zuweilen mußt' ich laufen, zuweilen macht' ich laufen, bin aber diesesmal Gottlob ohn plessiert davon kommen. Auf schwedischer Seiten ist geplieben der Obrist Adam Wachtmeister, Obr.-Lieut. Malzan von General Delwichen und, wie sie sagen, noch gar viele hohe officirer; Delwig ist durch die Achsel geschossen und sehr sehr viele hart plessiert. Auf unser Seiten, wurd' mir der ehrliche Obrist Mörner an der Seiten knall und falle tot geschossen, der ehrliche Frobening tot mit einem Stücke kein Schritt vom Kurfürsten, Straus mit 5 Schossen plessiert, Major Schlapperdorf blieb diesen Morgen vor Ferberlin, Rittmeister Beier und Asseburg tot, Obr.-Lieut. Henning hart plessiert, Ob.-Lieut. von Wilmerstorf hart plessiert, von mir Rittmeister Buch blessiert und fast Majors Stammers ganze escatro tot, enfin sehr viele brave officirers mußten dran, General Delwichen ganzes Regiment wurde niedergemachet, daß kein Mann darvon kam, bekamen alle 8 Fahnen und 2 estendarten von gedachten Obristen Adam Wachtmeistern, 6 schöne Stücke, und holte in Ferberlin über 500 Wagens. Es ging sehr hart zu, dann wir gegen die biquen continu fechten mußten; ich bin etzliche mal ganz umringet gewesen, Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen, und wären alle unsere Stücke und der Feld-Marschalk selbsten verloren gewesen, wenn ich nicht en personne secundieret hette, darüber denn der redliche Mörner blieb. Hetten wir unsere infanterie bei uns gehabt, sollte kein Mann von der ganzen armée darvon kommen sein, es ist itzo eine solche schreckliche terreur panique under der schwedischen armée, daß sie auch nun brav laufen können. Heite schickte Wolmar Wrangel, Dalwig und andere mehr an mich und begehrten passe vor ihre Weiber nacher Pommern; Ihro Durchlaucht der Kurfürst haben Generalement einen passe vor alle Dames heite mit einem expressen Trompeter gesandt. Wollte Gott, unsere cavallerie wäre frische und nicht schwache, so sollten sie diese Nacht oder morgen dran. Aber nun gehen wir gegen Berlin oder liegen hier herum etliche Tage stille, darmit die armen Pferten nicht gar

crepieren. Von Nauum ab habe Ew. Liebden geschrieben, wie wir dazumalen selben passes uns bemächtiget, welches Schreiben ich mit einem gewissen officire vom Fußvolk geschicket; hoffe, es seie zurecht kommen. Budeweltz seind 2 Pfert totgeschossen, und ist fast keiner darvon kommen, der nicht etwas bekommen hat. Nachdeme alles nun vorbei gewesen, haben wir auf der Walstätt, da mehr als 1000 Toten um uns lagen, gessen und uns brav lustig gemacht. Der Herzog von Hannover wird nun schwerlich gedenken über die Elbe zu gehen; und ich halte darvon, weilen die Schweden nun so eine harte Schlappe bekommen, er werde sich eines bessern bedenken. Wangelin, der durch Uebergab Ratenau viele daran schultig ist, dörfte große Verantwortung haben, wo er nicht gar den Kopfe lassen muß.

Gegeben im Feldlager bei Fer-Berlin, den 19. Junij 1675."

Wir sehen aus den letzten Sätzen, daß von einem ernstlichen Konflikt zwischen dem Prinzen und dem Kurfürsten, dem er übrigens ebenbürtig war, keine Rede gewesen ist, andererseits aber doch, daß der Prinz beim Angriff seinem Kopf folgte, einer Gegenordre aus dem Wege zu gehen suchte und auch die völlige Vernichtung des Feindes nicht erreichte. (S. a. E. Wolff, Meisterwerke v. H. v. Kleist, Heft II, S. 92). Sollte da nicht wenigstens ein augenblicklicher Wortwechsel zwischen den beiden gar nicht zimpferlichen Männern nach der Schlacht stattgefunden haben? Daß der Prinz auf sein vorschriftsmäßiges Handeln noch in viel späterer Zeit Gewicht legte, mehr Gewicht, als man auf selbstverständliche Dinge zu legen pflegt, ergibt sich aus einer Stelle des Lebenslaufes, den er 1708, kurz vor seinem Tode, einem Kammerdiener, Johannes Pocksen, „von Wort zu Wort" überlieferte (vergl. H. von Kleists sämtliche Werke, herausgegeben von Zolling, III 277): „Der Kurfürst gab Seiner hochfürstlichen Durchlaucht die Ordre, den Feind aufzusuchen; Ihre hochfürstliche Durchlaucht aber wollte von dem Kurfürsten schriftliche Ordre: daß sie sollte mit

6000 Pferden den Feind aufsuchen.“ Nun sind Differenzen zwischen den beiden Fürsten geschichtlich nachgewiesen; in einem Briefe seiner Schwägerin (ebenda 278) heißt es: „Dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt, von dem, das er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt, die Pferde, die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten.“ Der Prinz hatte sich mit dem Kurfürsten über die Entschädigung für seine tätige Hilfe zeitweilig überworfen; es können nun, wie ich vermuten möchte, bei diesen Auseinandersetzungen Vorwürfe über einen zu schnellen Angriff des Prinzen gefallen sein, die dann aus der Umgebung des Fürsten ins Volk drangen und sich dort natürlich zäher festhielten, als die Erinnerung an materielle Streitigkeiten, und gegen die sich der hessische Landgraf noch vor seinem Tode sehr energisch und in einer Art, die mit seinem früheren Brief wenigstens nicht Wort für Wort stimmen will, rechtfertigen zu müssen glaubt.

Jedenfalls erhielt sich in der preußischen Armee die Legende von einer „Insubordination des Prinzen“ und von seiner Begnadigung durch den Großmut des Kurfürsten. In diesem Sinne berichtete der Freund Friedrichs des Großen, Freiherr von Pöllnitz, die Geschichte in seinen Memoiren, und durch seine Darstellung scheint der König selbst beeinflußt zu sein, wenn er in seinen „Mémoires pour servir à l’histoire de la maison de Brandenbourg“ von dem unberechtigten Angriff des Prinzen und seiner Errettung durch das entschlossene Eingreifen des Kurfürsten berichtet, der dann dem Ungehorsamen freundlich verziehen habe. Auch Kleist mochte frühzeitig die Erzählung vernommen haben; einen lebhafteren Eindruck aber empfing er wohl im Jahre 1800 durch ein in Berlin ausgestelltes, starkes Aufsehen erregendes Bild des Malers Kretschmar, das die Begegnung der beiden Fürsten nach der Schlacht darstellte. Sicherlich stand er innerlich auf Seiten des kühnen Reiters, der unbekümmert um die Ordré dem Zuge des Herzens folgte, und Schills unglücklicher Zug im Jahre 1809 mochte die alten Empfindungen in ihm neu beleben. Aber in jener schweren Krankheit, wo er sich mit dem monarchischen Gedanken, mit

der Idee der Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit, mit dem gesunden Kern des preußischen Staatskörpers aussöhnen lernte, da mochte er auch das Verhalten des Königs gegen Schill mit anderen Augen ansehen, da gewann der Konflikt zwischen dem Kurfürsten und dem Prinzen von Homburg einen persönlichen Wert für ihn als ein Spiegelbild des Kampfes zwischen den zwei Seelen in seiner eigenen Brust. Wie er sich zur inneren Harmonie durchgerungen hatte, so führte er hier den starken Gefühlsdrang des Prinzen nicht auf den Weg des Egoismus bis zur letzten Grenze, wo die Persönlichkeit sich selbst zerstört, sondern lenkte um auf den heroischen Weg und ließ die Vernunft über die Empfindung die Oberhand gewinnen; er schrieb kein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel.

Natürlich war eine wirkliche, ernsthafte, nachhaltige Bekehrung des Helden nur dadurch glaubhaft zu machen, daß vorher sein Egoismus den denkbar höchsten Grad erreichte, daß sein Wille zum Leben nach seinem eigenen Wohlgefallen sich gleichsam überschlug. Für so starke Wirkungen aber war man damals wenig empfänglich. Wer hatte denn die gleiche Erfahrung gemacht, wie der glückliche Dichter, daß auch der Eigenwilligste mit Hilfe der Vernunft sich selbst überwinden und sich in den Dienst der Allgemeinheit stellen konnte? Das Werk war für vorsichtige Seelen nicht geschrieben und verletzte in der rücksichtslosen Schilderung seelischer Kämpfe in der Brust eines jungen Fürsten zum mindesten die höfische Etikette. Wenn wir bedenken, daß in Wien nicht einmal „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" aufgeführt werden durften, weil die Handlung für das habsburgische Kaiserhaus unangenehme Dinge zu berichten hatte, so wird man verstehen, daß die Aufführung auf dem Radziwillschen Privattheater wahrscheinlich nicht zu Stande kam, daß man sich in den maßgebenden Kreisen unserm Drama gegenüber, das Kleist nach dem Tode der Königin Luise der preußischen Prinzessin Wilhelm, einer geborenen homburgischen Prinzessin, zu widmen beschloß, eisig schweigsam verhielt, und daß Iffland einer Aufführung sogar des „Käthchens von Heilbronn" im Berliner Schauspielhause behutsam

aus dem Wege ging, nicht ohne von dem gereizten und aufs tiefste gekränkten Dichter die heftigsten Vorwürfe zu ernten.

Sicherlich hat diese Verständnislosigkeit, wie die Intrigen des Ministers von Hardenberg und seiner Leute, freilich auch die Unbarmherzigkeit der eigenen Verwandten, dazu beigetragen, das Gemüt des armen Heinrich von Kleist zu verdüstern und ihn in einen Zustand der Verzweiflung hineinzudrängen, von dem er sich nicht mehr erholen sollte und dem er am 21. November 1811 am Wannsee bei Potsdam mit eigener Hand ein gewaltsames Ende bereitete.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ Das viel berufene Wort Schillers trifft hier einmal zu, was den Ausgang des Dramas anlangt: die beiden feindlichen Gewalten, die in Heinrichs von Kleist Erdenlaufbahn unablässig einander bekämpften, die überlegende Vernunft und das trotzig drängende Herz, schlossen hier einen wirklichen Frieden miteinander, keinen faulen Kompromiß; aber an Ernst fehlt es unserer Dichtung darum wahrlich nicht. Das Problem ist vielmehr so schroff gefaßt, als nur irgend möglich, viel schärfer als der behandelte Vorgang sich in der Geschichte oder Legende zutrug. Bei Friedrich dem Großen sagt der Kurfürst zum Prinzen: „Si je vous jugeais selon la rigueur des lois militaires, vous auriez mérité de perdre la vie; mais à Dieu ne plaise que je ternisse l’éclat d’un jour aussi heureux, en répandant le sang d’un prince qui a été un des principaux instruments de ma victoire.“ Das hypothetische Urteil und die unmittelbar daran schließende Verzeihung zeigt die Gewissenhaftigkeit, wie auch die Menschlichkeit des großen Kurfürsten; für den tragischen Dichter aber und vor allem für eine so konsequente Natur wie Heinrich von Kleist ist diese Milde unberechtigt, sie muß erst verdient werden. Was wäre geschehen, wenn der Kurfürst wirklich den Vollzug der Strafe anbefohlen hätte? fragt sich der Dichter und demgemäß ordnet er die Tatsachen um, gestaltet er die Charaktere neu. Nicht zwei einzelne Menschen

sind es, die hier aufeinander prallen, sondern zwei große Menschengruppen, jede in einem freilich ungemein scharf individualisierten Vertreter, zwei Weltanschauungen, die einander entgegengesetzt scheinen — nur scheinen, denn sonst gäbe es zwischen ihnen keine Versöhnung. Kultur und Natur stehen sich gegenüber, Kopf und Herz, wie beim Kampf zwischen den Aufklärern und den Stürmern und Drängern, aber die Vernunft des Kurfürsten läßt die Rechte des Herzens gelten, soweit es wirkliche Rechte und keine Anmaßungen sind, das Herz des Prinzen fügt sich der Oberleitung der Vernunft, soweit diese keine Tyrannei übt. Nicht so stehen die beiden Personen einander gegenüber, daß der Kurfürst nur dächte und rechnete, der Prinz nur empfände, sondern der erstere vertritt das durch die Vernunft geregelte Handeln von höheren, allgemeinen Gesichtspunkten aus, die mehr methodische, kommunistische Denkweise des Kulturmenschen, der letztere das mehr mechanische, unwillkürliche Denken des Naturkindes, das zum gedankenlosen, nur das Nächste erstrebenden Egoismus führt. Das ist derselbe Gegensatz wie der zwischen lebendigem Glauben und Aberglauben, zwischen persönlichem Leben und Vegetieren, den wir allenthalben im Leben wahrnehmen, und der den eigentlichen Unterschied zwischen Bildung und Unbildung ausmacht. Freilich wissen wir nun aus der täglichen Erfahrung, daß auch der Gebildetste im Augenblick der Aufregung, im Traum, in der Krankheit u. s. w. gelegentlich in die mechanische Denkweise des Ungebildeten zurückverfällt, daß die Grenzen zwischen beiden Anschauungsweisen fließend sind. Darauf gründet sich die Möglichkeit der Lösung des Konfliktes in unserem Drama: keine der beiden Kontrastfiguren verkörpert ein schroffes Extrem, sondern sie kommen sich auf halbem Wege entgegen. Nur der tragisch zugespitzte Einzelfall zwingt jeden, seinerseits bis zur äußersten Grenze seiner Denkweise vorzugehen.

Die Tat des Ungehorsams mußte also als unmittelbarer Ausfluß überwallenden Gefühls auf einer Seite erklärlich, ja, unter den besonderen Umständen, unter denen sich der Held befindet, fast verzeihlich, auf der anderen Seite aber wieder

so gefährlich für das Heer erscheinen, daß der Ernst des Kurfürsten gerechtfertigt wurde. Kleist konstruiert in diesem Sinne seinen Tatbestand mit jenem feinem analytischen Geschick, das den früheren Mathematiker und Philosophen verrät, und das er schon im „Zerbrochenen Kruge" meisterhaft bewährt hatte.

Der Kurfürst ist zur Strenge genötigt nicht bloß um der Aufrechterhaltung der Disziplin im allgemeinen willen, sondern weil er durch Ungehorsam, und zwar des Prinzen von Homburg, bereits zwei Siege verloren hat. Da das ganze Offizierkorps mit schwärmender Bewunderung an dem kühnen, jungen Helden hängt, so könnte sein Beispiel nur zu leicht verderblich wirken. Andererseits hat Kleist natürlich alles getan, um den Prinzen zu entlasten, den Vorwurf des Eigensinnes und Trotzes, der bewußten Insubordination von ihm abzuwälzen. Der Prinz ist am Tage des Kampfes nicht genügend über den Schlachtplan unterrichtet, um sich der Gesamtidee unterzuordnen, trotzdem er natürlich der Paroleausgabe beigewohnt hat — denn ein Fernbleiben in einem so wichtigen Augenblicke würde seinem Ansehen in unseren Augen schaden; folglich muß er bei der Befehlsausgabe nicht gehörig aufmerksam gewesen sein, und das motiviert der Dichter, der natürlich auch nicht den geringsten Makel der Lächerlichkeit auf seinem jungen Helden haften lassen darf, mit einem ganz eigentümlichen Zwischenzustand zwischen Traum und Wachen, indem dasjenige, was er im Traum erlebt hat, plötzlich vor ihm Wahrheit zu werden scheint: er sieht den Handschuh der Prinzessin am Boden liegen. Nun verstehen wir, warum Kleist die Traumscene an den Anfang des Stückes stellte und so eingehend und liebevoll behandelte. Sie gibt uns Aufschluß über das Doppelleben des Prinzen und liegt allem folgenden zu Grunde.

Der Eigenwille, der in der Tragödie, wie in jedem guten Schauspiel im Helden wirksam ist und ihn zum aussichtslosen Kampf gegen die Allgemeinheit, gegen eine übersinnliche Weltordnung hinreißt, muß uns vom Dichter in seiner, jede Regung

der Vernunft unterdrückenden Allgewalt dargestellt werden. Es ist etwas Wunderbares um einen solchen, alle Schranken überfliegenden Willen; nur in großen Naturen, im Künstler, im Genie ist er wirksam. Der gewöhnliche Zuschauer lernt ihn höchstens in Momenten der höchsten Ekstase kennen, er bezeichnet wohl auch den mit jenem unheimlichen Wollen Behafteten als wahnsinnig. Zu allen Zeiten haben denn auch die Dichter diesen geheimnisvollen, übermächtigen Trieb des Menschen, der zur tragischen Wirkung führt, als etwas Wunderbares hingestellt und empfinden lassen, um die Aufnahmefähigkeit ihres Publikums dadurch zu steigern. Goethe bezeichnet selber seinen Egmont als eine „dämonische" Natur, Schiller verwertet die geheimnisvollen Gesichte der Jungfrau von Orleans, den Sternenglauben Wallensteins und den Fluch in der „Braut von Messina" in ähnlicher Weise, Heinrich von Kleist, dessen eigener Person krankhafte Gemütszustände nicht ganz fremd sind, läßt seine Penthesilea in einem Wahnsinnsanfall die Zähne in das Fleisch des Geliebten schlagen, das Käthchen von Heilbronn und der Graf Friedrich Wetter von Strahl sind durch ein Doppeltraumgesicht aneinander gekettet, und Käthchen, wie der Prinz von Homburg führen im Schlaf ein eigenes Leben, das eigentlich erst die Tiefe ihrer Natur, ihre geheimsten Wünsche offenbart.

Auch wir lernen uns im Traum oft besser kennen als im Wachen. Da handeln und reden wir mehr, wie es unserer Natur entspricht, denn die kontrollierende Vernunft ist eingeschläfert, wir sehen vor uns, was wir wünschen und erschrecken dann wohl über unsere eigene Phantasie. Durch einen solchen Traum wird der Held in Grillparzers „Traum ein Leben" von seiner gefährlichen Wanderung zurückgehalten. Prinz Friedrich von Homburg aber hat sich seiner Träume nicht zu schämen. Er träumt von Ruhm und Liebesglück.

Zur Not hätte ja Heinrich von Kleist gewiß die „Zerstreuung" des Prinzen auch durch seine Ruhmbegier allein motivieren können, aber diese Empfindung, so berechtigt und ehrenhaft sie sein mag, hat doch, wenn sie zu stark wird, eine

unangenehm egoistische Nebenbedeutung, die um so häßlicher erscheinen wird, je stärker der Ehrgeiz von der ganzen Persönlichkeit Besitz nimmt. Es mußte daher noch eine andere Empfindung hinzutreten, um das Seelenleben des jungen Helden, natürlich in einer würdevollen Weise auszufüllen; denn jung mußte der Held ja sein, wenn wir ihm überhaupt seine Schwärmereien zu gute halten sollten, und welche Empfindung läge diesem Jüngling näher als die Liebe? Der Dichter brauchte hier wahrhaftig nicht beim französischen Drama erst in die Schule zu gehen, um die noble passion sich mit der belle passion verbinden zu lassen; viel eher mag der confidant der französischen Helden auf die etwas blasse Figur im Hohenzollern eingewirkt haben; um so frischer wirkt die Prinzessin Natalie, die der Dichter ebenfalls ganz selbständig erfand und für die er natürlich als Gardedame die Kurfürstin Elisa bemühen mußte. (In Wahrheit befand sich die Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea, damals in Minden.) Die junge Oranierin, die nicht zum Schein Chef eines Dragonerregiments ist, verdient es in der Tat, das ganze Herz eines jungen Helden auszufüllen, aber dieser kühne Streiter, der angesichts des Feindes sicherlich nicht mit den Wimpern zuckt, verbirgt seine Liebe zu ihr mit keuscher Scheu in den Tiefen seines Herzens, um sie nicht vor profanen Ohren zu entweihen; so heilig ist ihm das Sehnen seines Herzens, daß sich seine Liebe aufs engste mit seinem militärischen Ehrgeiz verschmilzt, eines das andere steigernd, daß der Siegeskranz, von dem er am Abend vor der Entscheidungsschlacht träumt, keinen Wert für ihn hätte, wenn er ihm nicht von der schönen Hand der Prinzessin verliehen würde. Daß der Held, der eigentlich um zehn Uhr Nachts hätte an die Hackelberge vorrücken sollen, eingeschlafen ist, wird man verstehen und entschuldigen, wenn man hört, daß er drei Tage lang den fliehenden Schweden wacker nachgesetzt ist. Der Traum selber zeigt uns, daß er nicht erschlafft ist, sondern kriegerisches Hochgefühl seine Brust schwellt, daß auch seine Liebe kein Hindernis seines Tatendranges ist, sondern ihn eher befördert. Diese innige Verschmelzung seines Ehrgeizes

und seiner Liebe macht uns später um so besser verständlich, daß er in seiner tiefsten Erniedrigung sogar auf die Wünsche seines Herzens verzichtet, um nur das nackte, animalische Leben zu erhalten. Dramatisch ist natürlich die ganze Scene auch darum wertvoll, weil der Fürst Einblick in die eigentümliche Verstiegenheit der Wünsche des jungen Prinzen erhält und vermöge seiner höheren Weisheit sofort das richtige Wort spricht: „Im Traum erringt man solche Dinge nicht!" Das Gegenteil des Traums ist hier nicht bloß das physische Wachen, nicht bloß die Tätigkeit, etwa der Kampf; davon ist der Kurfürst so gut überzeugt, wie Hohenzollern, daß der junge Held im Angesicht des Feindes seinen Mann stehen wird; was er aber von ihm verlangt, ist das moralische Wachsein, die vernunftmäßige Anerkennung des Gesetzes, woran es Friedrich von Homburg bisher oft genug hat fehlen lassen. Durch welche harte Schule er freilich noch hindurchzugehen hat, bis er dies Ziel erreicht, ahnt keiner der Beteiligten. Vorläufig sehen wir nur, wie recht der Fürst mit seiner Warnung hat, wie der Prinz den Traum im Wachen fortspinnen möchte, in den Erinnerungen an das Geschaute wahrhaft schwelgt, wozu ihm freilich der in seiner Hand zurückgebliebene Handschuh Nataliens Anlaß genug gibt, und wie er in seiner Liebesseligkeit und andererseits voll Unwillens darüber, daß er die Kurfürstin und die Prinzessin angesichts der nahenden Schlacht aus dem Lager scheiden sieht, seine klare Besinnung einbüßt. Mit halbem Ohr hört er die Paroleausgabe an, kaum vernimmt er, trotz mehrmaliger Mahnung des Feldmarschalls dasjenige, was ihn angeht, von einer Übersicht über den ganzen Schlachtplan ist gar keine Rede. Sein Unglück will aber, daß auch der alte Kottwitz, der einzige, von dem er in entscheidender Stunde allenfalls noch eine Belehrung annehmen würde, in diesem Augenblick nicht anwesend ist, da er den Schweden bis an die Hackelberge nachrücken mußte, und daß die Prinzessin ihren Handschuh gerade jetzt erst vermißt und den von ihm fallen gelassenen als den ihren erkennt, somit dem Traum der vergangenen Nacht Leben zu verleihen

scheint und seine ganzen Sinne in Verwirrung bringt, als der ihn betreffende Teil der Schlachtordnung verlesen wird. Und während dem jungen Helden das Blut in den Kopf schießt und die unbezähmbare Tatkraft in ihm auflodert, wird gerade ihm eine Rolle des Wartens zudiktiert, sein Eingreifen von einem ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten abhängig gemacht. Es ist nur zu natürlich, daß der Jüngling aus seiner Order nur den einen Satz heraushört: „Doch dann wird er Fanfare blasen lassen", ein Ausdruck seines natürlichen und durch das erhaltene Pfand des Schicksals, das sein Liebesglück zu besiegeln scheint, bis ins Ungemessene gesteigerten kriegerischen Hochgefühls. Kein Wunder, daß er in der ganzen Schlacht gleichsam nur eine Veranstaltung zur Verherrlichung seines Mutes erblickt, daß er das Bevorstehende nur von seinem persönlichen Standpunkte aus betrachtet, kein Wunder, daß er mit dem Kurfürsten, als der Seele des Ganzen, der seinen Eigenwillen gern und völlig dem Wohl der Allgemeinheit unterordnet, in einen gefährlichen Konflikt gerät.

Ein dichterisches Meisterstück, diese Paroleausgabe. Der Dichter, der auf den Saiten der menschlichen Seele spielt, wie ein Virtuos auf seinem Instrument, führt uns nach der Traumnacht mit ihrer Mondscheinpoesie mitten ins wogende Getriebe kriegerischer Arbeit. Vorzüglich weiß er die beiden Gruppen der aufbrechenden fürstlichen Familie und der Offiziere gegeneinander abzugrenzen und miteinander zu verflechten und durch die ganze Scene, von der freundlichen Geschäftigkeit des Kurfürsten und der ruhigen, vorschriftsmäßigen Aufnahme des Schlachtbefehls durch Hennings und Truchs bis zu der stätig wachsenden Unruhe des Feldmarschalls, dem die Unaufmerksamkeit des Prinzen nicht mehr verborgen bleibt, aber auch nicht erklärlich ist, durch das alles geht ein Crescendo, eine wachsende Aufregung, die unwillkürlich auch den Zuschauer mit ergreift, ihn aber doch aus der väterlich mahnenden Anrede des Kurfürsten an den Prinzen wieder Hoffnung schöpfen und schließlich von Herzen mit in den Monolog des jungen Kriegers einstimmen läßt, der hier durchaus nichts Gemachtes hat,

sondern als der einzig natürliche Ausfluß seiner Stimmung erscheint. Wie geschlossen wirkt dieser Monolog, der bei aller Fülle schöner Einzelzüge doch eine einzelne Vorstellung, die von der Siegesgöttin umschreibt; solche Stellen waren es wohl, die Heinrich Heine preisend ausrufen ließen, das Werk sei gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben.

Trotz der vielfachen Störungen bei der Paroleausgabe dürfte der im ganzen einfache Schlachtplan deutlich genug geworden sein. Inwieweit er mit den geschichtlichen Verhältnissen übereinstimmt, geht uns hier nicht an. Die Schweden haben sich, im Rücken durch den Rhinfluß gedeckt, nach langer Flucht zur Entscheidungsschlacht gestellt. Eine von ihnen besetzte und befestigte Brücke sichert ihnen in jedem Augenblick den Rückzug, zudem können sie vom rechten Flügel her nicht umzingelt werden, da sich zwischen diesem und dem Flusse ein Sumpf ausdehnt. Die einzigen Möglichkeiten blieben also ein Frontangriff oder eine Umgehung des linken Flügels. Der Kurfürst entscheidet sich für das letztere, was ihm den Vorteil bietet, zunächst nur einen Teil seiner Truppen beschäftigen und die Reiterei in voller Frische zum letzten Entscheidungsschlage zurückhalten zu können. Hennings und Truchs sollen durch einen Doppelangriff den linken Flügel der Schweden erschüttern und ins Wanken bringen, so daß er auf den rechten zudrängen muß; dieser kann natürlich, durch die gegenüberstehende märkische Reiterei unter dem Prinzen von Homburg in Anspruch genommen, nicht an Hilfe denken, bis er selber von der allgemeinen Verwirrung mit angesteckt und so in den Sumpf in seinem Rücken gedrängt wird, den er zu seinem Vorteil ausnutzen wollte und der nun der ganzen schwedischen Armee zum Nachteil geraten muß, zumal wenn inzwischen Hennings seine Umgehung vollendet und den Rückzug zum Rhinflusse völlig abgeschnitten hat. Dies etwa die Absicht des Kurfürsten, wonach der Prinz eine ehrenvolle Rolle im Verlauf des Ganzen spielen, nämlich den letzten, entscheidenden Schlag führen

und die Schweden, sobald sie gegen den Sumpf gedrängt sind, aufreiben soll. Da er aber keinen Überblick über das Ganze hat, so muß das Warten seine Geduld auf die härteste Probe stellen.

Natürlich wird sein vorzeitiger Angriff sorgfältig motiviert. Der Prinz ist bei dem nächtlichen Ritt mit dem Pferde gefallen, ohne sich Schaden zu tun — ein nicht ganz organisch eingefügter Zug, der nur dazu dient, die spätere Strenge des Kurfürsten zu begründen, indem dieser anfangs nicht glaubt, daß der Prinz selber die Reiterei geführt habe —; seine Gedanken sind immer noch bei dem gestrigen Vorfall, so daß er den gedrängten Schlachtplan, den ihm Hohenzollern nochmals entwickelt, hier nicht vollständig in sich aufnimmt; und nun entwickelt sich, unsichtbar für den Zuschauer, aber in einer unvergleichlich lebendigen Schilderung, die Schlacht mit ihrer ganzen Herrlichkeit; wir hören Hennings' Kanonendonner, wir sehen gleichsam die schwedischen Schanzen vor uns, das Dorf in Brand, die feindlichen Boten hin- und herjagen, und unser eigenes Blut gerät in Wallung; wir verstehen es nur zu gut: wenn Leute wie Hohenzollern und Kottwitz hier ins Feuer geraten, als seien sie selber unmittelbar an dem Erfolg beteiligt, der dort unten errungen wird, wie viel mehr muß das Gesehene dem jungen Prinzen in den Kopf steigen, der nicht anders meint, als man entreiße ihm den Sieg, der ihm allein gebührt. Der Traum vom Handschuh hat sich als wahr erwiesen; sollte der vom Lorbeerkranz Täuschung sein? Prachtvoll offenbart sich hier der alte Kottwitz, der so gar nichts vom bärbeißigen Krieger an sich trägt, sondern dem unter den grauen Wimpern frische Augen hervorblitzen, der sich bei seinen hohen Jahren ein jugendliches Herz bewahrt hat, der eben noch den wundervollen Morgen des Junitages bewundern und an Süßeres als ans Schlagen denken konnte: ein Soldat nach dem Herzen Heinrichs von Kleist, der den Mut mit der Milde zu paaren weiß, wie Hermann der Cherusker. Freilich, das jung gebliebene Herz birgt auch seine Gefahren; Kottwitz, der den Feldmarschall nicht angetroffen hat und vor der Zerstreutheit des Prinzen

nicht gewarnt worden ist, fühlt sich, wo er nur der Order zu folgen und sachlich zu handeln hätte, durch den Spott seines jungen Freundes persönlich beleidigt und folgt ihm nach, nicht aus Subordination, sondern aus gekränktem Ehrgefühl; ein so trefflicher Soldat er ist, es gibt auch an ihm noch zu bessern, und eben der Prinz, der ihn jetzt zum Ungehorsam verleitet, soll nachher sein Erzieher werden. Aber weiß denn der Prinz gar nichts von Subordination oder handelt er nur in augenblicklicher Verblendung? Im ersteren Falle sähe es doch nachher mit seiner Bekehrung schlecht aus und darum fügt der Dichter noch die aufgeregte Scene mit dem Offizier ein, der ihm zu widersprechen wagt und den er unter Hinweis auf die „zehn märkischen Gebote", das heißt vor allem auf das Gebot der Selbstüberwindung im Gehorsam gefangen nimmt — ohne zu bedenken, daß ihn für seinen vorschnellen Angriff dieselbe Strafe treffen muß.

Ehe er aber zu dieser Erkenntnis kommt, muß sein Siegestaumel den höchsten Grad erreichen, sein Lebensgefühl sich gleichsam überschlagen, damit nachher die Verurteilung mit um so vernichtenderer Stärke auf sein Haupt niederfalle. Was könnte aber nun wohl den Helden, dessen Angriff zwar nicht völlig gelungen ist, aber doch den Sieg entschieden hat, höher aufjubeln lassen als das Wiedersehen mit Natalie?

So dürfen wir den Prinzen auf den höchsten Gipfel seines eingebildeten Glücks begleiten und behalten dennoch immer die Empfindung, daß der Boden unter seinen Füßen wanke; gemischte Gefühle müssen in uns angeregt werden, und Kleist verwendet dazu in solchen Fällen gern falsche Nachrichten, die uns zugleich infolge der Aufregungen, die sie hervorrufen, die sonst sorgfältiger verschlossenen Herzen der handelnden Personen öffnen. So wird die seelische Handlung in der „Penthesilea" mit vollendeter Kunst dadurch gefördert, daß die ohnmächtige Amazonenkönigin über den wahren Ausgang ihres Kampfes mit Achill im Unklaren gelassen wird. Gerade das Kampfgewühl mit seiner betäubenden Wirkung auf die Sinne rechtfertigt ja so leicht das Entstehen irriger Gerüchte, und so

arbeitet Kleist auch hier meisterhaft mit der Erzählung vom Opfertode Frobens, indem er zunächst der Gemahlin und Nichte des Kurfürsten, die durch das bequeme Mittel eines Reiseunfalls in der Nähe des Schlachtfeldes zurückgehalten sind, den Tod des Kurfürsten verkünden läßt (die technische Anlehnung an die Erzählung des schwedischen Hauptmanns von Max Piccolominis Untergang ist gar nicht zu verkennen), dann aber die Schreckensbotschaft widerruft.

Scheinbar ganz nebenher, aber doch eindringlich genug werden wir dabei über den Verlauf des prinzlichen Angriffs unterrichtet. Zunächst hat der junge Draufgänger den Schlachtplan seines Fürsten durcheinander geworfen; Hennings hat die verlangte Umgehung der Schweden nicht vollenden können, ja, beinahe wären sie ihm ganz entwischt; denn der Prinz mußte, als das feindliche Kanonenfeuer die Scharen seiner Reiter „wie eine Saat knickend niederlegte", gar bald das Ungestüm seines Angriffs dämmen; nur durch den Zufall, daß Froben mit des Kurfürsten Schimmel fiel, wurde der Kampfesmut aufs neue aufgestachelt, ja er artete zu einer wahren Wut aus, und es ging von neuem an die Verfolgung der nun ins Wanken gekommenen Schweden, doch wurde eben ihre völlige Vernichtung in den Sümpfen nicht erreicht; immerhin sind sie doch so weit geschwächt, daß sie um einen Waffenstillstand gebeten haben und der Friede in Aussicht zu stehen scheint; aber das ist sicher, daß der Erfolg nicht so vollständig ist, wie ihn der Fürst gewünscht und, wenn alles nach seinen Befehlen gegangen wäre, mit Hennings' Umgehung zwar nicht sicher, aber doch wahrscheinlich und vor allem auf gesetzmäßigem Wege erreicht hätte; denn das sieht jeder, daß der Verlauf der Tatsachen, der in Wahrheit sich abspielte, etwas Zufallsmäßiges hatte, daß man auf solche Zwischenfälle in künftigen Schlachten nicht rechnen, daß man auf blindes Draufgehen und Entfesselung der Leidenschaften durch den Irrtum keine Taktik gründen kann. Das alles klingt bei den Worten der erfahrenen Offiziere durch, und wir können uns wohl denken, daß der Kurfürst, der jetzt durch den Waffenstillstand Ruhe

und Muße bekommen hat, das Vorangegangene gedanklich zu verarbeiten, den vollen Ernst der Sachlage erfassen wird; nicht so der Prinz, der dazu noch viel zu gedankenlos und, wie alle Menschen, die bloß ihren ursprünglichen Impulsen folgen, reiner Erfolganbeter ist. Er empfindet nicht die geringste Beklemmung wegen der letzten Vorfälle, im Gegenteil, sein Selbstvertrauen, ja, sagen wir es nur, sein Egoismus ist noch gesteigert durch den scheinbaren Erfolg; wir sehen, wie nötig er die Erziehung hat; rücksichtslos geht er auf die Erfüllung seiner Wünsche los und bietet sich den über die Schreckensnachricht vom Fall des Kurfürsten entsetzten, jeder Hilfe beraubten Damen sofort als Beschützer, ja, gleichsam als Testamentsvollstrecker des Verstorbenen an; er weiß mit merkwürdiger Geschicklichkeit die Lage auszunutzen, um sich Natalie zu erklären und bei dieser energischen Natur, die ihre Liebe bisher so keusch verbarg, eine momentane, aber um so heftigere Gegenerklärung hervorzurufen, ja er versichert sich, nachdem der Widerruf der Unglückspost erfolgt ist, des Einverständnisses der Kurfürstin: alles Hals über Kopf, so daß wir unwillkürlich an das ernste Wort gemahnt werden: „Im Traum erringt man solche Dinge nicht!“ Und wirklich werden wir durch seinen stolzen, an Wallenstein gemahnenden Ruf: „O Caesar Divus! Die Leiter setz' ich an an deinen Stern!“ sehr stark an jenen schwärmerischen Monolog erinnert, der den ersten Aufzug beschloß. Er träumt auch jetzt; aber während in jener Mondnacht das einfache Ausrufen seines Namens genügt hatte, um ihn aufzuwecken, bedarf es jetzt eines stärkeren Rüttelns an seiner eigenherrlichen Persönlichkeit, um ihm die Augen gründlich über sich und seine Pflichten zu öffnen. Der zweite Teil des Aktes bringt also noch nicht eigentlich die innere Peripetie, sondern nur den äußerlichen Zusammenbruch der stolzen Hoffnungen des Prinzen, dessen Folgen sich erst allmählich in seiner Seele einstellen. Bisher hatte sein Egoismus ein mehr verlockendes Antlitz; in seiner furchtbaren Konsequenz sollen wir ihn erst kennen lernen: der Charakter muß sich erst entwickeln, das heißt in seiner Fülle und Mächtigkeit entfalten.

Das Gleiche betrifft den Kurfürsten. Auch er steht nicht von Anfang wie ein Mann von Eisen vor uns, die milden Züge überwiegen in seinem Herzen, ja er wäre vielleicht geneigt, seinen eigenen Neigungen ein Zugeständnis zu machen und dem Prinzen von Homburg seinen Ungehorsam zum dritten Male zu verzeihen; er muß durch den Druck der Ereignisse selber zur Strenge gezwungen, seines Herrscherberufes und seiner Herrscherpflichten sich erst voll bewußt werden. So ist es zu verstehen, wenn der Kurfürst anfangs durch den oben erwähnten Unglücksfall des Prinzen über den wahren Sachverhalt getäuscht, das Verdammungsurteil über den Führer der märkischen Reiterei ausspricht, mit der stillen Hoffnung im Herzen, daß die Strafe nicht seinen Vetter treffen werde. Nachdem aber einmal die Strafe ausgesprochen ist, kann das Urteil nicht mehr ohne weiteres zurückgenommen werden; hier wäre höchstens ein Gnadenakt möglich. Aber die Gnade kann erst eintreten, nachdem das Urteil über den Schuldigen gesprochen und von diesem anerkannt ist; auch hierzu wäre der Fürst wohl bereit, aber der junge Freund macht ihm ganz unerwartete Schwierigkeiten; doch mit überlegener Ruhe und bewunderungswürdigem Takt findet sich der Fürst in seine Pflicht hinein, er wächst gleichsam vor unseren Augen; seine Charakterentfaltung geht nicht so geräuschvoll vor sich, wie die des jugendlichen Prinzen: wir hören weniger von ihm, aber seine Taten sind um so klarer und bestimmter.

Absichtlich wendet sich der Kurfürst nach der Gefangennahme des Prinzen von diesem ab und spricht über die erbeuteten schwedischen Fahnen, als ob etwas ganz Selbstverständliches geschehen wäre; gerade dadurch hofft er den Schuldigen zur Einsicht zu bringen, indem er ihm Zeit läßt, seinen Ungehorsam einzusehen; statt dessen ist dieser, der die schönsten Sterne vom Himmel fordern zu dürfen glaubte, wie vom Donner gerührt; sein ganzes Wesen ist in eine bestimmte Richtung gedrängt, jetzt plötzlich soll er zurück. Befänden wir uns in einer mehr romantischen Sphäre, als im Berliner Lustgarten, so würde er wohl ausrufen: „Verwirrt mir mein Ge-

fühl nicht". Jedenfalls ist ihm das unbegreiflich, was mit ihm geschieht; da er bisher, ohne es recht zu wissen, nur egoistisch gehandelt hat, rein persönlichen Trieben gefolgt ist, so kann er natürlich in diesem Augenblicke auch bei seinem Gegenspieler nur persönliche Motive voraussetzen; ja, als ein Schauspieler, der eine bestimmte Rolle verkörpern möchte, erscheint ihm der Kurfürst, ... neigt doch unser Held selber nur zu sehr zur Pose und träumte sich schon in die Rolle Cäsars hinein; was er aber für sich als gutes Recht in Anspruch nimmt, wäre ihm bei einem Gegner höchst unwillkommen, und so ergießt er einen vernichtenden Spott über seinen kurfürstlichen Herrn, der um einer antiken Pose willen das Herz eines märkischen Edelmannes mit Füßen trete. Der Kurfürst zeigt um so mehr Selbstbeherrschung, als der Prinz seinen augenblicklichen Gefühlen nachgibt; er begreift zwar nicht völlig, was eigentlich in dem jungen Offizier vorgeht, aber er sieht mit seinem scharfen Blick, daß dieser seiner Gedanken jetzt nicht mächtig ist; indem er vollen Ernst mit der Gefangennahme macht, hofft er ihn zur Besinnung zu bringen. Und das ist klar: wenn diese Wirkung nicht eintritt, so wird der Fürst, nicht aus persönlicher Rache wegen der erlittenen Beschimpfung, sondern um der gefährdeten Disziplin willen, ohne Gnade die Strafe an dem Prinzen vollziehen lassen.

Man kann nicht vorsichtiger und gerechter vorgehen, als es hier der große Kurfürst tut. Er läßt es dem Missetäter gegenüber an Achtung und Anerkennung nicht fehlen. Bei der Siegesfeier im Berliner Dom wird seiner rühmend gedacht, und sein Gefängnis ist kein schmachvolles, er ist gleichsam auf sein Ehrenwort in Haft, man hat also Vertrauen auf sein Offiziersbewußtsein. Nun ist es interessant, zu beobachten, wie dies Pflichtbewußtsein ganz allmählich, unter stäten, heftigen Rückfällen in den alten Egoismus, in der Seele des Prinzen sich durchringt. Er gibt jetzt zu, daß er gefehlt und den Kopf verwirkt hat; aber nicht einmal die ernsten Gesichter der Beisitzer des Kriegsgerichts können ihn an die Strenge des Fürsten

glauben machen; er erwartet nichts anderes als die Begnadigung in demselben Augenblick, wo ihm das Urteil verkündet werde. Aber gerade die Gleichgültigkeit, mit welcher der Prinz von diesen Dingen spricht, beweist uns, wie wenig eine solche Begnadigung angebracht wäre; gerade sie würde ihm das ganze Gerichtsverfahren wie eine Spielerei erscheinen lassen, und im nächsten Entscheidungsfalle würde er ebenso eigenwillig handeln, wie bisher. Auch sind ihm über die eigentliche, weittragende Bedeutung seines Falls die Augen noch gar nicht aufgegangen; er verläßt sich immer nur auf die freundlichen, väterlichen Gefühle, die der Kurfürst für ihn hege; er sieht in ihm immer nur den Menschen und nicht den Fürsten und dementsprechend in sich immer nur den Jüngling und nicht den Offizier, er denkt nicht an die Rückwirkung seiner Angelegenheit auf den Geist des ganzen Korps. Also ist seine Bekehrung, die aus den ersten Versen des Aktes zu sprechen schien, doch sehr zweifelhafter, minderwertiger Art. Und wie wenig seine Genossen ihren fürstlichen Herrn verstehen, beweist das Verhalten Hohenzollerns; das persönliche Denken des jungen Führers hat sie alle angesteckt; der Freund überzeugt zwar den Prinzen von dem Ernst der Sachlage, aber auch er schiebt dem Fürsten nur persönliche Motive unter; er traut ihm wirklich einen Justizmord an seinem Offizier zu, durch den er die Hand seiner Nichte für den schwedischen Bewerber frei halten wolle: eine Beleidigung des Fürsten, die auf den Beleidiger selbst zurückfällt. In dem Prinzen aber haben seine Worte zum ersten Male einen Glauben an den Ernst der Lage hervorgerufen; plötzlich sieht er, der des Sieges und Lohnes, zum mindesten aber doch des Lebens Gewisse, sich den mörderischen Flintenläufen gegenüber, schaut er dem Tode ins Antlitz, und es ist bei seiner sensitiven, jeden seelischen Eindruck voll erfassenden und unendlich vertiefenden Natur nicht anders möglich, als daß ihm dieser Tod jetzt als das Furchtbarste erscheint; die Erlebnisse der letzten Tage haben seine Lebenslust derartig gesteigert, daß er, mit der scheinbaren Unlogik, die uns Menschen anhaftet, gerade dasjenige, was ihm das Leben erst recht

lebenswert gemacht hat, abwerfen möchte, um nur das Leben selbst sich zu erhalten. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß er sich damit eben in einer argen Selbsttäuschung befindet, daß er ein Leben als Bauer, ein bloßes Vegetieren, wie er es später ausmalt, keine Woche lang ertragen würde; vorläufig aber ertötet der Selbsterhaltungstrieb in ihm, den der Mensch eben so gut mit dem Tiere gemein hat, wie den schrankenlosen Egoismus, den der Prinz vorher bewährte, jede rein menschliche, geistige Regung in ihm, er will auf die Hand der Prinzessin verzichten, um sein Leben zu retten. Es ist ein unruhiges Hasten in seinem Aufbruche, als wolle er vorläufig Zeit gewinnen, um das Leben von neuem anzufangen; noch ist so viel höheres Leben in ihm vorhanden, daß die freundliche Warnung des wachhabenden Offiziers an sein Ehrenwort in seine Seele fällt. Der völlige Zusammenbruch der „geistigen" Natur in ihm unter dem Anprall der „tierischen" erfolgt erst auf dem Wege zur Prinzessin und ist von Kleist mit künstlerischer Weisheit hinter die Scene verlegt worden.

Nun die gefährliche, viel berufene Scene zwischen dem Prinzen und den fürstlichen Damen, dies erschreckende Gemälde einer niedergeschmetterten Seele; nur um dieses Zweckes willen, um uns Einblick zu gönnen in das verstörte Innere des Prinzen, steht sie hier, nicht eigentlich, um einen Fortschritt der Handlung anzudeuten, denn die Kurfürstin hat schon vergebens ein Wort für den Schuldigen einzulegen versucht, und Natalie ist eben im Begriff, selber zu ihrem Oheim zu gehen. Wenn freilich etwas sie zu dem schweren Schritt bewegen kann, dann ist es der Anblick des Geliebten, der soeben die heftigste innere Krisis durchmacht, in dem das Allzu-Menschliche zum letzten Male sich aufbäumt und die ganze Persönlichkeit mit sich fortzureißen droht. Wie kurzsichtig, einen solchen fieberähnlichen Anfall für die Äußerung einer dauernden Charaktereigenschaft zu halten, den Prinzen „feig" zu nennen. Gewiß, Tausende würden sich in diesem Augenblicke ruhiger in ihr Schicksal finden, ins Unvermeidliche fügen; aber der Prinz ist eben anders als die Tausende, und darum ist er reif für

einen Kleistischen tragischen Helden; er empfindet gleich Naturkindern alles tiefer, die Wonne des Sieges und das junge Liebesglück auf der einen, das drohende Grab auf der anderen Seite. Und er, den ein zurückgehaltener Handschuh in den höchsten Wonnerausch versetzen konnte, muß bis ins innerste Mark erschauern, wenn er bei Fackelschein das finstere Grab für sich ausheben sieht. Und gerade in dem plötzlichen Wechsel der Empfindungen liegt die Erklärung für die vernichtende Gewalt des Unglücks über seine Seele. Freilich dürfen wir auch nicht vergessen: wenn er so unendlich viel tiefer empfindet, so wird er auch, nachdem das überreizte Gefühl in ihm sich einmal beruhigt hat, mit den Gedanken viel tiefer in den Sachverhalt eindringen, seine Bekehrung wird eben eine viel gründlichere werden als bei jenen Tausenden, die angesichts des Todes kälter, aber doch bis zum letzten Augenblick in gewissem Sinne verbittert und von ihrem Rechte überzeugt bleiben würden. Ohne diese heftige seelische Krisis keine wirkliche, innere Umwandlung! Und ferner beachte man noch eins: Wenn der Prinz denn doch nichts weiter erfleht, als das Leben und sich bis zu dem Äußersten versteigt: „Ich frage nichts mehr, ob es rühmlich sei", so ist es trotzdem nicht das bloße, physische Leben, worauf es ihm ankommt, sondern der Tod ist ihm der plötzliche Abbruch seiner Wirksamkeit; wie erschien ihm denn das Leben auf dem Gipfel seines Glücks? Wahrhaftig nicht als ein faules Ausruhen und Genießen, der Kampf blieb seine Freude. Natalie hat recht und doch auch wieder unrecht, ihn daran zu erinnern, daß jenes Grab, das ihn erwarte, „nicht finsterer und um nichts breiter sei, als es ihm tausendmal die Schlacht gezeigt". Im Kampfe setzte er sein Leben ein und konnte es verteidigen, er empfand eigentlich erst die volle Lust des Daseins, indem er es sich in jedem einzelnen Augenblicke gleichsam aufs neue erobern mußte; dieser höchsten Lebensbejahung gegenüber ist aber der Tod von Henkershand — mag die Rolle der Henker auch von braven Soldaten gespielt werden — dieser sichere Tod, gegen den man sich nicht schützen kann, den man einfach zu erleiden hat, eben

die höchste Lebensverneinung. Und daß Lebensbejahung noch in ihm vorhanden ist, zeigt ja doch wohl deutlich genug sein Vorhaben, an den Rhein zu gehen und dort zu arbeiten im Schweiße seines Angesichts — es ist das freilich nicht das rechte Lebensideal für einen Prinzen, aber dennoch ist auch in diesem scheinbar so mutlosen Worte ein gesunder Kern nicht zu verkennen. Auf solches gelegentliche Durchblitzen der besseren Natur in dem Prinzen hat Heinrich von Kleist mit besonderer Liebe geachtet. So ist es zu verstehen, wenn der Prinz, dem noch Hohenzollerns Worte im Ohr wiederklingen, als wolle der Kurfürst seine Nichte an die Schweden verkaufen, scheinbar gleichgültig auf die Geliebte verzichtet und sie freispricht; daß er trotzdem nicht niedrig von ihr denkt, beweist seine wundervolle Ausmalung ihres traurigen Schicksals im Fall seines Todes; er weiß, daß sie mit einem anderen nicht leben kann und in dieser richtigen Einschätzung ihrer Liebe liegt doch auch von seiner Seite ein sittliches Feingefühl, das seine scheinbare Roheit Lügen straft. Auch ist Natalie viel zu klug und ihr Blick durch die Liebe viel zu sehr geschärft, als daß sie dem Geliebten ernstlich gram sein sollte um seiner harten Rede willen. — Und schließlich, worauf wir schon vorher kurz hinzudeuten hatten: Der Prinz ist ja in seinen Bewegungen nicht gehindert. Er spricht hier den Wunsch aus, der Kurfürst möge ihn mit Kassation bestrafen; ist es ihm so ernst mit diesem Wunsche nach schimpflicher Ausstoßung aus dem Heere? Dann hätte er nur nötig, jetzt nicht in seinen Kerker zurückzukehren; absichtlich hat der Fürst ihn im Vertrauen auf das Bessere in seiner Brust nur auf sein Ehrenwort gefangen gesetzt, und siehe — auf die Mahnung der Kurfürstin und Nataliens hin geht er still und, als ob sich das von selbst verstünde, in sein Gefängnis zurück: auch das Offiziersehrgefühl ist noch in ihm wirksam, wenn er sich auch dessen vielleicht nicht voll bewußt ist.

Mit der Treffsicherheit des Volksliedes weiß unser Dichter die fruchtbarsten Momente der Handlung herauszugreifen und die einzelnen Akte scheinbar auf die allernatürlichste Weise, in

Wahrheit mit der höchsten künstlerischen Weisheit, fest und sicher zu verzahnen. Kaum hat Natalie ihrem Geliebten das Versprechen gegeben, beim Kurfürsten ein Wort der Fürbitte für ihn einzulegen, als sie auch schon das Zimmer ihres Oheims betritt, den wir nun seit dem Schlusse des 2. Aufzuges nicht mehr gesehen haben. So viel wissen wir aber aus den Unterredungen des Prinzen mit Hohenzollern und mit der Kurfürstin, daß er in seinem Entschlusse nicht wankend geworden ist, sich vielmehr zu der innerlichen Überzeugung von der Notwendigkeit des vollen militärischen Ernstes auch seinem Freunde und Liebling gegenüber durchgerungen hat. Für ihn steht jetzt die Vollstreckung des Urteils fest — es sei denn, daß der Schuldige von seinem Trotz ablasse, sich dem Spruche des Gerichts in Demut unterwerfe und einzig und allein an die Gnade seines Herrn appelliere. Jedenfalls erwartet der Fürst Stunde für Stunde ein solches Gnadengesuch, denn nachdem das vaterländische Element in ihm zu seinem Rechte gekommen ist, regt sich auch sein Herz wieder, das wir in den milden und freundlichen Reden zu seiner Nichte durchschlagen hören. Gerade diesen Augenblick der inneren Harmonie, zu der sich nur ein wahrhaft großer, überlegener Geist durcharbeiten kann, greift der Dichter heraus, um so den Kurfürsten wirksam gegen den verzweifelten Prinzen sich abheben zu lassen. Gerade jetzt, wo unser Mitleid beinahe die Stimme der Vernunft in uns übertäuben könnte, ist es Zeit, um die Frage zu erörtern: Handelt der Kurfürst lieblos, wenn er den Prinzen hinrichten läßt? Gewiß hätte Kleist selber noch wenige Jahre früher diese Frage unbedingt mit „Ja" beantwortet; er bedurfte der Reife und Sammlung, der gedankenhaften Durchdringung des eigenen Lebens, der eigenen Schicksale, um sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen. Alle Liebe bedeutet im Grunde Selbstaufopferung, Unterdrückung des angeborenen Egoismus. Aber dieser Zustand der höchsten Selbstentäußerung bleibt eben das Ideal, zu dem wir uns aufschwingen sollen, das wir aber als sterbliche Menschen niemals oder nur in Augenblicken der höchsten inneren Erhebung vorübergehend er-

leben werden. Im übrigen kann man den Wert der Liebe danach einschätzen, wieviel Aussicht auf eigenen Genuß, wieviel unzweifelhafte, wenn auch gut verhüllte Selbstsucht bei ihr mit im Spiele ist. Daß der Prinz in seiner Liebe zu Natalie noch nicht ganz rein und selbstlos ist, sehen wir aus der Leichtfertigkeit, mit der er seine Neigungen aufgeben zu können glaubt, ohne daran zu denken, wie tief seine Worte das Herz der Geliebten verwunden könnten; der Kurfürst nun hat sich eigentlich zwischen zwei Zielen seiner Liebe zu entscheiden, zwischen der Liebe zu seinem Freunde und seinem Volke; je minder persönlich, je umfassender und objektiv wertvoller aber der Gegenstand der Liebe ist, um so wertvoller und berechtigter ist diese selbst. Was hat nun mehr objektiven Wert, das Wohl des Vaterlandes oder die Existenz eines Einzelnen? Die tiefe Weisheit des Fürsten, bei dem die Vernunft in Herzensangelegenheiten zwar nicht das letzte, aber doch ein entscheidendes Wort mitspricht, ist um die Antwort sicherlich nicht verlegen. Er sieht ja auch den Prinzen nur mit dem Auge des Freundes an, nicht mit dem des liebenden Mädchens; um einen Grad kühler darf und muß seine Liebe schon sein, dafür ist er der Freund, der Mann ... der Herrscher. Und hier liegt der entscheidende Punkt; hier kann ihn weder Natalie, noch die Fürstin, noch irgend einer seiner Offiziere verstehen. Selbst die Nichte glaubt, er wolle das Schauspiel des erhabenen Kriegshelden aufführen, der vor lauter Erhabenheit unmenschlich werde ... Worte, die ihn aufs tiefste verwunden müßten, wenn er nicht an solche Mißverständnisse gewöhnt wäre und schon aus diesem Grunde sein Inneres vor der Umgebung gern verschlösse. Wie ein Fels steht er inmitten der brandenden Wogen, mit dem lebendigen, liebewarmen Fürstenbewußtsein, nicht mit der kalten Staatsraison in seiner Brust. Sie alle folgen, auch im Dienste des Vaterlandes, nur persönlichen Motiven ... er steht über allen und lenkt sie alle, wie Hans Sachs in Wagners „Meistersingern" den „Wahn" der anderen zu lenken sucht. In Worte fassen kann er sein fürstliches Gefühl nicht, man würde ihn gar nicht oder nur teilweise ver-

stehen, wie Natalie auf Grund ihrer mangelnden Erfahrungen allen Ernstes glaubt, das junge Vaterland sei schon so weit erstarkt, daß ein krasser Fall der Insubordination der Armee nicht dauernd schädlich werden könne; die Offiziere aber, die das Todesurteil fällten, handelten eben nach dem Buchstaben des Gesetzes, ohne sich in den Geist ihres Herrn hineinversetzen, ohne seine Liebe zu seinem Volke eigentlich nachempfinden zu können; so steht er erhaben über allen da, wächst über seine ganze Umgebung hinaus und entwickelt sich gerade an dem vorliegenden Rechtsfalle zu dem idealen Fürsten im Sinne Kleists, der Strenge und Milde zu paaren weiß, alles aus Liebe zum Vaterlande tat, auch die Liebe zum Einzelnen gelten läßt, aber nur, soweit sie sich mit seinen höheren Pflichten verträgt.*) Friedrich Wilhelm gedenkt in unserem Drama mit keiner Silbe eines Sohnes und dereinstigen Thronfolgers. Vielleicht aber können wir aus seinen Worten gelegentlich heraushören, daß er die Hoffnung hegte, der Prinz von Homburg werde sich dereinst zu seiner Höhe der Anschauungs- und Denkweise durcharbeiten; noch jetzt hofft er ihn wohl durch seine Strenge zur Einkehr und Umkehr zu erziehen; wie hoch er ihn achtet, wie grenzenlos er ihm vertraut, sehen wir aus dem ritterlichen Gefängnis, das er ihm bewilligt, aus der Art, wie des Siegers auf der Kanzel gedacht wird u. s. w. Im anderen Falle hätte er vielleicht wirklich den Fall nicht so ernst genommen und ihn mit Kassation bestraft, ihn schimpflich aus seinem Heere ausgestoßen, woran ja der Prinz einen Augenblick denkt.

Um so tiefer muß der Kurfürst bestürzt werden, als er von der scheinbaren völligen moralischen Zerrüttung seines jungen Freundes hört. Im ersten Augenblick versucht er aus den Worten der Prinzessin zu entnehmen, was ihm sicherlich das Liebste wäre: „Er fleht um Gnade?". Aber seine über-

---

*) Über diese Scheidung zwischen höherer und niederer Liebe findet man Näheres in meinen Erläuterungen über Ibsens „Brand". (Würzburg, J. Frank, 1903, M. 1,50.)

legene Vernunft kann immer nur auf Augenblicke verwirrt werden; diese Unterwerfung bedeutet bloß ein feiges Weichen vor der Übermacht, nicht eine auf Selbstüberwindung gegründete Anerkennung eines höheren Rechtes. Freilich, so schlimm steht es mit dem Prinzen denn doch nicht, wie die Prinzessin seinen inneren Zustand ausmalt; sie redet die übertreibende Sprache des Entsetzens, sie macht den Prinzen wirklich zu einem ganz unwürdigen Schwächling, sie hält für einen dauernden Zustand, was nur der Ausfluß einer augenblicklichen Erregung ist; in Wahrheit klangen ja schon die letzten Worte des Unglücklichen etwas ruhiger. Auch über den Kurfürsten wird das Allzu-Menschliche auf einen Augenblick Herr, in einer Aufwallung des persönlichen Gefühls ruft er aus: „So ist er frei!" Sogleich aber beginnt die Vernunft sich wieder zu regen, die Überlegung tritt an die Stelle fliegender Hitze; hinter dem Jammerbilde, das Natalie entworfen hat, tritt die edle Gestalt des Prinzen auf, die der Kurfürst in seinen Schlachten kennen gelernt hat; sollte eine solche Wandlung möglich sein? Immerhin, der Fürst kann das Wort, das er eben aussprach, unter allen Umständen aufrecht erhalten; wenn das Todesurteil auf die Erziehung des Prinzen berechnet war, so hat es seinen Zweck erfüllt; entweder ist er jetzt wirklich so tief gesunken, wie seine Geliebte es darstellt; dann mag er davonlaufen, wie ein weggejagter, ungetreuer Bedienter; dann besteht auch keine Gefahr für die brandenburgische Armee, die Offiziere würden den Feigling einfach verachten; ganz anders, wenn die augenblickliche Verzweiflung nur das Symptom eines Kampfes zwischen den persönlichen und den Gemeingefühlen des Prinzen ist, eines Kampfes, der bei seiner im Kern gesunden und vornehmen Natur wahrscheinlich zu Gunsten des letzteren enden wird; sollte das der Fall sein, so ist die Begnadigung um so eher möglich; und voller Vertrauen auf die sittliche Natur des Prinzen legt der Kurfürst die Entscheidung in seine Hand, ob das soeben von brandenburgischen Offizieren gegen den Prinzen Friedrich von Homburg gefällte Todesurteil gerecht sei oder nicht: Sinkende und Verzweifelnde heilt man am besten, indem

man ihnen einen Beweis des Vertrauens gibt; nur zu gern arbeitet sich das unterdrückte moralische Gefühl daran wieder empor. Freilich ist diese Angelegenheit nur ein Geschäft für Männer und darum läßt er Natalie nicht tiefer in sein Herz hineinblicken; denn ihr Gefühl, das vordem, noch beim Eintreten des verstörten Prinzen, so rein und sicher, so uneigennützig und vaterländisch empfand, ist jetzt auch in Verwirrung geraten, aus Liebe sucht sie jetzt den Prinzen um jeden Preis zu retten. Daß es mit der ausgesprochenen Begnadigung eine eigene Bewandtnis habe, empfindet die Prinzessin gleichsam instinktiv. Aber zu voller Klarheit kann sie sich in dieser Stimmung nicht durcharbeiten; so tut denn gerade sie in ihrer Herzensangst einen Schritt, der zunächst eine neue Komplikation der Lage herbeiführen, schließlich aber doch zur reinsten Lösung beitragen soll: sie beruft ihr Dragoner-Regiment von Arnstein nach Fehrbellin, um einen gewissen moralischen Druck auf den Fürsten auszuüben; freilich hat Kleist dafür gesorgt, diesen verzweifelten Schritt sorgfältig zu motivieren und zum mindesten die Verantwortung der Initiative von ihr abzuwälzen.

Graf Reuß bringt eine Bittschrift sämtlicher Offiziere des Kottwitzschen Dragoner-Regiments zu Gunsten des Prinzen. Unbedenklich fügt Natalie ihren Namen hinzu, aber auch sie ist überzeugt, daß die Supplik einen größeren Eindruck machen würde, wenn die hier in Fehrbellin lagernden Offiziere auf Veranlassung der Kameraden vom Dragoner-Regiment sich anschließen würden. Ein solcher Anschluß aber müßte sich natürlich ergeben, nicht durch einen eigens abgesandten Boten, der um die Unterschriften würbe; das sagt Kottwitz sein militärisches Gefühl. Nun fügt es sich aber, daß sie wirklich in der Lage ist, das Regiment herzubeordern; der Kurfürst hat, „bedrängt von anderen Geschäften“, also vor seiner letzten Unterredung mit der Prinzessin, dieser die Heranziehung ihres Regiments aufgetragen, er hat auch wohl die Motivierung hinzugefügt, daß Kottwitz die Stellung bei Arnheim zu enge sei; in Wahrheit aber ist es ihm um etwas anderes zu tun:

gerade das Dragoner-Regiment, das mit dem Prinzen zusammen den Schlachtbefehl verletzt hat, soll im Notfall an ihm die Strafe vollziehen, um sich von dem Ernst und der Würde des Rechtes zu überzeugen; das hat auch Natalie geahnt, wie sie später selbst durchblicken läßt, und wir können überzeugt sein, daß ihr niemals der Vollzug eines Befehls schwerer gefallen ist, als diesmal; so hat sie denn vorläufig die Sache auf sich beruhen lassen, bis ihr gleichsam ein glücklicher Zufall die Gelegenheit gibt, dasjenige, was zum Verderben des Prinzen ersonnen ist, zu seinem Vorteil auszubeuten. Und um so eher kann sie auch den Befehl vorläufig nur bedingt erteilen; denn wenn der Prinz jetzt wirklich befreit wird, so braucht der Kurfürst die Dragoner nicht zum Henkerdienst und das Regiment darf in Arnstein bleiben. Somit ist alles bestens motiviert, und wir wissen nun, warum später bei dem Kurfürsten ein anfängliches Erstaunen über das Anrücken Kottwitzens so schnell der Erleichterung Platz macht, weil er sich seines Befehls entsinnt.

Wie Natalie vorher zusammenbrach vor Schmerz über die Niedergeschlagenheit des Prinzen, so bangt ihr jetzt vor seinem Auferstehen zur früheren Heldengröße. Denn eine Ahnung von dem moralischen Gefühl des Geliebten lebte von vornherein in ihr; wie könnte sie ihn auch sonst lieben, sie, eine brandenburgische Prinzessin? Dennoch sucht sie jetzt durch einen Schwall freudig erregter Worte dies Gefühl in dem Geliebten zu übertäuben, um ihn nicht zur Besinnung kommen zu lassen, um sein Leben zu erhalten. Darum schickt sie den Offizier hinaus, darum zieht sie alle Register von Furcht und Hoffnung an, weist noch einmal auf das drohende Grab hin und erbietet sich sogar, dem Prinzen seinen Brief zu diktieren. Aber gerade diese stürmische Eile muß dem Verurteilten, der in dem prachtvollen Eingangsmonologe mit Wehmut, aber doch mit ruhiger Gefaßtheit seinem Schicksal entgegengesehen hatte, auffallend sein, muß seinen Argwohn wachrufen; die Vernunft ist wieder in ihm rege geworden, und der Kurfürst hat gerade das rechte Mittel getroffen, um sie zu stärken und zu festigen, in-

dem er den Schuldigen seiner eigenen Tat als objektiven Richter gegenüberzustellen suchte. Daß der Prinz im ersten Augenblick wirklich noch einen Brief beginnt, der ihm zur Schande gereichen würde, ist nicht verwunderlich; wir sind eben Zeugen des Kampfes zwischen den beiden Trieben seiner Seele, eines Kampfes, in dem schließlich der Egoismus unterliegt — freilich noch nicht völlig; es ist doch noch ein gewisser Trotz in ihm vorhanden, ein Gefühl, als ob der Kurfürst das starre, strenge, unerbittliche Recht immer noch einseitig verträte: „Kann er mir vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite, so mag ich nichts von seiner Gnade wissen". Er hat sich also noch nicht ganz zu der nationalen Denkweise seines Herrn durchgerungen, er betrachtet die ganze Angelegenheit, obwohl er von seiner schweren Schuld überzeugt ist und sie aufrichtig bereut, immer noch zu persönlich, er bedenkt nicht, daß Tausende von Herzen ihm entgegenschlagen, Tausende von Augen auf ihn sich heften, um ihm als ihrem Führer zu folgen, daß er aber auch für diese Tausende in sittlicher Hinsicht mit verantwortlich ist. Also nicht mit einem Schlage, sondern schrittweise, als echter, im besten Sinne moderner Dramatiker führt uns der Dichter die Reinigung des Prinzen vor. Der erste Schritt ist getan, persönlich erkennt er sich als überwunden an; und so hat er schon ein Herz gewonnen, zum Bewußtsein seiner selbst, zur Einigkeit mit sich selber gebracht, das seiner Natalie, die ja, zumal als liebende Frau, auch zur egoistischen Denkweise neigt. Indem sie aber ihr Regiment herkommandiert, um jetzt ihren Geliebten, der auf eine unwürdige Befreiung verzichtet hat, mit Gewalt zu erlösen, verhilft sie ihm unbewußt zu der Gelegenheit, die möglichen Folgen seiner unbesonnenen Handlungsweise selber zu übersehen und sich völlig zu überwinden. So trägt sie denn wirklich zu seiner Befreiung bei, freilich in anderer Weise, als sie sich träumen läßt.

Wiederum sind zwei Akte auf das Festeste miteinander verzahnt; beim Anbruch des fünften Aufzugs ist das Dragoner-Regiment der Prinzessin schon vor dem Schlosse aufmarschiert.

Diese Eile muß den Fürsten stutzig machen; wenn er auch im Drange der Geschäfte den Wunsch geäußert hat, daß Natalie das Regiment herbeordern solle, so ist er doch nicht auf einen nächtlichen Aufmarsch vor seinem Schlosse gefaßt; so kommt es, daß er vorläufig das Ereignis mit seinem eigenen Befehl noch nicht in einen logischen Zusammenhang bringt. Er ahnt sofort, daß es sich um einen leichten Versuch einer Rebellion handelt, zumal er auch von einer Versammlung der Offiziere auf dem Rathause hört. Absichtlich läßt ihn also Kleist auf einen Augenblick in dem Glauben, als sei der alte Kottwitz wirklich eigenmächtig in Fehrbellin eingerückt, um uns zu zeigen, daß der Fürst auch in diesem Falle nicht um Haaresbreite von seiner Herrscherpflicht weichen würde; zunächst faßt er aber die ganze Angelegenheit mit kühlem Blute auf: sein Respekt, den er bei den Soldaten genießt, ist so groß, daß an eine ernstliche Gefährdung der Disziplin nicht zu denken ist, und den Schreckschüssen Dörflings setzt er eine eisige, imponierende Ruhe gegenüber: „Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt, schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn". Er hat das volle Majestätsbewußtsein Kleistischer Helden, das zudem auf ein sicheres Gefühl von dem Autoritätsbedürfnis der Menschen begründet ist. Und dies Gefühl soll ihn nicht täuschen; erleichtert kann er aufatmen, als er hört, daß Kottwitz nicht eigenmächtig, sondern auf Order der Prinzessin erschienen sei, auf einen Befehl hin, der von ihm selber ausging; jetzt entsinnt er sich auch sofort des Zusammenhangs, indem er dem Obersten die Bestimmung zuweist, dem Prinzen morgen die letzten Ehren zu erweisen. In Wahrheit freilich hat er den Prinzen schon halb und halb begnadigt, denn der Brief, den er soeben von seiner Hand erhielt, bewies ihm die erhabene, echt brandenburgische Denkweise des Verurteilten. Aber er muß jetzt als Landesvater und Heerführer die Probe machen, ob das Beispiel des Prinzen auch den Geist seiner Armee nicht in dem Maße vergiftet habe, daß eine Begnadigung mit Rücksicht auf das Ganze immer noch untunlich wäre. Das ist nicht eine äußerliche Komplikation, die der Dichter zur Erweiterung

und Verbreiterung der Handlung eingefügt hätte, sondern sie dient zur Vertiefung, sie erhebt uns Zuschauer erst auf den Standpunkt des Kurfürsten und — des Helden. Denn dieser selber muß natürlich den Ausschlag geben, obwohl ihm die Kameraden vorarbeiten dürfen. Das Problem war also dieses: auf der einen Seite mußte sich dem Kurfürsten der gute und gesunde Kern seiner Armee offenbaren, auf der anderen Seite eine augenblickliche Mißleitung des kameradschaftlichen Gefühls dargetan werden, das aber durch den Prinzen selbst in die rechten Bahnen zurückgelenkt werden kann; diese Aufgabe erfüllt die prächtige Unterredung mit dem alten Kottwitz, der zwar die Tat seines Lieblings mit sehr unzureichenden taktischen Gründen zu rechtfertigen sucht, ja sogar die Berechtigung der Insubordination unter bestimmten Bedingungen verficht, dabei aber eine wundervolle Auffassung seines Berufes offenbart; wir sind überzeugt, daß nur aus Liebe zu dem jungen Führer sein junggebliebenes Herz mit dem alten Kopf durchgeht und daß er im Ernstfalle sich ganz gewiß nicht von so utilitaristischen Gedanken leiten lassen werde, wie er sie hier vorträgt. Wir fühlen sehr deutlich, daß ihm bei der ganzen Auseinandersetzung nicht recht wohl ist und daß er den Ungehorsam des Prinzen in seinem Herzen gewiß „zum Teufel wünscht". Immerhin ist es bis zu einem gewissen Grade bedenklich, daß ein so ausgezeichneter Offizier zur Kasuistik seine Zuflucht nimmt und die Tat lieber mit allen Mitteln rechtfertigt, anstatt um Gnade für einen Schuldigen zu flehen. So wenig kennt er eigentlich das Herz seines großen Fürsten. Gottlob kann der Kurfürst jetzt, aber auch nur jetzt über diese Gefahr hinwegsehen, denn derselbe Prinz, der seinen Offizieren das Pflichtgefühl verwirrte, hat ihm soeben einen Beweis dafür gegeben, daß es in ihm selber um so reiner und reicher sich entfalten will, daß er nicht, wie Kottwitz, gesonnen ist, den Kopf daran zu setzen, um nur dem eigenen Herzen folgen zu dürfen, sondern daran, daß die Disziplin und die moralische Gesundheit der brandenburgischen Armee erhalten bleibe. Nun dürfen wir aber die analytische Kunst des Dichters von neuem bewundern: nicht

sofort darf der Prinz auftreten, um Kottwitz zu widerlegen; erst soll gleichsam der Kurfürst selbst mit ihm und seiner Tat ins Reine gekommen sein; denn etwas Unbegreifliches muß doch für ihn der eigenmächtige Reiterangriff behalten, den der Prinz trotz seiner persönlichen Warnung unternommen hat. Die Erklärung gibt das Schreiben Hohenzollerns, das den Kurfürsten tiefe Blicke in die Seele des jungen Schwärmers tun läßt, aber erst jetzt, zu einer Zeit, wo er sich davon überzeugt hat, daß ein solcher Schwärmer und Träumer auch ganz gesund denken kann; wenn ihm Natalie in jener Unterredung die gleiche Erklärung gegeben hätte, der Fürst wäre wohl an der Rettung seines Freundes verzweifelt; jetzt muß er Achtung vor diesem Träumer haben, dessen nächtliches Schwärmen gerade einen höheren Grad des Gefühls bedeutete, eines starken und kräftigen Gefühls, das nun in den Dienst der Gesamtheit gestellt werden soll und sich selbst stellen will. Nicht bloß der Prinz, auch der Kurfürst lernt in diesem Drama manches Neue, auch seine Weltanschauung wird erweitert und vertieft; mit einer gewissen Beschämung überzeugt er sich von dem Sachverhalt, einer Beschämung, die sich in vorübergehendem Zorn Luft macht; aber dieser Zorn richtet sich ja nicht gegen den Prinzen, sondern gegen Hohenzollern; es handelt sich darum, ob die Verantwortung auf dem Herren oder auf dem Freunde des Unglücklichen laste; von diesem selber aber ist schon keine Rede mehr.

Er hat sich jetzt zur Festigkeit und Tapferkeit durchgerungen; mutig hat er soeben noch einmal in sein künftiges Grab geschaut, ehe er vor seinen Gebieter hintritt. Meisterhaft weiß der Dichter seine Sprache zu steigern. Gerührt über die Treue seiner Kameraden, die doch im Grunde einen Eingriff in die Herrschgewalt des Kurfürsten bedeutet, ringt er sich doch das Wort vom Herzen ab: „Ich will den Tod, der mir erkannt, erdulden". Der heftige Widerspruch, auf den er stößt, überzeugt ihn von der Notwendigkeit seiner völligen Unterwerfung unter die Disziplin, die sich durch sein Beispiel zu lockern droht, so daß er nun mit um so festeren, nachhaltigeren Worten den

gleichen Entschluß ausspricht und begründet. Da ist nichts mehr von Bitterkeit und Enttäuschung, sondern „versöhnt und heiter" erkennt er das höhere Recht des Vaterlandes an, das er hier zum ersten Male mit begeisterten Worten preist, während vorher der Krieg ihm eigentlich mehr ein Spiel war, in dem er seine eigene Kraft und Geschicklichkeit zeigen konnte. Und wenn er früher, ebenso wie der kurzsichtige Hohenzollern, dem Kurfürsten zeitweilig einen gemeinen Schacher mit der Hand seiner Nichte zugemutet hatte, weiß er jetzt mit dem Auge des Mitgefühls in die Brust des Herrschers zu blicken: Friedrich Wilhelm, dessen Sieg bei Fehrbellin ja (nach der Darstellung unseres Dichters) infolge des Ungehorsams des Prinzen nicht ganz vollständig war, mußte notwendigerweise an einen verhältnismäßig günstigen Frieden denken, da er, zumal bei der drohenden Insubordination, weiterer Erfolge nicht unbedingt sicher war. Und die Schweden forderten die Hand der Prinzessin Natalie; sollte er, wo das Wohl des Vaterlandes in Betracht kam, diese Bedingung einfach schroff zurückweisen, zumal der Verlobte seiner Nichte infolge seines andauernden Trotzes vielleicht den Tod erleiden mußte? Jetzt plötzlich fällt dem Kurfürsten ein Stein vom Herzen, da der Prinz sich so mannhaft in sein Schicksal findet und der alte Kottwitz, der eben noch so gefährlich zu disputieren wußte, sich mit unverhohlener Erleichterung trotz seines ungeheuren Schmerzes auf die Seite des jungen Helden stellt, da er sich überzeugen kann, daß im Grunde doch der gute, alte, brandenburgische Geist in der Armee noch lebendig ist und soeben einen glänzenden Sieg über den natürlichen Egoismus des Menschen errungen hat: jetzt darf er die schwedischen Friedensbedingungen zurückweisen, er ist des Sieges mit einer solchen Armee so sicher, wie seiner selbst.

Und dieser Geist, der in der Armee lebt, reißt den Fürsten selbst unwillkürlich zur Begeisterung hin, wie er dem Munde des zum Tode Bestimmten das höchste Lob seiner Fürstenwürde entlockt. Die beiden Herzen haben sich gefunden, und ihre Saiten klingen harmonisch zusammen. Kaum kann der Herr-

scher seine Freude verbergen, er sammelt sich aber, während der Prinz die letzte, gefährlichste Probe besteht, indem er Natalie, die trotz aller Vorschriften der Hofetikette zu ihm dringt, mit sanfter Gewalt von sich fern hält. Er will den Tod jetzt erdulden, um seine eigenen Ideale zu retten.

Warum läßt ihn der Kurfürst abführen, warum begnadigt er ihn nicht auf der Stelle? Wenn er das tun wollte, so hätte er es ebensogut schon früher tun können, sobald er von der Sinnesänderung des Schuldigen überzeugt war; aber ihm kommt es ja viel weniger auf diesen einen, als auf sein ganzes Heer an; was ihn im letzten Grunde zum Freispruch bestimmt, ist ja gerade die Überzeugung von dem geretteten Korpsgeist. Und diesen Geist will er gerade in seiner Armee aufs neue wecken und nähren. Nicht er hat den Prinzen verdammt, sondern ein Kriegsgericht, das sich aus Offizieren der Armee zusammensetzte. Er gab nur den Anstoß zu den Beratungen dieser strengen, aber gerechten Behörde. So will er auch jetzt den Schein wahren, als sei das Schicksal des Prinzen in die Hand der Offiziere gelegt; um so weniger werden sie Grund haben, in einem ähnlichen Falle zu Suppliken oder gar zu Drohungen ihre Zuflucht zu nehmen. Darum legt er also den Getreuen das Urteil vor, nachdem er die Bitte des Prinzen um Abbruch der Friedensverhandlungen mit den Schweden erfüllt hat. Aber es kostet ihm große Mühe, seine eigene innere Erregung zu verbergen. In dem doppelten: „Wollt ihr?" macht sich die ungestüme Freude seines Herzens Luft.

Man hat den Schlußauftritt „opernhaft" genannt und darin eine Konzession an die Schaulust und Empfindsamkeit des Zuschauerpöbels gesehen, man hat geglaubt, Kleist wolle die Handlung mit einer Parallelscene zum Anfang abschließen, als hätte sich der Dichter hier von rein formal-ästhetischen Beweggründen leiten lassen, wo ihn doch nur die Rücksicht auf die innere Folgerichtigkeit, auf die logische Entwickelung des Dramas bestimmen konnte. In Wahrheit will der Kurfürst natürlich nicht Komödie spielen, wenn er den Prinzen mit verbundenen Augen wieder in den Schloßgarten führen läßt, in dem er einst

von Sieg und Liebesglück geträumt hat. Er vollendet vielmehr sein Erziehungswerk mit der Weisheit, die wir an ihm kennen gelernt haben; er liebt es nicht, eine angefangene Arbeit halbfertig aus der Hand zu legen. Wenn er vorher dem Prinzen warnend zugerufen hatte: „Im Traum erringt man solche Dinge nicht", vielleicht mit einem etwas ironischen Seitenblick auf den Schwärmer und Träumer, so hat er sich jetzt davon überzeugt, daß dieser junge Held auch ein gewisses Recht zum Träumen habe, denn er weiß auch zu wachen und im Wachen zu siegen; ja, er hat den schwersten Sieg errungen, den Sieg über sich selbst, über das eigene, trotzige „Ich". Nun darf er träumen und schwärmen, nun darf er Lorbeerkranz und Liebesblick empfangen, denn er hat sie verdient, aber nicht wie eine kühl hingeworfene Entschädigung erhält er diese Güter, sondern er darf die ganze selige Stimmung durchkosten, die für den tief Empfindenden immer das reinste Glück bedeutet. Wie er früher von seiner stolzen Höhe so jäh herabgestürzt wurde, so wird ihm jetzt plötzlich die Binde von den Augen genommen und, statt in sein Grab, schaut er in sein Glück. Dieser Kurfürst weiß zu lieben und zu verstehen, mitzuempfinden, zu befreien und zu beglücken, er ist kein finsterer Tyrann, sondern, was so schwer zu vereinen ist, ein gewaltiger Fürst und ein großer, guter, reiner Mensch. Und ebenso selten ist die Vereinigung der Kräfte in dem jungen Prinzen: er ist ein feinfühliger, zartbesaiteter Jüngling und doch ein ganzer Mann. Nur das ist ja für Kleist der wahre Held, der Strenge und Milde zu paaren weiß. Als solche Helden zeigen sich der Kurfürst und der Prinz und damit lösen sie in jedem von uns die reinsten Gefühle, und nicht bloß der geborene Preuße, sondern jeder unbefangene Zuschauer wird in diesen Ruf mit einstimmen: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs".

